

Agnese Dubova, Ineta Balode und Konrad Schröder (Hg.)

# Sprach- und Kulturkontakte im Ostseeraum



University  
of Bamberg  
Press

#### 4 Schriften der Matthias-Kramer-Gesellschaft zur Erforschung der Geschichte des Fremd- sprachenerwerbs und der Mehrsprachigkeit

Schriften der Matthias-Kramer-Gesellschaft  
zur Erforschung der Geschichte des Fremd-  
sprachenerwerbs und der Mehrsprachigkeit

Herausgegeben von Andreas Flurschütz da Cruz,  
Mark Häberlein, Stefan Newerkla und Michael Prinz

Band 4



University  
of Bamberg  
Press

**2022**

# Sprach- und Kulturkontakte im Ostseeraum

Herausgegeben von Agnese Dubova, Ineta Balode  
und Konrad Schröder



Bibliographische Information der Deutschen Nationalbibliothek  
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliographie; detaillierte bibliographische Informationen sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de/> abrufbar.

Dieses Werk ist als freie Onlineversion über das Forschungsinformationssystem (FIS; <https://fis.uni-bamberg.de>) der Universität Bamberg erreichbar. Das Werk – ausgenommen Cover, Zitate und Abbildungen – steht unter der CC-Lizenz CC-BY.



Lizenzvertrag: Creative Commons Namensnennung 4.0  
<https://creativecommons.org/licenses/by/4.0>.

Herstellung und Druck: docupoint Magdeburg  
Umschlaggestaltung: University of Bamberg Press  
Umschlagbild: Karte des Baltikums von 1705. Wikimedia Commons.  
[https://de.wikipedia.org/wiki/Livland#/media/Datei:Ducatum\\_Livoniae\\_et\\_Curlandiae\\_Nova\\_Tabula,\\_1705.jpg](https://de.wikipedia.org/wiki/Livland#/media/Datei:Ducatum_Livoniae_et_Curlandiae_Nova_Tabula,_1705.jpg)

© University of Bamberg Press, Bamberg 2022  
<https://www.uni-bamberg.de/ubp/>

ISSN: 2365-3183 (Print)                      eISSN: 2750-851X (Online)  
ISBN: 978-3-86309-841-4 (Print)            eISBN: 978-3-86309-842-1 (Online)  
URN: urn:nbn:de:bvb:473-irb-525952  
DOI: <https://doi.org/10.20378/irb-52595>

# Inhalt

*Ineta Balode, Agnese Dubova, Konrad Schröder:*

Einleitung . . . . . 9

## Zur Kulturgeschichte im Ostseeraum

*Mark Häberlein:*

Kaufleute als kulturelle Vermittler im Ostseeraum (Spätmittelalter und Frühe Neuzeit) . . . . . 21

*Anuschka Tischer:*

Zwischen ‚deutsch‘ und ‚undeutsch‘: Die Rolle deutscher Aufklärer in Livland in der Sprach- und Kulturvermittlung. . . . . 53

*Manfred von Boetticher:*

Reformation und Minderheitensprachen in Osteuropa: Eine Typologie . . . . 69

## Mehrsprachigkeit und Sprachkontakte im Ostseeraum

*Vibeke Winge:*

Gebrauch des Deutschen als Kontaktsprache der Dänen im Ostseeraum. . . . 81

*Konrad Schröder:*

Sprachen und Fremdsprachen jenseits von Deutsch in Danzig, Königsberg und im Baltikum der Frühen Neuzeit . . . . . 95

*Walter Kuhfuß:*  
Französischunterricht auf der Ostsee . . . . . 141

*Bernd Marizzi:*  
Mehrsprachigkeit der spanischen Konsuln im Ostseeraum . . . . . 153

*Pēteris Vanags:*  
Die Lettisch-literarische Gesellschaft und ihr Beitrag zur Entwicklung  
der lettischen Schriftsprache . . . . . 167

Texte als Evidenz sprachlicher, kulturhistorischer  
und literarischer Kontakte

*Gisela Brandt:*  
Einwohner Kurlands im deutschsprachigen Zeitungsdiskurs der  
2. Hälfte des 18. Jahrhunderts: Textsorten, regionalsprachliche  
Infiltration . . . . . 205

*Ineta Balode:*  
Vom Geburtsbrief zur Geburtsurkunde. Eine Fallstudie zu  
charakteristischen Textmerkmalen . . . . . 223

*Benedikts Kalnačs/Rolf Füllmann:*  
Der lettische Schriftsteller Rūdolfs Blaumanis um 1905: Tradition,  
Symbolismus und Revolution . . . . . 251

*Lina Plausinaityte/Vilma Zubaitienė:*  
Deutschsprachige Gebrauchsliteratur als Quelle des handschriftlichen  
zweisprachigen deutsch-litauischen Wörterbuchs von Jacob Brodowski  
(18. Jahrhundert) . . . . . 263

*Justina Daunoriené:*

*In terram non bonam.* Zur Darstellung von Litauern in Chroniken  
des Deutschen Ordens . . . . . 297

Anschriften der Autorinnen und Autoren . . . . . 311





## Einleitung

Der vierte Band der Schriftenreihe der Matthias-Kramer-Gesellschaft zur Erforschung der Geschichte des Fremdsprachenerwerbs und der Mehrsprachigkeit führt ins Baltikum – in eine Region, die im heutigen geopolitischen Kontext mit den drei baltischen Staaten der EU in Verbindung gebracht wird: Estland, Lettland und Litauen. Allerdings trägt der Sammelband im Anschluss an die wissenschaftliche Konferenz, die vom 20. bis zum 22. September 2018 in Riga stattfand, einen weiter gefassten Titel: *Sprach- und Kulturkontakte im Ostseeraum*. Zwar liegt das Baltikum im Zentrum des Interesses, doch die sprachlichen, kulturellen, akademischen und sonstigen Beziehungsgeflechte ragen weit über seine Grenzen hinaus. Um der Frage *Warum eigentlich das Baltikum als Zielraum?* zuvor zu kommen, sollen im Folgenden wesentliche Hintergründe kurz skizziert und erläutert werden.

Aufgrund der historischen Entwicklung im Laufe der Jahrhunderte begegneten sich im Ostseeraum eine Vielzahl von Sprachen, Kulturen, Gesellschaftsformen, Konfessionen sowie unterschiedliche politische Systeme. Sprachlich betrachtet, wurden und werden nach wie vor – aus baltischer Perspektive – an den westlichen Gestaden des *mare Balticum* nordgermanische Sprachen gesprochen, auf seiner Ostseite die finno-ugrischen Sprachen Finnisch und Estnisch (das Livische kaum noch) sowie die baltischen Sprachen Lettisch und Litauisch. Südlich davon, in der russischen Exklave Kaliningrad/Königsberg, ist seit 1945 Russisch Amtssprache, das in der Sowjetzeit auch in den damaligen baltischen Republiken de facto zur Zweitsprache geworden war. Die Südküsten der Ostsee sind vom Polnischen und vom Deutschen geprägt. Die Ostsee trennt diese Sprach- und Kulturräume geographisch, gleichzeitig verbindet sie die unterschiedlichen Regionen auf vielfältige Art und Weise: historisch, ökonomisch und kulturell, was den Sprach(en)gebrauch mit einbezieht.

Im Laufe der Geschichte haben mehrere Sprachen den Ostseeraum ganz oder teilweise überspannt. Durch die Handelsaktivitäten der Kaufleute übte im Spätmittelalter das Mittelniederdeutsche diese Funktion aus. Von den Kontoren und Niederlassungen in den russischen Städten (Novgorod, Pskov/Pleskau) über die großen Hafen- und Hansestädte an den Küsten Estlands und Livlands (Tallinn/Reval, Riga), Preußens, Pommerns, Mecklenburgs und Lübecks als dem „Haupt der

Hanse“ reichte das Niederdeutsche als Verständigungssprache bis nach Dänemark, Schweden, Norwegen, England und Flandern. Da verwundert es nicht, dass die Hanse gerade im handels- und kulturpolitischen Kontext gerne als ein entfernter Vorläufer der EU gesehen wird. Später förderte die lutherische Reformation den Erwerb und die Verwendung des Hochdeutschen, vor allem in solchen Regionen, die das lutherische Bekenntnis annahmen. Das Hochdeutsche wurde zur Bildungssprache der tonangebenden Adelsfamilien, der Pfarrer und Juristen, und ebenso wurde es vom gehobenen Bürgertum der protestantischen Ostseeländer geschätzt, zumal die (nord)deutschen Universitäten (Wittenberg, Königsberg, Greifswald, Rostock, später auch Halle und Göttingen) zu bevorzugten Orten des Auslandsstudiums avancierten. Im 17. und 18. Jahrhundert übernahm neben dem Hochdeutschen auch das Schwedische, das selbst in engen Sprach- und Kulturbeziehungen zu Deutschland stand, eine wichtige Rolle als Verständigungssprache, allerdings mit Einschränkungen. Zu bestimmten Zeitperioden hatten Polnisch und Russisch ähnliche Funktionen inne. Nach den Verwerfungen des 20. Jahrhunderts hat sich schließlich das Englische im ganzen Ostseeraum als übernationale Verständigungs- und mitunter auch als internationale Arbeitssprache etabliert.

Die verbindende Kraft der Sprachen und Kulturen im Baltikum ist ein Thema, das schon seit dem 18. Jahrhundert ein zunehmendes Forschungsinteresse auf sich zieht. erinnert sei z. B. an die Tätigkeit von Johann Gottfried Herder, der für einige aufklärerische Aufsätze wie die „Abhandlung über den Ursprung der Sprache“ (1772) oder „Volkslieder nebst untermischten andern Stücken“ (1778/79) gewisse Inspirationen aus seiner Studienzeit in Königsberg und aus seiner Wirksamkeit in Riga schöpfte. Mit Blick auf heute sei auf das Langzeitprojekt „Deutsches Rechtswörterbuch“ an der Heidelberger Wissenschaftsakademie hingewiesen. Das Projekt bezieht das Baltikum und auch weitere Regionen sprachlich mit ein. Nicht zuletzt sei erwähnt, dass Kārlis Milēnbachs (*Karl Mühlenbach*) die deutsche Sprache als Metasprache für sein umfangreiches Wörterbuch des Lettischen (1923ff.) wählte.

Das sind nur einige Beispiele aus einer langen Reihe, die allesamt das heutige Baltikum mit seiner vielfältigen Geschichte als ein Terrain ausweisen, auf dem jahrhundertelange Erfahrung mit der Koexistenz verschiedener Sprachen und Kulturen gesammelt wurde, wobei einerseits Synergien auftraten, doch andererseits auch Konflikte ausgetragen wurden. Schon der Standortwechsel und der Wechsel von bevorzugten Unterrichtssprachen an der ältesten livländischen Universität Dorpat/Tartu lassen auf derartige Konflikte und unterschiedliche politische Determinationen

schließen. Auch im Schulwesen wurden zu lernende Sprachen in unterschiedlichen Epochen auf unterschiedliche Weise politisch durchgesetzt.

Historisch gesehen, kommt der deutschen Sprache im Baltikum bis 1939 (in ihren jeweiligen Erscheinungsformen) eine besondere Rolle zu, vor allem auf dem Territorium des heutigen Estland und Lettland. Später (zumindest bis zum Ende des 20. Jahrhunderts) behauptete sie ihre Präsenz über feste Positionierungen als Fremdsprache im schulischen Unterricht und als beliebtes geisteswissenschaftliches Fach an den baltischen Universitäten.

Diese lange Tradition der Mehrsprachigkeit und des interkulturellen Miteinanders war der entscheidende Grund, Riga zum Standort der ersten Auslandskonferenz der Matthias-Kramer-Gesellschaft zu wählen. Zum einen erlaubte dies, die sprachlichen und kulturellen Bezüge der Gesellschaft nach Mitteleuropa auszuweiten, zum anderen auch, eine stärkere Beteiligung der baltischen Wissenschaftler zu gewinnen, was für die interdisziplinär angesetzte Erforschung des Fremdspracherwerbs und der Mehrsprachigkeit neue Anregungen bietet und die Aufarbeitung regionaler thematischer Teilaspekte fördern kann.

Der vorliegende Band enthält Beiträge, in denen versucht wird, die gegenseitige Bedingtheit der zahlreichen Aspekte und Faktoren des Sprachgebrauchs, des Spracherwerbs und des Sprachenlernens in ihrem Facettenreichtum und ihren Synergien aufzuarbeiten. Im Sinne des Konferenzkonzeptes nähern sich die Beiträger dem Thema aus drei Perspektiven: aus einer kulturhistorischen Sicht, durch Fokussierung auf Mehrsprachigkeit und Sprachkontakte und über die Analyse von Einzelaspekten in Texten, die Evidenz für sprachliche, kulturhistorische und literarische Kontakte liefern.

Im kulturhistorischen Teil werden gesellschaftliche und handelspolitische Entwicklungen sowie bestimmte soziale Gruppen charakterisiert, die den interregionalen, zwischen Akteuren und Kulturen mittelnden Sprachgebrauch in der Ostseeregion, vor allem im Baltikum, geprägt haben. In diesem Zusammenhang greift **Mark Häberlein** die Kaufleute als eine sozial, interkulturell und intersprachlich relevante Vermittlergruppe im Spätmittelalter und in der Frühen Neuzeit auf. Diese in der Fachliteratur unterschiedlich als ‚Vermittler‘, ‚Mittelspersonen‘, ‚Agenten‘, *cultural brokers* definierte soziale Gruppe ist in der historischen (etwa der wirtschafts-, kultur- und diplomatiehistorischen) Forschung lange Zeit wenig berücksichtigt worden, wird aber heute zunehmend thematisiert. Dank ihrer Fremdsprachenkenntnisse konnten gerade die Kaufleute kulturelle Transferprozesse initiieren bzw. fördern, auch dann,

wenn die vorhandenen Kompetenzen begrenzt waren und man deshalb auf besondere Sprachmittler angewiesen war. Der Ostseeraum als ein mit dem Mittelmeer konkurrierender intensiver Handelsplatz bietet dafür zahlreiche Belege, vom spätmittelalterlichen Novgorod über die Faktorei der Augsburger Fugger in Danzig in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts bis hin zu niederländischen Kaufmannsgemeinschaften und schottischen Kaufleuten im Ostseeraum des 16. und 17. Jahrhunderts. Häberlein betont, dass die Mittlerfunktion der Kaufleute mit Aspekten ihrer persönlichen Identität verbunden war. Einerseits erstrebten sie die Eingliederung in die neue Gastgesellschaft (über Einheirat, Kirchenmitgliedschaft, Bürgerrecht, Übernahme öffentlicher Ämter), andererseits bewahrten sie Kontakte zu ihren Herkunftsregionen und pflegten landsmannschaftliche Solidarität. Eine unabdingbare Voraussetzung für diese „doppelte Integration“ war die Mehrsprachigkeit der Protagonisten, die Fähigkeit, sich in der Sprache des Gastlandes auszudrücken, ohne die Muttersprache deswegen aufzugeben. Genuin polyglotte Individuen waren für die Kaufmannsgemeinden im Ostseeraum auch insofern von großer Bedeutung, als sie in der Lage waren, für ihre Landsleute unabdingbare Übersetzungs- und Vermittlungstätigkeiten zu übernehmen.

Im Beitrag von **Anuschka Tischer** wird zuerst die Begrifflichkeit ‚deutsch‘ und ‚undeutsch‘ in ihrer baltischen Prägung präzisiert. So war die Bezeichnung ‚undeutsch‘ seit dem Hochmittelalter und bis hin ins 18. Jahrhundert den Letten und Esten vorbehalten, wodurch vor allem ihr niedriger sozialer Status markiert wurde. Die Tätigkeit der deutschen Aufklärer im Baltikum – ein großer Teil von ihnen war aus dem deutschen Raum zugewandert – behandelt Tischer aus der Perspektive einer neugewonnenen Identität in der baltischen Region bzw. in Livland: Sie zeigten ein reges Interesse an Land, Menschen und Kultur und veröffentlichten entsprechende Forschungsarbeiten. Somit ragte ihre Tätigkeit weit über die (praktische) Volksaufklärung hinaus. Ihre Leistung hatte eine neue, für das Baltikum wichtige Dimension, denn auf der Suche nach eigener Identität konstruierten die Aufklärer zwei weitere, zukunftsweisende: „Aus der Dichotomie von deutsch und undeutsch wurde die Dichotomie von deutsch und lettisch bzw. estnisch“.

**Manfred von Boetticher** betont den Einfluss der Reformation auf die Entwicklung verschiedener Volkssprachen. Die Vorgabe, die christliche Verkündung in den jeweiligen Volkssprachen nahe zu bringen, wurde in Ostmitteleuropa unterschiedlich realisiert, abhängig von dem damals gegebenen Status dieser Sprachen (etwa: Mehrheits- oder Minderheitensprache) und vom Vorhandensein schriftsprachlicher Tradi-

tion. Boetticher vergleicht in diesem Zusammenhang das Sorbische in der Lausitz, das Litauische in Ostpreußen sowie das Livische und andere Volkssprachen in der Region. Seiner Meinung nach spielte die Aufnahme einer Sprache unter die offiziellen Kirchensprachen die entscheidende Rolle. Demzufolge erreichten das Lettische und Estnische das Ziel, zu einem späteren Zeitpunkt Amtssprachen zu werden, während anderen, wie dem Livischen, dieser Erfolg verwehrt blieb.

Die unter „Mehrsprachigkeit und Sprachkontakte“ erfassten Beiträge fokussieren auf die kulturhistorisch und sozial bedingten sprachbezogenen Prozesse und Entwicklungen im Ostseeraum. Der Umgang mit den Sprachen und die entsprechenden plurilingualen Kompetenzen sind durch Bildungskonzepte in einer Welt teilintegrierter Siedlungsräume und eines engen Austausches in allen Lebensbereichen determiniert.

Ähnlich wie Manfred von Boetticher für das Baltikum/den Ostseeraum betont auch **Vibeke Winge** die Rolle der Reformation für Dänemark, hier allerdings mit Blick auf den Sprachenwechsel vom Mittelniederdeutschen zum Hochdeutschen. Schwerpunktmäßig geht Winge der Frage nach, wieso das Mittelniederdeutsche und später das Hochdeutsche eine solche Verbreitung in Dänemark finden konnten, dass sie für den Großteil der Dänen zeitweilig keine eigentlichen Fremdsprachen darstellten, obwohl Lehrmaterialien für das Deutsche erst seit Anfang des 18. Jahrhunderts im Lande bekannt sind. Als plausible Gründe werden auf Deutschkenntnisse hin orientierte Bildungswege bei jenen Dänen, die sozial aufsteigen wollten, und verwandtschaftliche Beziehungen des dänischen Adels zu den Geschlechtern aus dem deutschen Raum in Erwägung gezogen. Hinzu kommt, dass das Mittelniederdeutsche als Geschäftssprache von den Kaufleuten verwendet wurde und somit als Prestigesprache galt. Ebenso diente es als Vermittlersprache bei der Wortschatzentlehnung. Heute schätzt man, dass etwa 20% des dänischen Wortschatzes aus dem Niederdeutschen stammen. Beispiele für die Relevanz der deutschen Sprache als *lingua franca* im Bereich staatlicher Belange, z. B. in der Außenpolitik Dänemarks, liefern Angaben zum Baltikum, wo die dänischen Interessen von deutschen Beamten in dänischem Staatsdienst vertreten wurden. Für die dänische Russlandpolitik galt das gleiche Verfahren. Es ist anhand von Dokumentationen der dänischen diplomatischen Missionen in Russland aus der Zeit 1500–1750 bezeugt.

Im Beitrag von **Konrad Schröder** geht es um die politische und kulturelle Präsenz all jener Sprachen, die neben dem (heute mitunter vorschnell und geschichtsklitternd als „kolonial“ bezeichneten) Deutschen im Verlauf der Frühen Neuzeit

(1500 bis 1800) in der baltischen Region eine Rolle spielten, als Vermittlungs- und Lerngegenstände, aber auch im Kontext informellerer Sprachkontakte. Anhand von zahlreichen Belegen wird die Situation des Polnischen, Französischen, Russischen, Schwedischen, Italienischen und Englischen in Ostseestädten von Danzig bis Reval entfaltet, darüber hinaus wird die Stellung des Litauischen (insbesondere in Königsberg) sowie des Lettischen und Estnischen als Fremdsprache (in den Städten Kur- und Livlands) sondiert, und auch das Jiddische als eine überregionale Handels- und Kultursprache wird einbezogen. Es wird gefragt, welche Ausprägungen der Umgang mit diesen Sprachen, zumal im pädagogischen Bereich, hatte, welche Antriebskräfte vorhanden waren, welche Einflussnahmen es gab, und wer die Sprachen lernte und den Sprachunterricht erteilte. Der Ansatz ist im Kern fremdsprachendidaktisch, das Erkenntnisinteresse aber ist kulturhistorisch und sprachenpolitisch. Die relativ weit verbreitete Mehrsprachigkeit in der baltischen Region erbrachte einen spezifischen Mehrwert: eine bessere Vernetzung und Stabilisierung der Handelsbeziehungen, im Übrigen aber auch all jene kulturpolitischen Vorteile, die sich aus einem kritischeren und selbstkritischeren Umgang mit den eigenen Lösungsansätzen und Lebensweisen ergaben.

Thematisch anschließend setzt sich **Walter Kuhfuß** mit einem Bildungskonzept auseinander, das der junge Johann Gottfried Herder auf Basis des von ihm erteilten Französischunterrichts und allgemeinerer pädagogischer Erfahrungen aus Königsberg und Riga auf der Schiffspassage von Riga nach Nantes niedergeschrieben hatte. Dieser im *Journal meiner Reise im Jahre 1769* veröffentlichte Plan für eine zweisprachige, dreistufige Realschule baut auf philosophische, psychologische und didaktische Fundierungen, die ihrer Zeit weit voraus waren. Der Autor analysiert, wie Herders reformatorisch-didaktische, damals noch visionäre Planungs- und Ideenskizze den Sprachunterricht in den allgemeinbildenden, anthropologischen, sozialen und schulorganisatorischen Kontext einordnet. Der muttersprachliche und der neusprachliche (französische) Unterricht stehen im Zentrum der Aufmerksamkeit. Dabei fragt Kuhfuß auch, wie wir uns einen entsprechenden Französischunterricht in der damaligen Realität hätten vorstellen können. Die starke Konkurrenz des Deutschen im Baltikum sowie politische Faktoren im deutschsprachigen Milieu werden in Erwägung gezogen, um zu begründen, warum Herders Wunsch nach einem epochalen Wandel im Schulwesen und sein reformerischer Plan im zeitgenössischen Kontext nicht verwirklicht werden konnten.

Zwischen 1650 und 1800 richtete Spanien mehrere Konsulate in europäischen Ländern ein, zu deren Aufgaben unter anderem die Berichterstattung ins Heimatland sowie die Sorge um Landsleute im Ausland gehörten. Die Erforschung des spanischen Konsularwesens erfolgte bisher ausschließlich aus dem Blickfeld der Juristen. **Bernd Marizzi** plädiert für erweiterte, interdisziplinär verankerte Studien, die neue Facetten in der konsularen Wirksamkeit, auch im Hinblick auf die Kontakte Spaniens zum Ostseeraum, aufdecken können. In diesem Zusammenhang stellt er drei Einzelbiographien vor, die der Konsuln Johann Baptist Viriot (1784–1837), Georg von Stresow (1792–1859) und Angel Ganivet (1865–1898), deren Tätigkeit mit Norddeutschland (Hamburg) und auch mit dem Baltikum (Riga) verbunden war.

Auf die Geschichte des lettischen Schrifttums rückblickend betont **Pēteris Vanags**, dass bis zur zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts überwiegend deutschsprachige Personen, die des Lettischen als Zweitsprache mächtig waren, das Geschehen prägten. Die anfangs auf mittelniederdeutscher Schreibtradition entwickelte Aufzeichnung des Lettischen wurde von interessierten Laien und Fachleuten diskutiert und mehrmaligen Revisionen unterzogen. Einen Überblick über diese Aktivitäten ergänzt Vanags mit einer ausführlichen Darstellung der Tätigkeit der von deutschstämmigen Mitgliedern (teilweise deutschbaltischer Herkunft) dominierten *Lettisch-literarischen Gesellschaft*, die sich unter anderem der Pflege und Entwicklung der lettischen Schriftsprache verschrieben hatte. Die 1824 gegründete *Gesellschaft* widmete sich schwerpunktmäßig der Vervollständigung bzw. Verbesserung der lettischen Orthographie, der Beschreibung der lettischen Grammatik, der Fixierung schriftsprachlicher Normen sowie der Wortschatzsammlung, besonders mit dem Ziel, aktuelle Konzepte und Ideen schriftsprachlich adäquat auszudrücken. Die Auswertung der (mitunter auch lettisch geschriebenen) Beiträge und Diskussionen im *Magazin der lettisch-literarischen Gesellschaft* führt Vanags zum Schluss, dass die Reformaktivitäten im Bereich der lettischen Rechtschreibung wenig effizient waren. Der intensive Gedankenaustausch sowie auch die reichhaltigen lexikalischen Materialsammlungen mit Beispielen für den schriftsprachlichen Gebrauch im *Magazin* werden hingegen als wichtige Grundlage und Ansporn für die lettisch dominierte Bewegung der Jungletten und folglich für die Tätigkeit des 1868 gegründeten Rigaer Letten-Vereins genannt.

Eine weitere Gruppe von Beiträgen ist Untersuchungen bestimmter Texte gewidmet, die den Sprachgebrauch sowie geistige und literarische Beziehungen in der Ostseeregion reflektieren.



**Gisela Brandt** stellt Forschungsergebnisse zu regionalsprachlichen und umgangssprachlichen Infiltraten in bestimmten Texttypen/Textsorten der 1766 gegründeten Zeitung *Mitauische Nachrichten von Staats= Gelehr= und Einheimischen Sachen* dar. Dank redaktioneller Bearbeitung folgt zwar die Zeitung einem überregionalen Schriftdeutsch, dennoch sickert gelegentlich Regionalsprachliches durch, so etwa, wenn sich die Einwohner des Herzogtums in Berichten zu „einheimischen Sachen“ (1766) äußern oder in kulturhistorischen Abhandlungen (1767), Bekanntmachungen, bzw. verschiedenen Angeboten (1775/76), Suchanzeigen (1766–1810) oder gar Todesanzeigen (1792) zu Wort melden. Brandt stellt fest, dass sich die sprachliche Regionalität, wenn überhaupt, am stärksten in Bekanntmachungen beobachten lässt. Dort mischen sich einige typische Elemente des kurländischen Deutsch (Entlehnungen aus den Umgebungssprachen, Bedeutungsverschiebungen und flexivische Sonderformen im Vergleich zum binnendeutschen Usus) mit Merkmalen, die eventuell auf die ursprüngliche Herkunft der Beiträger aus bestimmten binnendeutschen Regionen hinweisen können.

Länderübergreifende Mobilität und internationale Aktivitäten der Protagonisten werden in mehreren Beiträgen des Sammelbandes angesprochen. Da stellt sich unwillkürlich die Frage nach der legitimen Ausweisung dieser Akteure, etwa beim Grenzübergang oder bei der Anstellung im jeweiligen Dienst. In diesem Zusammenhang bietet **Ineta Balode** zunächst einen fragmentarischen Rückblick auf die Entwicklung personenausweisender Dokumente und auf deren funktionale und formale Veränderungen im Laufe der Geschichte. Obwohl Bestrebungen zur dokumentarischen Erfassung der Bevölkerung schon in der vorchristlichen Zeit nachgewiesen werden können (man vergleiche etwa die entsprechenden Angaben in der Bibel), liegt bis heute kein systematisches Bild hinsichtlich der Geschichte entsprechender Dokumente vor. Auf der Basis einer Fallstudie zu sieben kurländischen Geburtsbriefen (1668–1696) arbeitet Balode einen Ausschnitt aus dieser Geschichte auf, indem die Struktur, die inhaltlichen Bausteine und die lexikalische Variation der Brieftexte mit den Vorgaben in den zeitgenössischen juristischen Werken verglichen werden. Die Tradition der Geburtsbriefe kann bis ins 19. Jahrhundert hinein verfolgt werden, so etwa in Handwerksbetrieben, doch mit der modernen Geburtsurkunde kann keine eindeutige und direkte Verknüpfung hergestellt werden, auch wenn deren Benennung eine gewisse Beziehung nahelegt. Welche Dokumente die notwendige Verbindung etablieren, und inwieweit und auf welche Weise z. B. der kirchlich ausgestellte Taufschein dabei eine Rolle spielte, bleibt zu ermitteln.

Am Beispiel von Rūdolfs Blaumanis (1863–1908) decken **Benedikts Kalnačs** und **Rolf Füllmann** Aspekte der Vita eines zweisprachigen lettischen Schriftstellers auf und zeigen, welche geistigen Einflüsse sein Schaffen in historisch bewegten Zeiten wie dem ersten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts bestimmt haben. Blaumanis knüpfte (kritisch) an die Tradition des europäischen Realismus an, wobei ein weites Spektrum der deutschen Literatur und deutsche Vorbilder eine entscheidende Rolle für sein Schriftstellertum spielten, ebenso wie die Kontakte zu deutschbaltischen Literaten und zeitgenössischen lettischen Intellektuellen, Schriftstellern, Bühnenkünstlern, Musikern und Malern. Die Versuche, die multiethnische und transkulturelle Realität seiner Zeit zu verarbeiten, äußern sich in seinen Werken als persönliche Distanzierung von dargestellten Ereignissen. Die ständige Suche nach neuen Schaffungswegen führte ihn in der schriftstellerischen Spätphase zum Symbolismus. Laut Kalnačs/ Füllmann blieb Blaumanis in seinem Schaffen „auf der Schwelle zur Moderne des 20. Jahrhunderts“. Dennoch kann er als Vorbild für die damals neue lettische Schriftstellergeneration und als Wegbereiter der literarischen Moderne in der lettischen Literatur betrachtet werden.

**Lina Plausinaityte** und **Vilma Zubaitienė** bieten Untersuchungsergebnisse zu einem handschriftlich überlieferten deutsch-litauischen und litauisch-deutschen Wörterbuch aus der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Das von Jacob Brodowski verfasste Werk ist zwar nicht das erste Lexikon mit diesem Sprachenpaar, doch zählt es zu den umfangreichsten Wortschatzsammlungen der litauischen Sprache des 18. Jahrhunderts. Die kulturelle Bedeutsamkeit des Manuskripts wird unter anderem durch den Nachweis zahlreicher, darunter deutscher oder im deutschen Bildungsraum entstandener Quellen lexikographischen, didaktischen, informativen und aufklärerischen Charakters sichtbar. Die anhand zahlreicher Bestandsstichproben verfolgte Geschichte des Manuskripts belegt eindrucksvoll die intellektuelle und informationsbezogene Vernetzung der baltischen Region mit dem europäischen Kulturraum des 18. Jahrhunderts.

**Justina Daunorienė** setzt sich mit Chroniken des 13. bis 15. Jahrhunderts auseinander, die im Umfeld des Deutschen Ordens entstanden sind und unter anderem verschiedene Bevölkerungsgruppen des Baltikums beschreiben. Die Texte sind polyfunktional: Sie dienen der Ereignisdokumentation, der Information und mitunter auch der Unterhaltung, und sie gehören zu den frühesten Quellen, die ein „Bild der Litauer“ vermitteln. Die Autorin stützt sich auf die in verschiedenen Forschungskontexten eingesetzte *Framing*-Theorie und stellt fest, dass die Darstellung der Litau-

er durchaus positiv ausfällt, wenn das jeweilige ordenspolitische Ziel durchgesetzt wurde, andernfalls wurden die Litauer „wilden, blutrünstigen Waldtieren“ (eine tradierte Bezeichnung des Feindes) gleichgesetzt, um eine dann fällige militärische Strafkation zu rechtfertigen.

Der Sammelband vereinigt Arbeitsergebnisse von Wissenschaftlern aus fünf europäischen Ländern. Gemeinsames Thema ist das über Jahrhunderte komplexe Miteinander von Menschen, Sprachen und Kulturen in einer Kernregion des alten Europas, die heute zu neuer Eigenständigkeit und Bedeutsamkeit im Konzert europäischer Regionen gelangt ist. Dabei wechseln Beiträge, die vor dem Hintergrund neuer historischer und didaktischer Denkansätze Überblicksdarstellungen bieten, mit solchen, die über die Analyse einzelner Facetten der Entwicklung Elemente des baltischen kulturellen Mikrokosmos aufdecken. Die in den 90er Jahren des 20. Jahrhunderts etablierte Initiative zur Erforschung der deutschen Sprache im Baltikum, die bis 2007 in mehreren Konferenzbänden ihre Widerspiegelung fand<sup>1</sup>, wird mit der vorliegenden Publikation neu belebt. Sie bietet in neuer Gestalt Inspiration für weitere auf die Region fokussierte Forschung. Gleichzeitig schöpft auch die 2013 gegründete Matthias-Kramer-Gesellschaft Erfahrung und neue Impulse aus ihrer ersten Auslandskonferenz, zumal im Verlauf der Tagung immer wieder bestätigt wurde, dass die behandelten sprachlichen und kulturpolitischen Fragen, nicht zuletzt auch bezogen auf das Deutsche, noch in weiteren Regionen der Welt interdisziplinärer Aufarbeitung bedürfen. Die aus der Lektüre erworbenen Erkenntnisse über Wechselwirkungen der Kulturen und Sprachen in der baltischen Region mögen den geneigten Leser animieren, sich mit dem Thema weiter auseinanderzusetzen.

Die Herausgeber des Bandes danken dem Baltisch-Deutschen Hochschulkontor, das im Rahmen eines Projekts die Durchführung der Konferenz durch den Deutschen Akademischen Austauschdienst (DAAD) aus Mitteln des Auswärtigen Amtes der Bundesrepublik Deutschland gefördert hat. Unser Dank gilt auch der Universität Lettlands und der Botschaft der Bundesrepublik Deutschland in Riga für finanzielle und organisatorische Unterstützung.

Riga, im Januar 2021

Die Herausgeber

1 Gisela Brandt (Hg.): Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache im Baltikum I. Stuttgart 1996. (S.A.G. 339); II. Stuttgart 2000. (S.A.G. 378); III. Stuttgart 2003. (S.A.G. 412); Gisela Brandt/Ineta Balode (Hg.): Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache im Baltikum IV. Stuttgart 2005. (S.A.G. 427); V. Stuttgart 2007. (S.A.G. 440).

Zur Kulturgeschichte im  
Ostseeraum



## Kaufleute als kulturelle Vermittler im Ostseeraum (Spätmittelalter und Frühe Neuzeit)

### 1. Kulturelle Vermittler

Vermittler, Mittelspersonen und Agenten führten in der historischen Forschung lange Zeit ein Schattendasein, sie sind in den letzten Jahrzehnten jedoch zunehmend in den Fokus der wirtschafts-, kultur- und diplomatiehistorischen Forschung gerückt. Der US-amerikanische Kolonialhistoriker Daniel K. Richter führte in den 1980er Jahren den Begriff der *cultural brokers* für kulturelle Vermittler ein, die in lokale soziale, ökonomische und politische Netzwerke eingebunden waren, auf der Grundlage ihrer Mehrsprachigkeit jedoch über geographische und kulturelle Grenzen hinweg Beziehungen zwischen lokalen Gemeinschaften und größeren regionalen und internationalen Systemen herzustellen vermochten.<sup>1</sup> In der europäischen Frühneuzeitforschung hat seit einiger Zeit auch der verwandte Begriff des „Agenten“ Konjunktur. Marika Keblusek zufolge zeichneten sich frühneuzeitliche Agenten weniger durch einen bestimmten Beruf als durch eine spezifische Funktion aus und sind durch spezifische soziale Praktiken der Mediation und Repräsentation gekennzeichnet. In der ständisch gegliederten frühneuzeitlichen Gesellschaft hatten Agenten oft strategische

1 Daniel K. RICHTER, *Cultural Brokers and Intercultural Politics: New York-Iroquois Relations, 1664–1701*, in: *Journal of American History* 75 (1988), S. 40–67; siehe auch Nancy L. HAGEDORN, „A Friend To Go Between Them“: The Interpreter as Cultural Broker during Anglo-Iroquois Councils, 1740–1770, in: *Ethnohistory* 35 (1988), S. 60–80; Nancy L. HAGEDORN, *Brokers of Understanding: Interpreters as Agents of Cultural Exchange in Colonial New York*, in: *New York History* 76 (1995), S. 379–408; Frances KARTTUNEN, *Between Worlds: Interpreters, Guides and Survivors*, New Brunswick, NJ 1994; Mark HÄBERLEIN, *Kulturelle Vermittler und interkulturelle Kommunikation im kolonialen Nordamerika*, in: *Kommunikation und Medien in der Frühen Neuzeit*, hrsg. von Johannes Burkhardt/Christine Werkstetter (*Historische Zeitschrift*, Beihefte, N.F. 41), München 2005, S. 335–355; Mark HÄBERLEIN, *Kulturelle Vermittler in der atlantischen Welt der Frühen Neuzeit*, in: *Sprachgrenzen – Sprachkontakte – kulturelle Vermittler. Kommunikation zwischen Europäern und Außereuropäern (16.–20. Jahrhundert)*, hrsg. von Mark Häberlein/Alexander Keese (*Beiträge zur europäischen Überseegeschichte* 97), Stuttgart 2010, S. 177–201; Andreas HÖFELE/Werner von KOPPFELDS (Hrsg.), *Renaissance Go-Betweens: Cultural Exchange in Early Modern Europe*, Berlin/New York 2005; E. Natalie ROTHMAN, *Brokering Empire: Trans-Imperial Subjects between Venice and Istanbul*, Ithaca, NY 2012.

Positionen inne und bahnten Verbindungen zwischen unterschiedlichen Gruppen und Gemeinschaften an. Aufgrund ihrer Kenntnisse verschiedener Sprachen und Kulturen konnten sie kulturelle Transferprozesse initiieren bzw. befördern, z.B. durch die Auswahl und den Einkauf von Kunstwerken und Luxusgütern oder durch die Rekrutierung von Künstlern und Spezialisten. Eine erfolgreiche Agententätigkeit erforderte Keblusek zufolge die Akkumulation sozialen Kapitals in Form eines Netzwerks persönlicher Beziehungen sowie den Aufbau von Reputation durch die Demonstration von Zuverlässigkeit, Sachverstand, organisatorischem Geschick und guten Umgangsformen. Die Bereitschaft zu geographischer Mobilität und die Fähigkeit, sich in unterschiedlichen sozialen Kontexten zu bewegen, waren dabei gleichermaßen von Bedeutung. Die Beziehungen zwischen Agenten und ihren Auftraggebern waren allerdings auch oft prekärer Natur – insbesondere was die (Nicht-)Einhaltung finanzieller Verpflichtungen betraf.<sup>2</sup>

Fernhandelskaufleute waren durch ihre geographische Mobilität, ihre finanziellen Ressourcen und ihre Expertise im Umgang mit einem breiten Spektrum materieller Güter besonders für Agenten- und Vermittlertätigkeiten qualifiziert.<sup>3</sup> Sie verfügten nicht zuletzt dank ihrer Sprachkenntnisse oft über beträchtliche interkulturelle Kompetenz. Grundsätzlich sind die von Kaufleuten benötigten Fremdsprachenkenntnisse, wie Helmut Glück betont hat, allerdings

spezieller Art. Es geht im Kern nicht darum, die andere Sprache vollständig zu erwerben, sondern darum, in ihr Gegenstände von Handelsgeschäften benennen und Handlungsvorgänge sprachlich bewältigen zu können. Dazu gehören u.a. Be-

2 Marika KEBLUSEK, *Introduction: Profiling the Early Modern Agent*, in: *Your Humble Servant: Agents in Early Modern Europe*, hrsg. von Hans Cools/Marika Keblusek/Badeloch Vera Noldus, Hilversum 2006, S. 9–15.

3 Vgl. Katrin KELLER, *Zwischen Wissenschaft und Kommerz. Das Spektrum kultureller Mittler im 16. Jahrhundert*, in: *Kulturtransfer. Kulturelle Praxis im 16. Jahrhundert*, hrsg. von Wolfgang Schmale, Innsbruck/Wien/Bozen 2003, S. 271–286, besonders S. 273–275; Marika KEBLUSEK, *Commerce and Cultural Transfer. Merchants as Agents in the Early Modern World of Books*, in: *Kultureller Austausch. Bilanz und Perspektiven der Frühneuzeitforschung*, hrsg. von Michael North, Köln/Weimar/Wien 2009, S. 297–307, hier S. 299; Marika KEBLUSEK, *Mercator Sapiens: Merchants as Cultural Entrepreneurs*, in: *Double Agents: Cultural and Political Brokerage in Early Modern Europe*, hrsg. von Marika Keblusek/Badeloch Vera Noldus, Leiden/Boston 2011, S. 95–109; sowie die Beiträge in Pamela H. SMITH/Paula FINDLEN (Hrsg.), *Merchants & Marvels. Commerce, Science, and Art in Early Modern Europe*, New York 2002. Zur Bedeutung von Mittelsmännern in Netzwerken vgl. auch Maximilian KALUS, *Pfeffer – Kupfer – Nachrichten. Kaufmannsnetzwerke und Handelsstrukturen im europäisch-asiatischen Handel am Ende des 16. Jahrhunderts (Materialien zur Geschichte der Fugger 6)*, Augsburg 2010, S. 88, 111, 195.

zeichnungen für Handelswaren und ihre ggf. unterschiedlichen Qualitäten, die Grund- und Ordnungszahlen, Ausdrücke für Maße, Gewichte und Währungen, Farb- und Qualitätsadjektive sowie deren Komparation, Namen der Wochentage und der Monate, Rechtsbegriffe sowie einige Verben und deren Flexion. Die Kenntnis der Wortschätze anderer Domänen war sicher von Nutzen, insbesondere wenn sie Bezug zum Handel hatten, etwa das Transportwesen, die Nahrungsmittel, das Finden einer Unterkunft, religiöse Begriffe usw.<sup>4</sup>

Gerhard Fouquet warnt zudem davor, die Mehrsprachigkeit spätmittelalterlicher Kaufleute gleichsam vorauszusetzen und damit zu überschätzen. Die sprachliche Verständigung, schreibt er,

erweist sich bei näherem Zusehen als Problem pragmatischer Akkulturation. Denn die von Kaufleuten ausgehenden sozialen und sprachlichen Kontakte in fremden Städten und Ländern waren doch eher von Inklusions- und Exklusionserscheinungen als von offenen Kulturkontakten oder tatsächlicher sozialer und kultureller Integration geprägt.<sup>5</sup>

Neben Beispielen fließend bi- und multilingualer Fernhändler, so Fouquet, gebe es auch zahlreiche Hinweise, dass sich Kaufleute vorzugsweise innerhalb ihrer eigenen landsmannschaftlichen Gruppe bewegten und bei komplexeren Transaktionen auf die Dienste von Maklern, Dolmetschern und Übersetzern angewiesen waren. Als Beispiel für Letztere nennt er die „russischen Makler“ in Reval (Tallinn) – „Esten wohl, die den Handel russischer Kaufleute vermittelten und neben Estnisch und Russisch auch Schwedisch und Deutsch sprachen.“<sup>6</sup> Wir können also davon ausgehen, dass längst nicht jeder Kaufmann zum sprachlichen und kulturellen Vermittler taugte, sondern nur diejenigen diese Rolle ausfüllen konnten, deren Interessenhorizont über die engere kommerzielle Domäne hinausreichte und die sich entsprechende Kenntnisse aneigneten. Viele Fernhändler blieben hingegen selbst auf sprachkundige Kollegen oder auf professionelle Dolmetscher und Übersetzer angewiesen.

4 Helmut GLÜCK, *Deutsch als Fremdsprache in Europa vom Mittelalter bis zur Barockzeit*, Berlin/New York 2002, S. 88.

5 Gerhard FOUQUET, „Kaufleute auf Reisen“. Sprachliche Verständigung im Europa des 14. und 15. Jahrhunderts, in: *Europa im späten Mittelalter. Politik – Gesellschaft – Kultur*, hrsg. von Rainer C. Schwinges/Christian Hesse/Peter Moraw (Historische Zeitschrift, Beihefte, N.F. 40), München 2006, S. 465–487, hier S. 472f.

6 Ebd., S. 478. Vgl. dazu auch Paul JOHANSEN/Heinz von zur MÜHLEN, *Deutsch und Undeutsch im mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Reval (Ostmitteleuropa in Vergangenheit und Gegenwart 15)*, Köln/Wien 1973, S. 149f.



Die kommerziellen Netzwerke von Kaufleuten und Handelsgesellschaften stellten überdies eine Infrastruktur bereit, die kulturelle Austausch- und Transferprozesse erheblich erleichterte bzw. überhaupt erst ermöglichte.<sup>7</sup> Fernhandelsgesellschaften des 16. und 17. Jahrhunderts übernahmen beispielsweise Beschaffung, Transport und Bezahlung von Büchern, Manuskripten, Kunstwerken, antiken und seltenen Objekten für fürstliche und adelige Kunden; mitunter unterstützten sie auch humanistische Gelehrte mittels Überweisungen, Krediten, Geschenken und der Übernahme von Druckkosten. Mitglieder reicher Kaufmannsfamilien nutzten die Netzwerke ihrer Handelshäuser zum Aufbau eigener Bibliotheken und Kunstkammern; kaufmännische Angestellte kehrten mitunter mit beträchtlichen Buchbeständen und Kunstschätzen aus dem Ausland in ihre Heimatstädte zurück. Intensiv sind diese Prozesse unter anderem für die Augsburger Fugger,<sup>8</sup> den im späten 16. Jahrhundert als Vermittler zwischen Bayern und Spanien tätigen Augsburger Anton Meuting,<sup>9</sup> die in Venedig ansässige oberdeutsche Firma Ott,<sup>10</sup> den Augsburger Kaufmann und als Kunstagenten für diverse mitteleuropäische Fürsten tätigen Philipp Hainhofer<sup>11</sup>

7 Michael GASSERT, Kulturtransfer durch Fernhandelskaufleute. Stadt, Region und Fernhandel in der europäischen Geschichte. Eine wirtschaftshistorische Untersuchung der Beziehungen zwischen wirtschaftlichen Vorgängen und kulturellen Entwicklungen anhand von Karten, Frankfurt am Main 2001; KELLER, Zwischen Wissenschaft und Kommerz (wie Anm. 3), S. 273–275.

8 Vgl. vor allem Norbert LIEB, Die Fugger und die Kunst. Bd. 1: Im Zeitalter der Spätgotik und der frühen Renaissance. Bd. 2: Im Zeitalter der Hohen Renaissance (Studien zur Fuggergeschichte 10 u. 14), München 1952/58; Paul LEHMANN, Eine Geschichte der alten Fuggerbibliotheken (Studien zur Fuggergeschichte 12 u. 15), 2 Bde. Tübingen 1956/60; Christel KARNEHM (Bearb.), Die Korrespondenz Hans Fuggers von 1566 bis 1594. Regesten der Kopierbücher aus dem Fuggerarchiv. 2 Bde. in 3 Teilbänden (Bd. 1 unter Mitarbeit von M. Gräfin von PREYSING) (Quellen zur Neueren Geschichte Bayerns 3), München 2003; Sylvia WÖLFLE, Die Kunstpatronage der Fugger 1560–1618 (Studien zur Fuggergeschichte 42), Augsburg 2009; zusammenfassend Mark HÄBERLEIN, Die Fugger. Geschichte einer Augsburger Familie (1367–1650), Stuttgart 2006, besonders S. 132f., 135f., 142–146, 158–161.

9 Mark HÄBERLEIN/Magdalena BAYREUTHER, Agent und Ambassador. Der Kaufmann Anton Meuting als Vermittler zwischen Bayern und Spanien im Zeitalter Philipps II. (Documenta Augustana 23), Augsburg 2013.

10 Sibylle BACKMANN, Kunstagenten oder Kaufleute? Die Firma Ott im Kunsthandel zwischen Oberdeutschland und Venedig (1550–1650), in: Kunst und ihre Auftraggeber im 16. Jahrhundert. Venedig und Augsburg im Vergleich, hrsg. von Klaus Bergdolt/Jochen Brüning (Colloquia Augustana 5), Berlin 1997, S. 175–197.

11 Bernd ROECK, Philipp Hainhofer. Unternehmer in Sachen Kunst, in: Kräfte der Wirtschaft. Unternehmergestalten des Alpenraums im 17. Jahrhundert. Vorträge des zweiten internationalen Symposiums zur Geschichte des Alpenraums, Brig 1991, hrsg. von Louis Carlen/Gabriel Imboden, Brig 1992, S. 9–53; Hans-Olof BOSTRÖM, Philipp Hainhofer als Vermittler von Luxusgütern zwischen Augsburg und Wolfenbüttel, in: Augsburg in der Frühen Neuzeit. Beiträge zu einem Forschungs-

sowie das Stettiner Handelshaus Loitz<sup>12</sup> untersucht worden. Die Niederlassungen von Kaufleuten in fremden Städten (Faktoreien, Fondaci, Kontore) konnten ebenso als Orte sozialer Interaktion und kulturellen Austauschs fungieren wie Messen und Börsen.<sup>13</sup> Durch die Übermittlung politischer und militärischer Nachrichten hatten Kaufleute schließlich auch eine Pionierrolle bei der Entwicklung neuer Medien wie der handgeschriebenen *Avisi* und Neuen Zeitungen.<sup>14</sup>

Der Vorbereitung auf eine künftige Vermittlertätigkeit diene nicht zuletzt die Auslandslehre, die ein zentraler Bestandteil der Sozialisation spätmittelalterlicher und frühneuzeitlicher Kaufmannsöhne war.<sup>15</sup> An den Schulbesuch in der Heimat-

programm, hrsg. von Jochen Brüning/Friedrich Niewöhner (Colloquia Augustana 1), Berlin 1995, S. 140–155; Barbara MUNDT, Der Pommersche Kunstschränk des Augsburger Unternehmers Hainhofer für den gelehrten Herzog Philipp II. von Pommern, München 2009.

12 Aleksandra LIPINSKA, Fugger des Nordens? Die Bankiersfamilie Loitz als Kunstförderer und Vermittler im kulturellen Netzwerk des Nord- und Ostseegebietes, in: Die maritime Stadt – Hafenstädte an der Ostsee vom Mittelalter bis in die Gegenwart. Materialien der 21. Tagung des Arbeitskreises deutscher und polnischer Kunsthistoriker und Denkmalpfleger, hrsg. von Tomasz Torbus/Kataryna Anna Wojtczak, Warschau 2017, S. 231–254.

13 Donatella CALABI/Søren T. CHRISTENSEN (Hrsg.), Cultural Exchange in Early Modern Europe. Vol. II: Cities and Cultural Exchange in Europe, 1400–1700, Cambridge u.a. 2007, besonders die Beiträge von Alberto GROHMANN, *Fairs as Sites of Economic and Cultural Exchange*, S. 207–226; Donatella CALABI/Derek J. KEENE, *Exchanges and Cultural Transfer in European Cities, c. 1500–1700*, S. 286–314; sowie Donatella CALABI/Derek J. KEENE, *Merchants' Lodgings and Cultural Exchange*, S. 315–348. Siehe auch Margaret C. JACOB, *Strangers Nowhere in the World: The Rise of Cosmopolitanism in Early Modern Europe*, Philadelphia 2006, S. 66–94.

14 Vgl. Mario INFELISE, *From Merchant's Letters to Handwritten Political avvisi: Notes on the Origins of Public Information*, in: Cultural Exchange in Early Modern Europe. Vol. III: Correspondence and Cultural Exchange in Europe, 1400–1700, hrsg. von Francisco Bethencourt/Florike Egmond, Cambridge u. a. 2007, S. 33–52; Zsuzsa BARBARICS/Renate PIEPER, *Handwritten Newsletters as a Means of Communication in Early Modern Europe*, in: ebd., S. 53–79; Oswald BAUER, *Zeitungen vor der Zeitung. Die Fuggerzeitungen (1568–1605) und das frühneuzeitliche Nachrichtensystem* (Colloquia Augustana 28), Berlin 2011; Katrin KELLER/Paola MOLINO, *Die Fuggerzeitungen im Kontext. Zeitungssammlungen im Alten Reich und in Italien* (Mittteilungen des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung, Ergänzungsband 59), Wien 2015; Andrew PETTEGREE, *The Invention of News: How the World Came to Know About Itself*, New Haven/London 2014; Heiko DROSTE, *Das Geschäft mit Nachrichten. Ein barocker Markt für soziale Ressourcen* (Presse und Geschichte - Neue Beiträge 122), Bremen 2018.

15 Vgl. Mathias BEER, *Das Verhältnis zwischen Eltern und ihren jugendlichen Kindern im spätmittelalterlichen Nürnberg*, in: *Mitteilungen des Vereins für die Geschichte der Stadt Nürnberg* 77 (1990), S. 91–153, hier S. 98–100; Mathias BEER, *Migration, Kommunikation und Jugend. Studenten und Kaufmannslehrlinge der Frühen Neuzeit in ihren Briefen*, in: *Archiv für Kulturgeschichte* 88 (2006), S. 355–387, hier S. 362–364; Mark HÄBERLEIN, *Aneignung, Organisation und Umsetzung von Kaufmannswissen in Süddeutschland im 16. und 17. Jahrhundert*, in: North (Hrsg.), *Kultureller Aus-*

stadt schloss sich ein häufig mehrjähriger Auslandsaufenthalt an, der primär dem Fremdsprachenerwerb sowie der Aneignung kommerzieller Kenntnisse diente. Dieses Wissen war primär praktischer Natur; während Latein im Schulunterricht vermittelt wurde, eignete man sich moderne Fremdsprachen, Kenntnisse im kaufmännischen Rechnungswesen sowie Vertrautheit mit Waren und Handelsbräuchen vor Ort in der alltäglichen Interaktion mit den Lehrherren und deren Familien, einheimischen Händlern und Rechenmeistern an. Diese Form der Ausbildung war zudem in hohem Maße strukturiert. Angehende Kaufleute absolvierten ein mehr oder minder festes Curriculum, das neben den für die spätere Berufsausübung unabdingbaren Sprach-, Rechen-, Markt- und Warenkenntnissen auch soziale Fähigkeiten sowie die Einübung von Verhaltensnormen wie Gottesfurcht, Redlichkeit, Gehorsam, Fleiß, Sparsamkeit, Mäßigkeit, Sittsamkeit und Bescheidenheit umfasste. Schließlich reisten Kaufmannsöhne zwar geographisch in die Ferne, sie blieben jedoch über die Netzwerke der Handelsgesellschaften, über die peer group ihrer Landsleute am Ausbildungsort und über die Korrespondenz mit Verwandten eng mit ihren Heimatstädten verbunden.<sup>16</sup>

tausch (wie Anm. 3), S. 273–288, hier S. 275–278; Mark HÄBERLEIN/Christian KUHN (Hrsg.), *Fremde Sprachen in frühneuzeitlichen Städten. Lernende, Lehrende und Lehrwerke* (Fremdsprachen in Geschichte und Gegenwart 7), Wiesbaden 2010 (besonders die Beiträge von Mark Häberlein, Christian Kuhn, Heinrich Lang und Irmgard Schwanke); Helmut GLÜCK/Mark HÄBERLEIN/Konrad SCHRÖDER, *Mehrsprachigkeit in der Frühen Neuzeit. Die Reichsstädte Augsburg und Nürnberg vom 15. bis ins frühe 19. Jahrhundert* (Fremdsprachen in Geschichte und Gegenwart 10), Wiesbaden 2013, S. 55–92; Bettina PFOTENHAUER, *Nürnberg und Venedig im Austausch. Menschen, Güter und Wissen an der Wende vom Mittelalter zur Neuzeit* (Studi. Schriftenreihe des deutschen Studienzentrums in Venedig, N.F. XIV), Regensburg 2013, S. 70–95.

16 BEER, *Verhältnis* (wie Anm. 15), S. 126–135; BEER, *Migration* (wie Anm. 15), S. 378–383; FOUQUET, „Kaufleute auf Reisen“ (wie Anm. 5), S. 479–486. Zum kaufmännischen Curriculum vgl. auch Hans-Peter BRUCHHÄUSER, *Kaufmannsbildung im Mittelalter. Determinanten des Curriculums deutscher Kaufleute im Spiegel der Formalisierung von Qualifizierungsprozessen*, Köln/Wien 1989, S. 181–251; Markus A. DENZEL, *Professionalisierung und sozialer Aufstieg bei oberdeutschen Kaufleuten und Faktoren im 16. Jahrhundert*, in: *Sozialer Aufstieg. Funktionselemente im Spätmittelalter und in der frühen Neuzeit. Bündiger Gespräche 2000–2001*, hrsg. von Günther Schulz, München 2002, S. 413–442, besonders S. 425–432.

## 2. Mehrsprachigkeit im frühneuzeitlichen Ostseeraum

Wie das andere große europäische Binnenmeer, das Mittelmeer,<sup>17</sup> war die Ostsee ein Raum intensiver Sprachkontakte, in dem zahlreiche mehrsprachige Gemeinden existierten.<sup>18</sup> Ein gutes Beispiel dafür ist das im Spätmittelalter unter der Herrschaft des Deutschen Ordens stehende, seit 1561 schwedische Reval: Im Jahre 1538 war dort rund ein Fünftel der steuerpflichtigen Einwohner schwedisch, zwei Fünftel waren deutsch und zwei Fünftel estnisch. Die kaufmännische Oberschicht Revals war zum größten Teil deutsch-, zu einem geringen Teil russischstämmig. Eineinhalb Jahrhunderte später wird der deutsche Bevölkerungsanteil auf 45 bis 50 Prozent, der schwedische auf 10 bis 15 Prozent und der estnische auf rund 40 Prozent beziffert. Die Kaufmannschaft war mittlerweile deutsch und schwedisch geprägt; hinzu kamen fremde – russische und polnische, aber auch niederländische und englische – Händler, die als „Gäste“ diversen rechtlichen Einschränkungen unterlagen.<sup>19</sup> Aber auch Grenzstädte wie das bis ins frühe 18. Jahrhundert schwedische, heute russische Wyborg waren über Jahrhunderte hinweg multiethnisch und multilingual. Während Schwedisch dort in der Frühen Neuzeit die vorherrschende Verwaltungs-, Kirchen- und Schulsprache war, fand kommerzieller Austausch primär auf Deutsch statt, und Finnisch blieb die Sprache der Bevölkerungsmehrheit. Nach der russischen Eroberung im Großen Nordischen Krieg (1700–1721) avancierte Deutsch in Wyborg zur lokalen Verwaltungssprache, wohingegen die Kommunikation mit der Regierung in St. Petersburg auf Russisch erfolgte.<sup>20</sup>

17 Zur Mehrsprachigkeit im Mittelmeerraum vgl. Eric R. DURSTELER, *Speaking in Tongues: Language and Communication in the Early Modern Mediterranean*, in: *Past and Present* 247 (2012), S. 47–77. “[T]he linguistic environment,” so Dursteler, “created a situation in which multilingualism was both the norm and essential to communication.” (S. 52) Speziell zur Mehrsprachigkeit von Kaufleuten siehe ebd., S. 58f.

18 Vgl. den knappen, aber instruktiven Überblick von Janis KRESLINS, *Linguistic Landscapes in the Baltic*, in: *Scandinavian Journal of History* 28 (2003), S. 165–174.

19 Vgl. Karsten BRÜGGEMANN/Ralph TUCHTENHAGEN, *Tallinn. Kleine Geschichte der Stadt*, Köln/Weimar/Wien 2011, S. 48f., 97, 105f.

20 Vgl. Marika TANDEFELT, *Vyborg: Free Trade in Four Languages*, in: *Aspects of Multilingualism in European Language History*, hrsg. von Kurt Braunmüller/Gisella Ferraresi, Amsterdam 2003, S. 93–112, besonders S. 96–101.

Wie das Mittelmeer war die Ostsee zudem durch intensive Austauschbeziehungen zwischen Kaufleuten unterschiedlicher Herkunft gekennzeichnet.<sup>21</sup> Stellte der Ostseehandel im Spätmittelalter eine Domäne der Hanse dar,<sup>22</sup> so gewannen im 16. Jahrhundert deutsche Kaufleute, die sich in livländischen Städten niedergelassen hatten, sowie Fernhändler aus den Niederlanden an Bedeutung. Vom späten 16. bis ins 18. Jahrhunderte hinein dominierten Niederländer den Handel mit Getreide und Holz aus dem Ostseeraum, der für die Generalstaaten eine Lebensader bildete. Im Gegenzug führten sie Nordseehering, Wein und Salz aus Frankreich und Portugal sowie nach 1600 überseeische Kolonialwaren dorthin aus.<sup>23</sup> Hamburg spielte als Drehscheibe zwischen Westeuropa, insbesondere Frankreich und den Niederlanden, und dem Ostseeraum das ganze 17. und 18. Jahrhundert hindurch ebenfalls

21 Vgl. Michael NORTH, *Geschichte der Ostsee. Handel und Kulturen*, München 2011, S. 16: „Ein Medium des kulturellen Austausches war der Handel, ohne den weder die materiellen noch die immateriellen Transfers hätten vollzogen werden können. Die Kaufleute überquerten als Erste das Meer, und die Waren, die sie brachten, veränderten die sie empfangenden Gesellschaften ebenso, wie sich die Bedeutung der Güter im Austauschprozess wandelte. Auch die Mentalitäten der Kaufleute, ihrer Handelspartner sowie der Abnehmer und Konsumenten beeinflusste der Austausch über das Meer.“ Siehe auch die knappen Bemerkungen bei Maria БОГУСКА, *The Role of the Baltic Trade in European Development from the XVIth to the XVIIIth Centuries*, in: *Journal of European Economic History* 9/1 (1980), S. 5–20, hier S. 19: „The exchange of people and of commodities went together with an interchange of cultural ideas and trends. The lively economic contacts with Western Europe, as well as the internal links between the Baltic countries resulted in the emergence of a specific cultural zone with distinctive common features despite the many individual ones.“

22 Ein knapper Überblick über die Geschichte der Hanse findet sich bei NORTH, *Geschichte der Ostsee* (wie Anm. 21), S. 66–77. Ausführlicher: Philippe DOLLINGER, *Die Hanse*, 5. Aufl. Stuttgart 1998; Stephan SELZER, *Die mittelalterliche Hanse (Geschichte kompakt)*, Darmstadt 2010; Carsten JAHNKE, *Die Hanse*, Stuttgart 2014; Rolf HAMMEL-KIESOW, *Die Hanse*, 5. Aufl. München 2014; Donald J. HARRELD (Hrsg.), *A Companion to the Hanseatic League*, Leiden/Boston 2015.

23 Vgl. Thomas ESPER, *Russia and the Baltic, 1494–1558*, in: *Slavic Review* 25/3 (1966), S. 458–474, besonders 462–474; Maria БОГУСКА, *Amsterdam and the Baltic in the First Half of the Seventeenth Century*, in: *Economic History Review* 26/3 (1973), S. 433–447; Hans-Heinrich NOLTE, *The Netherlands and Russia in the Seventeenth Century: Economic and Social Relations*, in: *Review (Fernand Braudel Center)* 10/2 (1986), S. 230–244; Jonathan I. ISRAEL, *Dutch Primacy in World Trade, 1585–1740*, Oxford 1989 (ND 2002), S. 18, 20, 22, 48–52, 89–95, 140–149, 213–224, 299–304; Jan DE VRIES/Ad van der Woude, *The First Modern Economy: Success, Failure, and Perseverance of the Dutch Economy, 1500–1815*, Cambridge 1997, S. 252f., 352–355, 372–376, 413–420, 424–428; Milja van Tielhof, *The ‘Mother of all Trades’: The Baltic Grain Trade in Amsterdam from the Late 16th to the Early 19th Century (The Northern World)*, Leiden/Boston/Köln 2002; North, *Geschichte der Ostsee* (wie Anm. 21), S. 114–118, 149–153; Werner Scheltjens, *Dutch Deltas: Emergence, Functions and Structure of the Low Countries’ Maritime Transport System, c. 1300–1850 (Brill’s Studies in Maritime History 1)*, Leiden/Boston 2013, S. 37f., 43f., 46, 50–52, 59–61, 91–103.

eine maßgebliche Rolle.<sup>24</sup> Daneben waren schottische Händler im Ostseeraum stark präsent,<sup>25</sup> und englische Kaufleute knüpften in der elisabethanischen Ära über Hamburg und Stade Kontakte nach Danzig. Die englische Eastland Company errichtete 1581 einen Stützpunkt in Elbing, der einige Jahrzehnte später nach Danzig verlegt wurde.<sup>26</sup> Im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts herrschte ein relatives Gleichgewicht zwischen Briten, Niederländern und Skandinaviern, deren Anteil an der Ostseeschiffahrt jeweils zwischen 26 und 28 Prozent lag.<sup>27</sup>

Selbst Hansestädte, die im Mittelalter das Stapel- und Gästerecht als Instrumente genutzt hatten, um den Fernhandel auf Bürger der eigenen Stadt zu konzentrieren sowie direkte Geschäftsbeziehungen zwischen auswärtigen Händlern zu unterbinden,<sup>28</sup> nahmen in der Frühneuzeit zunehmend fremde Kaufleute auf. Lübeck verfolgte dabei eine vergleichsweise restriktive Linie, da die Stadt zwar kaufmännischen Zuwanderern aus rheinischen und westfälischen Städten den Erwerb des Bürgerrechts ermöglichte, portugiesische Juden und französische Hugenotten aber einen sicheren Rechtsstatus verweigerte.<sup>29</sup> Die Fremdenpolitik Danzigs ordnet Ma-

24 Vgl. Yuta KIKUCHI, Hamburgs Ostsee- und Mitteleuropahandel 1600–1800. Warenaustausch und Hinterlandnetzwerke (Wirtschafts- und Sozialhistorische Studien 20), Köln/Weimar/Wien 2018, S. 35–213.

25 Vgl. T.C. SMOUT, Scottish Commercial Factors in the Baltic at the End of the Seventeenth Century, in: Scottish Historical Review 39/128 (1960), S. 122–128; Steve MURDOCH, Network North: Scottish Kin, Commercial and Covert Associations in Northern Europe, 1603–1746 (The Northern World), Leiden/Boston 2007.

26 Vgl. Menna PRESTWICH, Cranfield: Politics and Profits under the Early Stuarts. The Career of Lionel Cranfield, Earl of Middlesex, Oxford 1966, S. 80–82; F.J. FISHER (Hrsg.), Calendar of the Manuscripts of the Right Honourable Lord Sackville of Knole, Sevenoaks, Kent. Vol. 2: Letters Relating to Lionel Cranfield's Business Overseas, 1597–1612 (Historical Manuscripts Commission 80), London 1966; J.K. FEDOROWICZ, England's Baltic Trade in the Early Seventeenth Century: A Study in Anglo-Polish Commercial Diplomacy, Cambridge 1980; NORTH, Geschichte der Ostsee (wie Anm. 21), S. 120f. Die Statuten der Eastland Company gingen davon aus, dass nicht alle ihrer Mitglieder Deutsch verstanden, weswegen die Kompanie ihnen den Gebrauch deutscher Wechselbriefe erklären ließ und die Anstellung von Übersetzern vorsah: FEDOROWICZ (ebd.), S. 59f.

27 NORTH, Geschichte der Ostsee (wie Anm. 21), S. 181–187.

28 Vgl. Stuart JENKS, Zum hansischen Gästerecht, in: Hansische Geschichtsblätter 114 (1996), S. 3–60; Marie-Louise PELUS-KAPLAN, Merchants and Immigrants in Hanseatic Cities, c. 1500–1700, in: Calabi/Christensen (Hrsg.), Cultural Exchange II (wie Anm. 13), S. 132–153, hier S. 132f.

29 PELUS-KAPLAN, Merchants and Immigrants (wie Anm. 28), S. 136f. Vgl. auch Marie-Louise PELUS-KAPLAN, Niederdeutsch-westfälische Einwanderer in Lübeck 1500–1570. Formen und Bedeutung einer Emigrationsbewegung in der frühen Neuzeit, in: Herrschaft und Verfassungsstrukturen im Nordwesten des Reiches. Beiträge zum Zeitalter Karls V. Franz Petri zum Gedächtnis, hrsg. von Bernhard Sicken (Städteforschung, Reihe A 35), Köln/Weimar/Wien 1994, S. 31–46; Alexander COWAN,

rie-Louise Pelus-Kaplan hingegen „somewhere between Hanseatic tradition and an open-door policy“ ein.<sup>30</sup> Während 96 Prozent der Danziger Neubürger im Zeitraum von 1570 bis 1650 aus deutschsprachigen Regionen kamen, stellten Polen 2,3 Prozent der neu ins Bürgerrecht Aufgenommenen, und Danziger Quellen des 16. und 17. Jahrhunderts dokumentieren die Präsenz zahlreicher Niederländer (sowohl Bürger der seit 1579/81 unabhängigen niederländischen Republik als auch Glaubensflüchtlinge aus den weiterhin zu Spanien gehörenden südlichen Niederlanden), Engländer, Schotten und Skandinavier sowie vereinzelter Franzosen, Schweizer, Italiener und Portugiesen. Während die Kaufmannschaft unter den polnischen und skandinavischen Zuwanderern eher schwach vertreten war, dominierten die Händler unter den Schotten, Engländern und Niederländern. In den Vororten Danzigs leben zudem mehrere hundert polnische Juden, die eine wichtige Rolle im Pelzhandel innehatten. Der multinationale (und multikonfessionelle) Charakter einer Stadt wie Danzig führte zwangsläufig zu zahlreichen Kontakten zwischen Menschen unterschiedlicher Herkunft. Nachlassinventare verstorbener Einwohner zeigen, dass die Mitglieder ethnischer Minderheiten ihre ‚nationale‘ Identität in Kleidung und Sprache bewahrten: Pelus-Kaplan erwähnt, dass Polen in Danzig fast ausschließlich polnische Bücher lasen und Schotten Geschäftsdokumente auf Schottisch verfassten.<sup>31</sup> Angehörige der städtischen Eliten besaßen jedoch auch fremdsprachliche Bücher: „Rich and cultivated Poles owned many books in Latin and various foreign languages, while foreigners living in Danzig often owned books in Polish – sometimes Polish dictionaries, but also erudite works on Polish history and geography – along with other works in a variety of languages.“<sup>32</sup> Der 1622 in Danzig verstorbene, aus dem holländischen Haarlem

Cultural Traffic in Lübeck and Danzig in the Sixteenth and Seventeenth Centuries, in: *Scandinavian Journal of History* 28 (2003), S. 175–185, hier S. 180f. – Dass frühneuzeitliche Lübecker Kaufleute gleichwohl recht weltgewandt waren, deuten zahlreiche historische und geographische Werke in lateinischer, französischer und niederländischer Sprache an, die in ihren Bibliotheken standen. Vgl. Marie-Louise PELUS-KAPLAN, La „Connaissance du Monde“ à Lübeck et Hambourg aux XVI<sup>e</sup> et XVII<sup>e</sup> siècles, in: *Beiträge zur hansischen Kultur-, Verfassungs- und Wirtschaftsgeschichte*, hrsg. von Horst Wernicke/Nils Jörn (Hansische Studien X), Weimar 1998, S. 51–60, besonders S. 56, 58.

30 PELUS-KAPLAN, *Merchants and Immigrants* (wie Anm. 28), S. 145–150. Vgl. auch Marie-Louise PELUS-KAPLAN, *Les marchands étrangers à Dantzig dans la première moitié du XVI<sup>e</sup> siècle*, in: *Commerce, voyage et expérience religieuse, XVI<sup>e</sup>–XVIII<sup>e</sup> siècles*, hrsg. von Albrecht Burkardt/Gilles Bertrand/Yves Krumenacker, Rennes 2007, S. 359–369.

31 PELUS-KAPLAN, *Merchants and Immigrants* (wie Anm. 28), S. 152; PELUS-KAPLAN, *Les marchands étrangers à Dantzig* (wie Anm. 30), S. 367f.

32 PELUS-KAPLAN, *Les marchands étrangers à Dantzig* (wie Anm. 30), S. 366, 368.

stammende Kaufmann Daniel Hiol etwa hinterließ 437 Bücher verschiedenster Genres und Sprachen – darunter Schriften katholischer, lutherischer, reformierter und antitrinitarischer Theologen –, während die Inventare anderer niederländischer Kaufleute neben Büchern auch Globen, Seekarten und Kupferstiche aufführen. Der Danziger Kaufmann Daniel Siwerts war bei seinem Tode im Jahre 1620 im Besitz dreier Lutherbibeln, einer holländischen und einer lateinischen Bibel; sein Berufskollege Georg Sternberg hinterließ ein Jahrzehnt später eine Lutherbibel, einen polnischen Psalter und ein Werk des spanischen Jesuiten Luis de Molina.<sup>33</sup> Die Nachlassinventare, resümiert Pelus-Kaplan, „give the impression that Danzig was a kind of Tower of Babel, but a Babel where people made themselves more or less understood, and probably more rather than less.“<sup>34</sup>

Bislang fehlen für den Ostseeraum zeitlich und räumlich übergreifende Untersuchungen der Rolle von Kaufleuten in sprachlichen und kulturellen Vermittlungsprozessen; gleichwohl liegt bereits eine Reihe instruktiver Fallstudien zu Individuen und Gruppen vor, die sich dort als Agenten und kulturelle Vermittler betätigten. Dieser Beitrag konzentriert sich im Folgenden auf Beispiele, zu denen bereits Vorarbeiten existieren: das Kontor der Hanse im spätmittelalterlichen Novgorod (3.); die Faktorei der Augsburger Fugger in Danzig in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts (4.); die niederländische Kaufmannsdiaspora und die Rolle des Niederländischen als kommerzielle *lingua franca* im frühneuzeitlichen Ostseeraum (5.); einen baltendeutschen Kaufmann als Nachrichtenmakler zwischen Schweden und Russland im späten 17. Jahrhundert (6.); sowie die schottische Kaufmannsgemeinde in der litauischen Stadt Kedainiai im 17. und frühen 18. Jahrhundert (7.). Abschließend wird ein Ende des 18. Jahrhunderts gedrucktes Handbuch für Kaufleute, das sich als Produkt eines mehrstufigen Übersetzungsprozesses erweist, etwas näher betrachtet (8.).

33 PELUS-KAPLAN, *Merchants and Immigrants* (wie Anm. 28), S. 153; vgl. PELUS-KAPLAN, *Les marchands étrangers à Dantzig* (wie Anm. 30), S. 368.

34 PELUS-KAPLAN, *Merchants and Immigrants* (wie Anm. 28), S. 153; vgl. PELUS-KAPLAN, *Les marchands étrangers à Dantzig* (wie Anm. 30), S. 368.



### 3. Hansekaufleute im Russlandhandel

Dass junge Kaufleute in den russischen und livländischen Kontoren der Hanse Fremdsprachen lernten, ist vielfach belegt. Dem Lübecker Gereke Hober beispielsweise hatte der Revaler Bürger Hinrik van der Heyde im Jahre 1440 Geld vorgestreckt, um „de sprake Rusch vnde Eetensch to lerende.“<sup>35</sup> Das an der Wende vom 12. zum 13. Jahrhundert eingerichtete und bis 1494 (sowie nochmals für wenige Jahre im frühen 16. Jahrhundert) bestehende Kontor der Hanse im so genannten St.-Peter-Hof in Novgorod<sup>36</sup> markiert nicht nur den östlichsten Punkt des Handelsnetzes dieses spätmittelalterlichen Städtebundes; es hat auch in der Geschichte der Sprach- und Kulturbeziehungen im Ostseeraum starke Beachtung gefunden. Während sich das Mittelniederdeutsche im Verbreitungsgebiet der Hanse seit dem 14. Jahrhundert als Geschäfts-, Rechts- und Verwaltungssprache etablierte,<sup>37</sup> waren im Kontakt mit russischen Händlern und Beamten Russischkenntnisse unabdingbar. Dies lag vor allem daran, dass die russische Seite darauf bestand, Verhandlungen mit Kaufleuten aus dem Westen grundsätzlich nur in Novgorod und ausschließlich auf Russisch zu führen. Catherine Squires zufolge hatte dies für russische Kaufleute und Beamte die „dramatische Folge [...], dass sie in diesen Beziehungen in einer sehr wichtigen Hinsicht – in der sprachlichen Vermittlung – völlig auf ihre Partner angewiesen blieb[en]. Selbst in der Wahl ihrer Handelspartner wurde die russische Seite durch diese Rigidität in ihrer Sprachbehandlung behindert.“<sup>38</sup> Verträge zwischen Russen und Han-

35 Jürgen MEIER/Dieter MÖHN, Die Sprache im Hanseraum, in: Die Hanse. Lebenswirklichkeit und Mythos (Ausstellungskatalog), hrsg. von Jürgen Bracker/Volker Henn/Rainer Postel, 2. Aufl. Hamburg 1998, S. 580–590, hier S. 587; Hanns-Peter BRUCHHÄUSER (Hrsg.), Quellen und Dokumente zur Berufsbildung deutscher Kaufleute im Mittelalter und in der frühen Neuzeit (Quellen und Dokumente zur Geschichte der Berufsbildung in Deutschland, Reihe C 4), Köln/Weimar/Wien 1992, S. 131.

36 Vgl. Catherine SQUIRES, Die Hanse in Novgorod. Sprachkontakte des Mittelniederdeutschen mit dem Russischen. Mit einer Vergleichsstudie über die Hanse in England (Niederdeutsche Studien 53), Köln/Weimar/Wien 2009, S. 22–24. Zum Kontext vgl. Paul JOHANSEN, Novgorod und die Hanse, in: Städtewesen und Bürgertum als geschichtliche Kräfte. Festschrift für Fritz Rörig, Lübeck 1953, S. 121–149; ESPER, Russia and the Baltic (wie Anm. 23), S. 458–462 und die Beiträge in Norbert ANGERMANN/Klaus FRIEDLAND (Hrsg.), Novgorod. Markt und Kontor der Hanse (Quellen und Darstellungen zur hansischen Geschichte, N.F. 53), Köln/Weimar/Wien 2002.

37 GLÜCK, Deutsch als Fremdsprache (wie Anm. 4), S. 264, 266; SQUIRES, Hanse in Novgorod (wie Anm. 36), S. 36; MEIER/MÖHN, Die Sprache im Hanseraum (wie Anm. 35); KRESLINS, Linguistic Landscapes (wie Anm. 18), S. 169f.

38 SQUIRES, Hanse in Novgorod (wie Anm. 36), S. 37.

seaten wurden prinzipiell zunächst auf Altrussisch aufgesetzt und anschließend ins Niederdeutsche übertragen.<sup>39</sup>

Eine wichtige Funktion für die Organisation des Alltagslebens im Peterhof kam dem Hofknecht zu, der die Außenkontakte des Hansekontors in Novgorod pflegte und daher über gute Russischkenntnisse verfügen musste. Der in den 1430er Jahren als Hofknecht tätige Laurens Høne beispielsweise hatte „vor seinem Amtsantritt mehrfach als Bote zwischen Dorpat, Reval und Novgorod fungiert und noch im Januar 1430 als Dolmetscher für Dorpat gearbeitet“.<sup>40</sup> Über einen seiner Nachfolger, den Hofknecht und Dolmetscher Hans Hartwich, hieß es 1488, dass er sich für Verhandlungen in Moskau eigne, weil er „sunderling bekindt in Ruslandt sei“.<sup>41</sup>

Um die Situation vor Ort möglichst zu ihrem Vorteil zu gestalten, praktizierte die Hanse in Novgorod schon frühzeitig eine Form der Dolmetscherausbildung. Ein 1286 zwischen Lübecker Kaufleuten und dem Großfürsten von Novgorod geschlossener Vertrag belegt erstmals, dass junge Deutsche gezielt dorthin geschickt wurden, um Russisch zu lernen. Dabei war die Hanse streng darauf bedacht, diese Ausbildung unter ihrer Kontrolle zu halten – ein 1417 erlassenes Verbot der Sprachausbildung für Personen aus Orten, die nicht dem Städtebund angehörten, wurde wiederholt bekräftigt. Entsprechende Verbote richteten sich gegen Niederländer, Franzosen, Italiener, Engländer und Schotten, 1461 aber auch explizit gegen Nürnberger. Die Forschung interpretiert diese Verbote als Bestandteil einer gezielten hansischen Sprachpolitik.<sup>42</sup>

Die Statuten des Novgoroder Kontors von 1346 legten außerdem eine Altersgrenze von zwanzig Jahren für den Beginn der Ausbildung fest, und 1392 wurde auch die Vergütung der Ausbildung geregelt. Die sprachlichen Vermittler verfügten über erheblichen Einfluss vor Ort und genossen eine Reihe von Privilegien; bisweilen wurden sie auch mit der selbständigen Führung von Verhandlungen beauftragt.<sup>43</sup>

39 Ebd., S. 43.

40 Birte SCHUBERT, *Hansische Kaufleute im Novgoroder Handelskontor*, in: Angermann/Friedland (Hrsg.), *Novgorod* (wie Anm. 36), S. 79–95, hier S. 84, 92 (Zitat); vgl. Arnd REITEMEIER, *Sprache, Dolmetscher und Sprachpolitik im Rußlandhandel der Hanse während des Mittelalters*, in: ebd., S. 157–176, hier S. 165.

41 REITEMEIER, *Sprache, Dolmetscher und Sprachpolitik* (wie Anm. 40), S. 161.

42 Ebd., S. 174–176; vgl. SQUIRES, *Hanse in Novgorod* (wie Anm. 36), S. 37f.; MEIER/MÖHN, *Die Sprache im Hanseraum* (wie Anm. 35), S. 587. Ein „Verbot der Dolmetschertätigkeit für Nichtthansen“ aus dem Jahre 1450 findet sich bei BRUCHHÄUSER (Hrsg.), *Quellen und Dokumente* (wie Anm. 35), S. 40.

43 GLÜCK, *Deutsch als Fremdsprache* (wie Anm. 4), S. 85 (Zitate), 278–281. Vgl. SQUIRES, *Hanse in Novgorod* (wie Anm. 36), S. 37f.; Norbert ANGERMANN/Ulrike ENDELL, *Die Partnerschaft in*

Allerdings traten zeitweilig auch Engpässe auf, die darauf hindeuten, dass „die Zahl der brauchbaren Dolmetscher nicht besonders groß war.“<sup>44</sup> Die Literatur führt das Beispiel des Rats der Stadt Dorpat an, der 1414 einen Brief nach Reval sandte, um ihn dort ins Russische übersetzen zu lassen, weil man gerade keinen geeigneten Übersetzer zur Hand hatte.<sup>45</sup> Ebenfalls belegt sind Fälle, in denen Dolmetschern falsche Übersetzungen zur Last gelegt oder überforderte Vermittler entlassen wurden.<sup>46</sup>

Die Dolmetscher stammten zumeist aus livländischen Städten, in denen Mehrsprachigkeit – wie oben bereits erwähnt – weit verbreitet war. Erst gegen Ende des 15. Jahrhunderts sind auch russische Dolmetscher bezeugt.<sup>47</sup> Zum Zeitpunkt der Schließung des Kontors im Jahre 1494 hielten sich elf Sprachschüler in Novgorod auf, die damals in Gefangenschaft gerieten. Unter ihnen befanden sich die Söhne eines Lübecker Bürgermeisters und eines Revaler Ratsherrn – Arnd Reitemeier zufolge ein starkes Indiz für „das Gewicht [...], das Sprachkenntnissen im Ostseeraum am Ende des 15. Jahrhunderts zugemessen wurde.“<sup>48</sup> In den Alltagskontakten der Hansekaufleute mit russischen Männern und Frauen in Novgorod dürften russische und niederdeutsche Mundarten dominiert haben.<sup>49</sup>

Nachdem George Thomas bereits 1971 gezeigt hatte, dass einige nautische Begriffe für Schiffstypen und Besatzungsmitglieder im Russischen Lehnwörter aus dem Mittelniederdeutschen sind,<sup>50</sup> hat Catherine Squires 2009 den Sprachkontakten zwischen dem Mittelniederdeutschen der Hanse und dem Russischen in Novgorod eine eingehende Studie gewidmet. Den Erwerb der russischen Sprache machte sich

der Hanse, in: *Deutsche und Deutschland aus russischer Sicht, 11.–17. Jahrhundert*, hrsg. von Dagmar Herrmann, München 1988, S. 83–115, hier S. 96f.; FOUQUET, „Kaufleute auf Reisen“ (wie Anm. 5), S. 477f.; REITEMEIER, *Sprache, Dolmetscher und Sprachpolitik* (wie Anm. 40), S. 169.

44 So GLÜCK, *Deutsch als Fremdsprache* (wie Anm. 4), S. 279.

45 Vgl. SQUIRES, *Hanse in Novgorod* (wie Anm. 36), S. 44; REITEMEIER, *Sprache, Dolmetscher und Sprachpolitik* (wie Anm. 40), S. 161. Die entsprechenden Dokumente finden sich bei BRUCHHÄUSER (Hrsg.), *Quellen und Dokumente* (wie Anm. 35), S. 37f.

46 BRUCHHÄUSER (Hrsg.), *Quellen und Dokumente* (wie Anm. 35), S. 36, 39; GLÜCK, *Deutsch als Fremdsprache* (wie Anm. 4), S. 279f.; SQUIRES, *Hanse in Novgorod* (wie Anm. 36), S. 45f.; REITEMEIER, *Sprache, Dolmetscher und Sprachpolitik* (wie Anm. 40), S. 166 mit Anm. 45.

47 SQUIRES, *Hanse in Novgorod* (wie Anm. 36), S. 46–48.

48 REITEMEIER, *Sprache, Dolmetscher und Sprachpolitik* (wie Anm. 40), S. 170f., 173 (Zitat).

49 GLÜCK, *Deutsch als Fremdsprache* (wie Anm. 4), S. 281.

50 George THOMAS, *Russian Naval Terms from Middle Low German*, in: *The Slavonic and East European Review* 49/115 (1971), S. 173–188. Beispiele sind u.a. russ. *barka* von mnd. *bark*, *barke*; russ. *bot* von mnd. *bôt*; russ. *busa* von mnd. *buse*, *busse*; russ. *koča* von mnd. *kogge*; russ. *jachta* von mnd. *jacht*.

die Hanse demnach „zu einer strategischen Aufgabe“, die neben der Ausbildung von Übersetzern und Dolmetschern auch sprachdidaktische Aktivitäten umfasste. Die aus dem 16. und 17. Jahrhundert überlieferten deutsch-russischen Gesprächsbücher gehen auf die Sprachausbildung in Hansekontoren zurück und waren von Kaufleuten für Kaufleute verfasst.<sup>51</sup> Auf lexikalischer Ebene weist die Forschung auf zahlreiche russische Lehnwörter im Mittelniederdeutschen hin, die Squires fünf Kategorien zuordnet: „Bezeichnungen für Münz-, Maß- und Gewichtseinheiten,“ „Namen für russische Waren,“ „Titel und Benennungen für die russischen Machthaber und Instanzen“, „Wörter für spezifische russische Realien, für die es keine deutschen Ausdrücke gab,“ sowie Begriffe, „für die die Hanseaten ihre eigenen deutschen Entsprechungen [...] nicht passend fanden.“ Sprachkontakte lassen sich jedoch auch auf der Ebene der Syntax, Phraseologie, Stilistik und Onomastik nachweisen.<sup>52</sup>

Die besondere „Eigenart der russisch-niederdeutschen Sprachkontakte während der Zeit des Hansehandels in Novgorod“ sieht Squires darin, „dass es sich um einen Kontakt zwischen zwei Sprachen [...] handelt, der in der Kommunikation zwischen Deutschen und Deutschen abläuft: den Deutschen auf russischem Boden [...] und den Deutschen in Deutschland.“<sup>53</sup> Das Niederdeutsche beurteilt sie als Sprache, die fremdsprachliche Einflüsse flexibel integrierte – eine Beobachtung, die eng mit der Rolle des Niederdeutschen als Verkehrssprache eines kommerziellen Netzwerks zusammenhängt.<sup>54</sup>

Die Bedeutung des Mittelniederdeutschen als kaufmännische Verkehrssprache ging in der Frühneuzeit zwar allmählich zurück<sup>55</sup> – eine Entwicklung, die manche Forscher in engem Zusammenhang mit dem „Niedergang“ der Hanse sehen.<sup>56</sup> Dass

51 SQUIRES, Hanse in Novgorod (wie Anm. 36), S. 38.

52 Ebd., S. 15.

53 Ebd., S. 52 (Zitat), 144.

54 Ebd., S. 152f., 192f.

55 Vgl. Haik Thomas PORADA, Die Folgen der Reformation für die Entwicklung der niederdeutschen Schriftsprache, in: Negative Implikationen der Reformation? Gesellschaftliche Transformationsprozesse 1470–1620, hrsg. von Werner Greiling/Armin Kohnle/Uwe Schirmer (Quellen und Forschungen zu Thüringen im Zeitalter der Reformation 4), Köln/Weimar/Wien 2015, S. 331–355, hier S. 336f.: „[I]n der Spätphase des Mittelniederdeutschen, im 16. Jahrhundert, [...] verlor [...] die Sprache bereits ihre Anziehungskraft und der Zerfall in einzelne Dialekte [...] begann unter dem Druck des Hochdeutschen, das sich anschickte, die neue Hoch- und Schriftsprache zu werden.“

56 Vgl. ebd., S. 339: „War das Mittelniederdeutsche die Verkehrssprache der Hanse, die sich wie ein Dach über die unterschiedlichen niederdeutschen Dialekte wölbte und alle Kennzeichen einer voll entwickelten Hochsprache bereits in sich trug, so war der Niedergang der Hanse im 16. und 17.

die Sprache indessen auch in dieser Phase – die neuere wirtschaftsgeschichtliche Forschung spricht mit Blick auf die kommerzielle Bedeutung von Städten wie Hamburg, Lübeck und Danzig eher von „Strukturwandel“ als von „Niedergang“<sup>57</sup> – noch eine gewisse Bedeutung behielt, zeigt ein bemerkenswertes Dokument der Sprachkontakte zwischen dem Niederdeutschen und dem Nordwestrussischen vom Beginn des 17. Jahrhunderts. Der zwanzigjährige Kaufmannsdiener Tönnies Fonne, der im Zuge der Bemühungen Lübecks um die Wiederanknüpfung von Handelsbeziehungen mit Russland nach Pskov (Pleskau) gekommen war und dort in der Tradition der mittelalterlichen Hansekaufleute die Landessprache erlernt hatte, legte 1607 ein 566 Seiten starkes, praxisorientiertes niederdeutsch-russisches Wörter- und Gesprächsbuch an. „Insbesondere der umfangreiche phraseologische Teil dieses Gesprächsbuches, der über 1500 zweisprachige Satzmuster enthält, liefert“ Getrud Pickhan zufolge „ein höchst anschauliches und lebendiges Bild der deutsch-russischen Alltagskommunikation und Interaktion im Kontext der späthansischen Handelskontakte.“ Fannes Gesprächsbuch ist offenbar in enger Kooperation mit seinem russischen Sprachlehrer entstanden und zeichnet sich „durch ein eigenständiges Profil und eine klare Konzeption“ aus, „die den spezifischen Kommunikationsbedürfnissen der hansischen Rußlandfahrer auf geschickte Weise Rechnung trägt.“ Diese Bedürfnisse betrafen zum einen die Gestaltung der Handelsbeziehungen, insbesondere den Abschluss von Tausch- und Geldgeschäften mit russischen Partnern, zum anderen die Kommunikation mit Russen im städtischen Alltag. Das Gesprächsbuch belegt zudem, dass das Mittelniederdeutsche in der internen Kommunikation der Hansekaufleute um 1600 nach wie vor dominierte.<sup>58</sup>

Jahrhundert, der Verlust ihrer Vormacht, Einheitlichkeit und des Selbstverständnisses ihrer Akteure maßgeblich für den Untergang des Mittelniederdeutschen.“ Siehe auch MEIER/MÖHN, *Die Sprache im Hanseraum* (wie Anm. 35), S. 587–589; DOLLINGER, *Hanse* (wie Anm. 22), S. 343f.

57 Vgl. die Beiträge in Rolf HAMMEL-KIESOW/Stephan SELZER (Hrsg.), *Hansischer Handel im Strukturwandel vom 15. zum 16. Jahrhundert* (Hansische Studien XXV), Trier 2016.

58 Gertrud PICKHAN, „Wan ich frolich sy so hebbe ich dy gerne“. Grundmuster der interkulturellen Alltagskommunikation zwischen Deutschen und Russen im Gesprächsbuch des Tönnies Fonne (1607), in: *Jahrbücher für Geschichte Osteuropas*, N.F. 49/4 (2001), S. 500–509, Zitate S. 500, 502. Vgl. zu dieser Quelle auch Pierre JEANNIN, *Marchands du nord*, hrsg. von Philippe Braunstein/Jochen Hoock, Paris 1996, S. 165–182; Elisabeth HARDER-GERSDORFF, „Dar klingeddt geldtt.“ Kaufmannsprache auf russischen Märkten in der niederdeutschen Phraseologie des Tönnies Fonne (1607), in: Wernicke/Jörn (Hrsg.), *Beiträge zur hansischen Kultur-, Verfassungs- und Wirtschaftsgeschichte* (wie Anm. 29), S. 81–92. Die Quelle liegt ediert vor als Tönnies Fenne’s [sic] *Low German Manual of*

#### 4. Die Faktorei der Fugger in Danzig

Nachdem die Hanse ihre Vorherrschaft im Ostseeraum im Spätmittelalter erfolgreich behauptet hatte, traten dort an der Wende vom 15. zum 16. Jahrhundert auch süddeutsche Kaufleute und Handelsgesellschaften vermehrt in Erscheinung. Besonderes Augenmerk hat die Forschung dem Vordringen der Augsburger Fugger in die Domäne des hansischen Handels geschenkt: 1494 hatten Jakob Fugger „der Reiche“ und seine Brüder mit dem Krakauer Unternehmer Johann Thurzo und dessen Söhnen den „Gemeinen Ungarischen Handel“ zur Verhüttung und Vermarktung von Kupfer aus dem Revier von Neusohl gegründet – ein Unternehmen, das binnen weniger Jahre gewaltige Dimensionen erreichte. War zunächst Venedig der wichtigste Absatzmarkt für ungarisches Kupfer, entwickelte sich Antwerpen nach der Rückkehr der ersten portugiesischen Indienflotten um 1500 zum zentralen Umschlagplatz, weil die Portugiesen die asiatischen Gewürze dort absetzten und sich im Gegenzug mit Kupfer und Silber für den Überseehandel eindeckten. Um das Neusohler Kupfer auf den Antwerpener Markt zu bringen, bauten die Fugger eine großräumige Transport- und Vertriebsorganisation auf, zu der neben Niederlassungen in Krakau, Breslau und Leipzig auch die kurz nach 1500 errichteten Faktoreien in Danzig und Stettin gehörten: Hier wurde ungarisches Kupfer auf hochseetaugliche Schiffe umgeladen und durch den Öresund in die Niederlande transportiert.<sup>59</sup>

Im Untertitel seiner 1953 erschienenen Studie zum Verhältnis Fugger–Hanse hat Götz Freiherr von Pölnitz plakativ von einem „100-jährigen Ringen um Ostsee und Nordsee“ gesprochen.<sup>60</sup> Wie ich an anderer Stelle gezeigt habe, handelt es sich dabei jedoch um einen von Pölnitz konstruierten Mythos: Zwar hat es punktuelle Konflikte zwischen den Fuggern und den Hansestädten, insbesondere mit Lübeck, durchaus gegeben, aber diese wurden von Pölnitz zu einem unerbittlichen Wettkampf zweier konträrer Handelssysteme und Mentalitäten aufgebauscht, während er die nicht minder markanten Anzeichen einer Kooperation zwischen der süddeutschen Han-

Spoken Russian. Pskov 1607, hrsg. von L.L. Hammerich/Roman Jakobson u.a., 4 Bde., Kopenhagen 1961–1986.

<sup>59</sup> Vgl. zusammenfassend Mark HÄBERLEIN, Die Fugger. Geschichte einer Augsburger Familie (1367–1650), Stuttgart 2006, S. 44–48, 52–56. Zu den wirtschaftlichen Hintergründen vgl. Philipp R. RÖSSNER, Devaluation – Deflation – Rebellion. Geld im Zeitalter der Reformation (Vierteljahrschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, Beihefte 219), Stuttgart 2012, S. 251–310.

<sup>60</sup> Götz Freiherr von PÖLNITZ, Fugger und Hanse. Ein hundertjähriges Ringen um Ostsee und Nordsee (Studien zur Fuggergeschichte 11), Tübingen 1953.

delsgesellschaft und den Hansestädten ignorierte. So ließen die Augsburger regelmäßig Kupfer in hansischen Schiffen transportieren, und ihre Interessen im Nord- und Ostseeraum wurden vorzugsweise durch Niederdeutsche wie den Friesen Pompeius Occo in Amsterdam, Goderd Wiggerink in Lübeck und Hans Breda (bzw. Johann Breden) in Danzig wahrgenommen.<sup>61</sup>

Besonders aufschlussreich ist das Beispiel Danzigs, weil sich diese Stadt innerhalb der Hanse wiederholt für die Interessen der Fugger einsetzte. Dies lag maßgeblich an der effektiven Vermittlertätigkeit des erwähnten Hans Breda, der schon durch seine lange Dienstzeit für eine hohe Kontinuität und Verlässlichkeit der Repräsentation Fuggerscher Interessen im Ostseeraum sorgte. Breda war 1515 in Breslau für zunächst sechs Jahre in die Dienste der Augsburger Handelsgesellschaft getreten, hielt sich aber seit spätestens 1519 in Danzig auf, wo er Geldgeschäfte tätigte und die möglichst reibungslose Abwicklung Fuggerscher Kupfertransporte gewährleisten sollte.<sup>62</sup> Seine Vermittlertätigkeit wird besonders im Jahre 1525 deutlich, als es ihm in einer kritischen Phase des Gemeinen Ungarischen Handels der Fugger gelang, „vom polnischen König bei dessen Aufenthalt in Danzig einen besonderen Schutzbrief für den Handel seiner Herren zu erlangen, und diesem dadurch die [...] größtmögliche Sicherheit zu verschaffen.“<sup>63</sup> Die Fugger honorierten Bredas Dienste wiederholt durch Vertragsverlängerungen, Gehaltserhöhungen und anderweitige Vergünstigungen. Liselotte Bechtel zufolge entwickelte er sich im Laufe der 1520er Jahre „zum maßgebenden Mann im ganzen östlichen Fuggerhandel. An ihn wandten sich deshalb alle, die die Erledigung wichtiger und vertraulicher Aufgaben wünschten. [...] Sogar fremde Antwerpener Kaufleute baten ihn, in Danzig ausstehende Schulden für sie einzutreiben, und erteilten ihm dafür weitgehende Vollmachten.“<sup>64</sup> Ferner verhandelte Breda mit König Christian III. von Dänemark, dem Danziger Rat und Herzog Albrecht von Preußen in Königsberg.<sup>65</sup> Auch der für die polnische Königin tätige

61 Mark HÄBERLEIN, *Die Fugger: Konkurrenten der Hanse im Ostseeraum?*, in: Hammel-Kiesow/Selzer (Hrsg.), *Hansischer Handel* (wie Anm. 57), S. 49–65. Vgl. auch schon ESPER, *Russia and the Baltic* (wie Anm. 23), S. 468: „Fugger activity in the eastern Baltic was quite limited in scope, and the Hanseatics' estimate of Fugger competition was exaggerated.“ Speziell zu Occo vgl. die Studie von Otto NÜBEL, *Pompejus Occo, 1483 bis 1537. Fuggerfaktor in Amsterdam* (Studien zur Fuggergeschichte 24), Tübingen 1972.

62 Liselotte BECHTEL, *Die Fugger in Danzig und im nordosteuropäischen Raum*, Diss. München 1943, S. 154f.

63 Ebd., S. 155.

64 Ebd., S. 156.

65 Ebd., S. 156f.

Diplomat und Humanist Johannes Dantiscus griff Mitte der 1530er Jahre auf Finanzdienstleistungen Bredas zurück, nahm aber bald davon Abstand, weil er diesen als *harpagator* (diebischen Menschen) betrachtete.<sup>66</sup>

Als Anton Fugger 1546 beschloss, den Vertrieb des ungarischen Kupfers aufzugeben, wurde auch die Niederlassung in Danzig für das Unternehmen obsolet: Breda wurde wieder nach Breslau beordert, unternahm jedoch bis zu seinem Tod im Frühsommer 1548 noch mehrere Reisen nach Danzig, um die dortigen Geschäfte abzuwickeln.<sup>67</sup> Bredas langjährige Handels- und Vermittlertätigkeit, die ihm erhebliches soziales Ansehen eintrug, basierte zweifellos zu einem erheblichen Teil auf seiner Fähigkeit, über Sprachgrenzen hinweg zu kommunizieren: auf Hochdeutsch mit seinen Dienstherrn in Augsburg und anderen Vertretern des Unternehmens; auf Niederdeutsch in Danzig und anderen Ostseestädten; aber auch auf Niederländisch, und möglicherweise auf Latein.

## 5. Niederländische Kaufmannsgemeinden und die niederländische Sprache im Ostseeraum

Wie bereits erwähnt, nahm die Präsenz niederländischer Kaufleute im Ostseehandel seit dem 16. Jahrhundert stark zu. Da die Bevölkerung der Generalstaaten durch Migration, Handelsbeziehungen, Reisen, schulischen und privaten Spracherwerb ohnehin in hohem Maße mehrsprachig war,<sup>68</sup> verfügten die Vertreter niederländischer Handelshäuser, die sich in Städten des Ostseeraums niederließen, über gute sprachliche Voraussetzungen für erfolgreiche kommerzielle Aktivitäten. Tatsächlich ging die Handelstätigkeit der Niederländer offenbar schon frühzeitig mit Bemühungen einher, sich die jeweiligen Landessprachen anzueignen. Im Jahre 1506 jedenfalls

66 Tomasz OSOŚŃSKI, Die Kontakte des polnischen Humanisten Johannes Dantiscus mit der Firma Welser (1527–1537), in: *Humanismus und Renaissance in Augsburg. Kulturgeschichte einer Stadt zwischen Spätmittelalter und Dreißigjährigem Krieg*, hrsg. von Gernot Michael Müller, Berlin/New York 2010, S. 143–155, hier S. 153f.

67 BECHTEL, Fugger in Danzig (wie Anm. 62), S. 157f.

68 Vgl. den Überblick bei Willem FRIJHOFF, *Multilingualism in the Dutch Golden Age. An Exploration*, in: *Multilingualism, Nationhood, and Cultural Identity: Northern Europe, 16<sup>th</sup>–19<sup>th</sup> Centuries*, hrsg. von Willem Frijhoff/Marie-Christine Kok Escalle/Karene Sanchez-Summerer (Languages in Culture and History 1), Amsterdam 2017, S. 95–168.



thematisierte ein Hansetag, dass Niederländer zum Sprachenlernen nach Russland gehen würden.<sup>69</sup>

Zwischen dem späten 16. und dem frühen 18. Jahrhundert wurden die Interessen niederländischer Kaufleute und Handelshäuser in Ostseestädten im Regelfall von dauerhaft dort ansässigen Partnern, Faktoren und Kommissionären vertreten; häufig handelte es sich dabei um jüngere Verwandte der in Holland lebenden Firmeninhaber. Danzig war mit über 500 Einbürgerungen von Niederländern (darunter 115 Kaufleute) zwischen 1558 und 1793 das Zentrum dieser Kaufmannsdiaspora im Ostseeraum – und diejenigen, die das Bürgerrecht erwarben, bildeten lediglich die Spitze des Eisbergs. Der Einfluss der Niederländer auf das Handels- und Finanzgeschäft der Stadt zeigt sich unter anderem darin, dass der 1608 erstmals überlieferte, aber wahrscheinlich bereits 1585 eingeführte Danziger Warenpreiskurant – eine Frühform der gedruckten Wirtschaftsnachrichten – auf Niederländisch publiziert wurde. Ein niederländischer Schulmeister, der Ende des 16. Jahrhunderts in Danzig Rechnen, Buchhaltung und Handelsusancen unterrichtete, bediente sich dagegen des Französischen als Unterrichtssprache, weil nicht nur viele Niederländer diese Sprache beherrschten, sondern sie im Fernhandel generell als bedeutsam galt.<sup>70</sup>

Die Mitglieder der niederländischen Fremdgemeinden in Ostseestädten orientierten sich nicht nur an der materiellen Kultur ihres Heimatlandes und lasen bevorzugt niederländische Bücher, sie konnten sich auch mit zahlreichen Einwohnern in der Sprache ihres Heimatlandes verständigen, da sich diese zu einer *lingua franca* des Ostseeraums entwickelte. Milja van Tielhof führt dazu aus:

In the Scandinavian and Russian towns, Dutch was understood by at least part of the population, as it was the international trade language at the time. There is a remarkable story about the very successful Amsterdam merchant Louis de Geer, who was ennobled in Sweden in 1641 as a reward for his contributions to Swedish trade. His maiden speech was delivered in Dutch!<sup>71</sup>

69 ESPEL, *Russia and the Baltic* (wie Anm. 23), S. 466f.

70 VAN TIELHOF, *The 'Mother of all Trades'* (wie Anm. 23), S. 166–179; zu den frühesten Danziger Preiskurantent vgl. John J. McCUSKER/Cora GRAVESTIJN, *The Beginnings of Commercial and Financial Journalism: The Commodity Price Currents, Exchange Rate Currents, and Money Currents of Early Modern Europe*, Amsterdam 1991, S. 179–181. Allgemein zu niederländischen kulturellen Einflüssen in Danzig vgl. auch COWAN, *Cultural Traffic* (wie Anm. 29), S. 181f.; NORTH, *Geschichte der Ostsee* (wie Anm. 21), S. 163.

71 VAN TIELHOF, *The 'Mother of all Trades'* (wie Anm. 23), S. 176. – Ob mit „Dutch“ hier tatsächlich das sich erst nach der Unabhängigkeit der nördlichen Niederlande als Nationalsprache her-

Tatsächlich scheint der Amsterdamer Kaufmannsbankier Louis de Geer, der zahlreiche Kupfergruben, Eisenhüttenwerke und Waffenmanufakturen in Schweden kontrollierte und 1627 auch offiziell dorthin übersiedelte, die schwedische Sprache zeitweilig nur unzureichend beherrscht zu haben. Stattdessen korrespondierte er mit der Krone, Reichskanzler Axel Oxenstierna und anderen hochrangigen Persönlichkeiten in Schweden auf Niederländisch, Deutsch und Französisch.<sup>72</sup> J. Thomas Lindblad hält dazu fest: „His double, or even triple national identity in combination with his language skills made him singularly apt for performing in an international market.“<sup>73</sup>

Auch die vom Niederrhein stammenden Brüder Jacob und Abraham Momma, die in den 1640er Jahren gemeinsam mit ihrem älteren Halbbruder, dem Amsterdamer Kaufmann Willem Momma, nach Schweden auswanderten, führten ihre Geschäftskorrespondenz überwiegend auf Niederländisch, während Schwedisch, Deutsch und Französisch in ihrer brieflichen Kommunikation eine geringere Rolle spielten.<sup>74</sup> Die meisten deutschstämmigen Kaufleute in Reval verstanden Milja van Tielhof zufolge ebenfalls Niederländisch, und der Amsterdamer Kaufmann Jan Isaac de Neufville kommunizierte mit seinem Danziger Agenten Andreas Schopenhauer in den Jahren 1751 bis 1763 in derselben Sprache.<sup>75</sup>

„In the seventeenth century,“ resümiert van Tielhof, „in many ways the Baltic turned into the backyard of the Netherlands: Dutch ships dominated traffic on the seas, Dutch capital and entrepreneurs prevailed in trade, Dutch coins were a common and popular means of payment, and Dutch language and culture spread in the Baltic cities.“<sup>76</sup> Obwohl die Präsenz niederländischer Kaufleute im Ostseeraum im 18. Jahr-

ausbildende Niederländisch oder das lange Zeit als *lingua franca* fungierende Niederdeutsch gemeint ist, muss offenbleiben.

72 Vgl. J. Thomas LINDBLAD, Louis de Geer (1587–1652). Dutch Entrepreneur and the Father of the Swedish Industry, in: *Entrepreneurs and Entrepreneurship in Early Modern Times: Merchants and Industrialists within the Orbit of the Dutch Staple Market*, hrsg. von Clé Lesger/Leo Nordegraaf, Den Haag 1995, S. 77–84, hier S. 79.

73 Ebd., S. 80.

74 Vgl. Leos MÜLLER, *The Merchant Houses of Stockholm, c. 1640–1800. A Comparative Study of Early-Modern Entrepreneurial Behaviour* (Acta Universitatis Upsaliensis. Studia Historica Upsaliensia 188), Uppsala 1998, S. 55–62, 70.

75 VAN TIELHOF, *The ‘Mother of all Trades’* (wie Anm. 23), S. 176.

76 Ebd., S. 177.

hundert deutlich zurückging, behielt Niederländisch noch lange seine Funktion als Handels- und Verkehrssprache.<sup>77</sup>

## 6. Ein baltendeutscher Kaufmann als „Nachrichtenmakler“ zwischen Schweden und Moskau

Anhand des Revaler Kaufmannssohns Christoff Koch (1637–1711) haben Heiko Droste und Ingrid Maier die Karriere und das Profil eines diplomatischen Agenten und „Nachrichtenmaklers“ rekonstruiert, der im späten 17. Jahrhundert in schwedischen Diensten in Moskau wirkte.<sup>78</sup> Kochs Beispiel zeigt, dass der regelmäßige Austausch handschriftlicher Nachrichtenbriefe um diese Zeit auch im Ostseeraum bereits gängige Praxis war.<sup>79</sup> Nachrichtenbriefe waren einerseits ein soziales Medium, über welches Gesandte ihre Herrscher und Klienten ihre fürstlichen bzw. adeligen Patrone mit Informationen versorgten; andererseits entwickelten sie sich zu einem eigenständigen Geschäftszweig, der von professionellen „Zeitungsschreibern“ bedient wurde.<sup>80</sup> Sprachkenntnisse waren für diese Nachrichtenmakler von elementarer Bedeutung – zumal an einem Ort wie Moskau, an dem Fremde Aufenthalts- und Reisebeschränkungen unterlagen und Übersetzer streng kontrolliert wurden.<sup>81</sup>

77 Ebd., S. 178. Zur niederländischen Sprache im Ostseeraum vgl. auch die knappen Hinweise bei Christopher Joby, *The Dutch Language in Britain (1550–1702). A Social History of the Use of Dutch in Early Modern Britain*, Leiden/Boston 2015, S. 244; David Kirby/Merja-Liisa Hinkkanen, *The Baltic and the North Seas*, London/New York 2000, S. 63; Willem Frijhoff/Marijke Spies, *Dutch Culture in A European Perspective. Vol. 1: 1650: Hard-Won Unity*, Houndmills/Basingstoke/New York 2004, S. 134.

78 Das Folgende nach Heiko Droste/Ingrid Maier, Christoff Koch (1637–1711): Sweden's Man in Moscow, in: *Travelling Chronicles: News and Newspapers from the Early Modern Period to the Eighteenth Century*, hrsg. von Siv Gøril Brandtzaeg/Paul Goring/Christine Watson, Leiden/Boston 2018, 119–139.

79 Zur Bedeutung neuer Informationsmedien für hanseatische Kaufleute vgl. Carsten Jahnke, *Mit Strukturen von gestern auf Märkte von morgen? Hansische Kaufleute und deren Handelsorganisation an der Wende vom 15. zum 16. Jahrhundert*, in: Hammel-Kiesow/Selzer (Hrsg.), *Hansischer Handel* (wie Anm. 57), S. 101–136, besonders 119–122.

80 Droste/Maier, Christoff Koch (wie Anm. 78), S. 121f.

81 Vgl. ebd., S. 122f.: „Efforts to hinder their correspondence mostly relied on rules that ordered secluded areas of living for foreigners, restrictions in their freedom to travel, and control over the interpreters necessary for almost every kind of transaction. In order to trade news in Moscow it was therefore a great advantage if the news expert knew Russian. Sometimes younger students were sent to Moscow for a longer period in order to learn Russian. Koch might have been such a student.“

Der Revaler Bürgermeistersohn Christoff Koch, der im Zuge seiner kaufmännischen Reisen 1655 nach Moskau kam, ließ sich dort dauerhaft nieder und begann Mitte der 1660er Jahre, den schwedischen Generalgouverneur von Narva mit Nachrichtenbriefen zu versorgen. Seit 1671 übernahm er diese Aufgabe auch für die schwedische Krone, und sieben Jahre später erhielt er den offiziellen Titel eines kommerziellen Repräsentanten (*kommersiefaktor*) Schwedens in Moskau. Droste und Maier charakterisieren ihn als gebildeten Mann, der über detaillierte Kenntnisse der politischen und gesellschaftlichen Verhältnisse im Zarenreich verfügte – „an important and trustworthy source on many aspects of Muscovite life“. Koch erhielt 1683 einen Adelsbrief und bekleidete als Burggraf von Narva seit 1690 ein hohes Amt in der Verwaltung der schwedischen Provinzen im Baltikum, ehe ihn der Große Nordische Krieg zur Umsiedlung nach Schweden zwang. Seinen Aufstieg vom Händler zum Korrespondenten der Krone und schließlich zum Burggrafen verdankte er sowohl seiner Einbindung in ein Netzwerk einflussreicher Revaler Kaufleute und Verwaltungsbeamter als auch seinem Zugang zu wichtigen Informanten in Moskau (für den er auch Bestechungsgelder einsetzte). Kochs Karriere war insofern nicht untypisch, als auch andere Korrespondenten der schwedischen Krone in Russland, Polen und Hamburg aus Kaufmannsfamilien stammten und in kommerziellen Kreisen verkehrten.<sup>82</sup>

## 7. Schottische Kaufleute im Ostseeraum

Die schottische Händlerdiaspora im Ostseeraum wuchs seit dem 16. Jahrhundert stark an. Die Einwanderung von Schotten nach Pommern, Preußen und Polen-Litauen, die ihren Höhepunkt im frühen 17. Jahrhundert erreichte, ist zwar schwer quantifizierbar, ging aber zweifellos in die Zehntausende. Maßgeblichen Anteil an dieser Migrationsbewegung, die zur Bildung schottischer Gemeinden in zahlreichen preußischen und polnischen Städten führte, hatten Klein- und Wanderhändler; in manchen Gegenden Ostmitteleuropas wurde der Begriff „Schotte“ geradezu zum Synonym für Hausierer.<sup>83</sup> Obwohl diese Wanderhändler in obrigkeitlichen Mandaten und Beschwerden seitens der Bevölkerung häufig negativ konnotiert sind, integrierten

82 Zu seiner Karriere und seiner Tätigkeit vgl. ebd., S. 123–137 (Zitat S. 124).

83 Vgl. Andreas KOSSERT, Schottische Händler und Kaufleute in Ostmitteleuropa in der Frühen Neuzeit, in: Enzyklopädie Migration in Europa. Vom 17. Jahrhundert bis zur Gegenwart, hrsg. von Klaus J. Bade u.a., Paderborn u.a. 2007, S. 945–947, hier S. 945.

sich die meisten von ihnen im Laufe der Zeit in die lokalen Gesellschaften. In Posen etwa erhielten zehn schottische Kaufleute im letzten Viertel des 16. Jahrhunderts das Bürgerrecht. Zwischen 1583 und 1660 lebten mindestens 40 schottische Kaufleute in Lublin, und in Danzig wurden zwischen 1577 und 1709 135 Schotten eingebürgert. Im Jahre 1603 gab es zwölf schottische Bruderschaften in polnischen Städten, die unter anderem Aufgaben in der Armenfürsorge wahrnahmen.<sup>84</sup>

Wie in Polen-Litauen bewegten sich schottische Händlergemeinschaften auch in skandinavischen Städten in einem multi-ethnischen Umfeld; sie standen dort mit englischen, deutschen, niederländischen und dänischen Kaufleuten in Kontakt. Und auch in Skandinavien strebten viele von ihnen die Integration in die städtische Gesellschaft an. Im 1621 gegründeten Göteborg beispielsweise erwarben rund 50 Schotten bis zum Ende des 17. Jahrhunderts das Bürgerrecht; einige von ihnen erlangten Sitze im lokalen Stadtrat.<sup>85</sup> Zugleich bemühten sich die Schotten um die Wahrung ihres landsmannschaftlichen Zusammenhalts: In Göteborg etwa bildeten die Britische Faktorei und die Britische Armenkasse Fixpunkte ihrer ethnischen Gemeinschaft.<sup>86</sup>

Auch wenn sich in der Literatur nur sporadische Angaben zum Sprachgebrauch und zur Kommunikation schottischer Händler im Ostseeraum finden, steht außer Frage, dass ein großer Teil von ihnen mehrsprachig war. „Merchants at home” in Schottland, so T.C. Smout, „preferred, where possible, to consign cargoes to Scotsmen completely familiar with the language, laws and customs of foreign cities, rather than to trust their own skippers or supercargoes to deal directly with foreign merchants.”<sup>87</sup> Am Ende des 17. Jahrhunderts fungierten Schotten an einigen Schaltstellen des

84 Vgl. T.C. SMOUT/Ned C. LANDSMAN/T.M. DEVINE, *Scottish Emigration in the Seventeenth and Eighteenth Centuries*, in: *Europeans on the Move. Studies on European Migration, 1500–1800*, hrsg. von Nicholas Canny, Oxford 1994, S. 76–112, besonders S. 80–85; Douglas CATTERALL, *At Home Abroad: Ethnicity and Enclave in the World of Scots Traders in Northern Europe, c. 1600–1800*, in: *Journal of Early Modern History* 8 (2004), S. 319–357, besonders S. 344–350; Waldemar KOWALSKI, *The Placement of Urbanized Scots in the Polish Crown during the Sixteenth and Seventeenth Centuries*, in: *Scottish Communities Abroad in the Early Modern Period*, hrsg. von Alexia Grosjean/Steve Murdoch, Leiden/Boston 2005, S. 53–103; Peter Paul BAJER, *Scots in the Polish-Lithuanian Commonwealth, 16<sup>th</sup> to 18<sup>th</sup> Centuries: The Formation and Disappearance of an Ethnic Group (The Northern World)*, Leiden/Boston 2012.

85 Alexia GROSJEAN/Steve MURDOCH, *The Scottish Community in Seventeenth-Century Gothenburg*, in: Grosjean/Murdoch (Hrsg.), *Scottish Communities Abroad* (wie Anm. 84), S. 191–223, besonders S. 197–203.

86 CATTERALL, *At Home Abroad* (wie Anm. 84), S. 327–336.

87 SMOUT, *Scottish Commercial Factors* (wie Anm. 25), S. 122.

Ostseehandels als Agenten, Kommissionäre und Berater von Handelsfirmen ihres Heimatlandes: Zu ihnen gehörten etwa Patrick Lyell in Helsingör, James Adie und Andrew Marjoribanks in Danzig sowie John Charteris in Stockholm. Diese mit der Sprache, den rechtlichen und sozialen Gegebenheiten sowie den Handelsusancen an ihren Wohnorten vertrauten Männer kümmerten sich Smout zufolge vorzugsweise um die Belange ihrer Landsleute: „The impression everywhere [...] is of Scots doing business with Scots wherever they can.“<sup>88</sup>

Während sie untereinander sowie mit Geschäftspartnern in ihrem Herkunftsland überwiegend in ihrer Muttersprache kommunizierten,<sup>89</sup> setzten der Erwerb des Bürgerrechts in polnischen, preußischen oder schwedischen Städten und die Übernahme öffentlicher Ämter eine hinreichende Kompetenz in der jeweiligen Landessprache voraus. Peter Paul Bajer geht freilich davon aus, dass Schotten in Polen-Litauen der Erwerb der lateinischen und deutschen Sprache – zumindest in rudimentärer Form – leichter gefallen sei als der des Polnischen oder Ruthenischen.<sup>90</sup>

Konkretere Aussagen sind für die zum Großfürstentum Litauen gehörende Stadt Kedainiai möglich, in der die Herzöge von Radziwill die Ortsherrschaft ausübten. Christof Radziwill gewährte der Stadt 1627 Autonomieprivilegien und garantierte Katholiken und Protestanten gleiche Rechte. Neben Juden und deutschen Lutheranern ließen sich in den folgenden Jahren auch schottische Presbyterianer in Kedainiai nieder. 1637 sind bereits 24 Schotten – mehrheitlich Kaufleute, aber auch Soldaten – als Mitglieder der lokalen reformierten Kirche nachweisbar. „These individuals,“ schreibt Rimantas Žirgulis, „often adopted the local language and their names were usually noted in the Polish form: Jan, Jerzy, Wojciech, Katarzyna, etc., which make it difficult to separate them from other citizens.“ Presbyterianische Geistliche predigten hingegen in schottischer und englischer Sprache. Ihr lokaler Einfluss wird aus einer Beschwerde polnischer Calvinisten im Jahre 1638 deutlich, die sich beklagten, dass nach dem schottischen und dem litauischen Gottesdienst zu wenig Zeit für einen reformierten Gottesdienst in polnischer Sprache bleibe. Wie in anderen Städten des Ostseeraums betrachteten sich die Schotten in Kedainiai als Angehörige einer eigenen „Nation“, fanden jedoch durch Einheirat und die Übernahme öffentlicher Ämter auch Eingang in die lokale Elite. Žirgulis betont, dass die Schotten um die Mitte des 17. Jahrhunderts ungleich besser in die lokale Gesellschaft integriert gewesen

88 Ebd., S. 126.

89 Vgl. BAJER, Scots in the Polish-Lithuanian Commonwealth (wie Anm, 84), S. 221, 259, 349.

90 Ebd., S. 67.

seien als die deutschen Lutheraner, die in einem eigenen Stadtviertel wohnten und dort einer Anweisung Christof Radziwills zufolge ausschließlich Deutsch sprechen sollten. Die im Jahre 1655 zwischen 4.000 und 5.000 Einwohner zählende, wirtschaftlich prosperierende und multikonfessionelle Stadt erlebte infolge des Nordischen Krieges (1655–1660) und von Pestepidemien in den folgenden Jahren zwar schwere Rückschläge; die schottische Gemeinschaft überstand jedoch diese Krisen nicht nur, sondern konnte ihre Position in der Lokalverwaltung sogar noch ausbauen. Nicht weniger als elf der 19 Anwesen am zentralen Hauptmarkt befanden sich 1661 in schottischer Hand. Das Protokoll einer Sitzung des reformierten Kirchenrats im Jahre 1667 merkt an, dass die Schotten ohne Zustimmung der kirchlichen Autoritäten einen Prediger angestellt hätten, der in ihrer Sprache predige. Žirgulis wertet dies als Indiz für die Ankunft neuer Einwanderer, „as long-term residents would have adopted one of the local languages by this time.“ Der Kirchenrat hielt die Schotten dazu an, Gottesdienste in polnischer oder litauischer Sprache zu besuchen. Der genannte Autor resümiert: „Despite being clearly willing to integrate into their host society, it is evident that the Scots also retained a strong sense of their cultural origins.“

Nachdem Kriege, Epidemien, Wirtschaftskrisen und wachsende religiöse Intoleranz im späten 17. und frühen 18. Jahrhundert zu einem Niedergang der Stadt geführt hatten, baten ein Kaufmann und ein Prediger als Delegierte der lokalen schottischen Gemeinde 1730 in London um Spenden. Im folgenden Jahr gründeten schottischstämmige Kaufleute eine kurzlebige Gesellschaft, um den Handel mit anderen Ostseehäfen wiederzubeleben. In den folgenden Jahrzehnten löste sich die Gemeinde dann sukzessive auf.<sup>91</sup>

## 8. Eine Handreichung für Ostseekauffleute

Auf den Stellenwert, den Informationen – Korrespondenzen, Nachrichtenbriefe, Wörter- und Gesprächsbücher, Preiskuranten – für den Fernhandel im Allgemeinen und den Ostseehandel im Speziellen hatten, wurde in diesem Beitrag bereits mehrfach hingewiesen. In der Frühen Neuzeit wurde darüber hinaus eine wachsende Zahl an Handbüchern und Traktaten gedruckt, die das kommerzielle Wissen, welches Kaufleute benötigten – Wissen über Währungs-, Maß- und Gewichtsverhältnisse, Waren,

91 Rimantas ŽIRGULIS, *The Scottish Community in Kedainiai c. 1630 – c. 1750*, in: Grosjean/Murdoch (Hrsg.), *Scottish Communities Abroad* (wie Anm. 84), S. 225–248, Zitate S. 229, 237f.

Zollbestimmungen, Handelsusancen etc. – mehr oder minder systematisch aufbereiteten.<sup>92</sup> Ein 1798 in Kopenhagen erschienenes „Handbuch für Kaufleute und Seefahrer, welche sich mit dem Ostsee-Handel beschäftigen und den Sund oder die beyden Belte passiren“, für das der königlich-dänische Kanzleirat Johann Andreas Lesser verantwortlich zeichnete, ist ein vergleichsweise spätes Exemplar dieser praxisorientierten Gattung kommerzieller Handbücher. Auf knapp 200 Seiten bietet es eine Zusammenstellung der rechtlichen und historischen Grundlagen der Erhebung von Sundzöllen durch die dänische Krone, eine Übersicht über Währungsrelationen, Maße und Gewichte, eine alphabetische Liste der bei der Durchfahrt durch den Sund zu verzollenden Waren sowie praktische Hinweise für Kaufleute und Schiffer.<sup>93</sup>

Interessant an diesem Werk ist im Kontext dieses Beitrags insbesondere der Umstand, dass es sich als Ergebnis eines zweistufigen Übersetzungs- und Revisionsprozesses darstellt. Wie Lesser im Vorwort ausführt, ging seine Publikation auf die Bemühungen eines französischen kaufmännischen Angestellten zurück:

Herr Thomas Antoine de Marien, welcher in den 70er Jahren [des 18. Jahrhunderts] auf einem Handlungs-Comtoir in Helsingör angestellt war, hatte zu seinem eigenen Unterrichte mit Einsammlung der Nachrichten, die den Ostsee-Handel und den damit verbundenen Sunder-Zoll betreffen, sich beschäftigt. Die Bemerkung seiner Freunde: daß er den Seefahrern des südlichen Europas durch Mittheilung seiner Aufsätze einen wahren Dienst leisten würde, flößte ihm zuerst den Gedanken ein, seine Arbeit genauer nachzusehen und in französischer Sprache herauszugeben, weil von dieser, für den Handel so äußerst wichtigen, Materie, in dieser Sprache noch nichts geschrieben worden sey, und weil er glaubte, daß die Ursache, warum die Nationen jener Länder sich bisher so wenig um den Ostsee-Handel bekümmert hätten, obwohl sie alle Artikel zur Einfuhr in die Ostsee besäßen, darin liege, weil es ihnen vornehmlich an Materialien mangle, von Allem,

92 Vgl. Jochen HOOCK/Pierre JEANNIN/Wolfgang KAISER (Hrsg.), *Ars Mercatoria. Handbücher und Traktate für den Gebrauch des Kaufmanns, 1470–1820. Eine analytische Bibliographie*, 3 Bde., Paderborn 1991–2001; Markus A. DENZEL/Jean-Claude HOCQUET/Harald WITTHÖFT (Hrsg.), *Kaufmannsbücher und Handelspraktiken vom Mittelalter bis zum beginnenden 20. Jahrhundert / Merchant's Books and Mercantile *Pratiche* from the Late Middle Ages to the 20th Century* (Vierteljahrschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, Beihefte 163), Stuttgart 2002.

93 Johann Andreas LESSER, *Handbuch für Kaufleute und Seefahrer, welche sich mit dem Ostsee-Handel beschäftigen und den Sund oder die beyden Belte passiren; oder revidirte Sunder-Zoll-Rolle, nebst Bestimmungen aller andern Abgaben für Schiffe und Waaren bey der Durchfahrt durch den Sund und verschiedenen historischen Nachrichten, den Ostsee-Handel betreffend*. Aus dem Dänischen übersetzt und vermehrt, Kopenhagen 1798. Digitalisat: <http://digitale.bibliothek.uni-halle.de/vd18/content/titleinfo/11841672>.



was in Rücksicht auf den Ostsee-Handel von Wichtigkeit ist, sich füglich unterrichten zu können.<sup>94</sup>

Obwohl dieses französische Handbuch keineswegs fehlerfrei sei, habe de Marien nach Lessers Einschätzung „geleistet, was man von ihm nach seiner Absicht und Lage erwarten konnte.“<sup>95</sup> 1795 sei dann eine von Andreas Christian Alstrup angefertigte Übertragung dieses Werks ins Dänische erschienen. Obwohl sich diese Publikation auf dem Titelblatt als „vermehrte Dänische Uebersetzung“ präsentierte, konstatierte Johann Andreas Lesser, dass sie sich, von einigen wenigen Anmerkungen abgesehen, „von dem französischen Original durch nichts als die Sprache zu unterscheiden“ scheine; zudem habe sie die Errata der Vorlage übernommen und weise etliche Druckfehler auf. Ein mit den Interna des Sundzolls vertrauter Mann habe daraufhin eine kleine Schrift mit Anmerkungen und Berichtigungen zu Alstrups Publikation, ebenfalls auf Dänisch, publiziert.<sup>96</sup> „Diese kleine, schon ziemlich selten gewordene, Piece“, so Lesser,

setzt uns nun in den Stand, zum Nutzen aller Kaufleute und Seefahrer, denen die teutsche Sprache geläufiger ist, als die dänische, eine möglichst vollständige und authentische Sunder-Zoll-Rolle zu liefern. So wie Herr de Marien dem südlichen Europa mit seiner Arbeit in französischer Sprache einen Dienst zu leisten, die Absicht gehabt hat, so ist es jetzt die Absicht der löblich Schubotheschens Verlagshandlung in Kopenhagen, durch Veranstaltung gegenwärtiger teutschen Ausgabe dem nördlichen Europa einen nicht minder wichtigen Dienst zu leisten.<sup>97</sup>

Zur Form der Übersetzung merkte Lesser an, er sei „der Ordnung des dänischen Exemplars zwar der Reihe nach gefolgt“, habe aber die Berichtigungen und Ergänzungen des dänischen Sundzoll-Experten eingearbeitet, so dass er behaupten könne, „dieser teutschen Uebersetzung einen weit höhern innern Werth vor jeder anderen bekannten Sunder-Zoll-Rolle zugetheilt zu haben.“<sup>98</sup>

94 Ebd., S. III f. – Lesser spielt hier an auf Philipp Andreas NEMNICH, *Waren-Lexikon in 12 Sprachen*, 3 Teile, Hamburg/Leipzig 1797–1802. Vgl. dazu Helmut GLÜCK/Konrad SCHRÖDER, *Deutschlernen in den polnischen Ländern vom 15. Jahrhundert bis 1918. Eine teilkommentierte Bibliographie*, bearb. v. Yvonne Pörzgen/Marcelina Tkocz (*Fremdsprachen in Geschichte und Gegenwart* 3), Wiesbaden 2007, S. 107 f. (Nr. 136).

95 LESSER, *Handbuch für Kaufleute und Seefahrer* (wie Anm. 93), S. V.

96 Ebd., S. Vf.

97 Ebd., S. VI f.

98 Ebd., S. VIII.

An zwei Stellen fügte Lesser in seine Übertragung Passagen aus einer anderen, bislang ungedruckten Übersetzung ein.<sup>99</sup> Darunter befand sich ein achtseitiger Exkurs über die Rolle der Hanse im mittelalterlichen Ostseehandel, mit der Lesser auf den Umstand reagierte, dass der französische Autor de Marien mit diesem offenbar nicht vertraut war. Dem Satz „Allem Ansehen nach, befand sich der nordische Handel zuerst vorzüglich in den Händen der Hansee-Städte [sic]“ fügte Lesser die Anmerkung hinzu: „Herr de Marien hätte dieses mit aller Gewißheit behaupten können, wie der Nachtrag zu diesem Paragraphen überzeugend darlegen wird.“<sup>100</sup> Was schließlich die Übertragung der Liste aller im Öresund verzollten Waren anbelangte,<sup>101</sup> musste Lesser Probleme mit der Fachterminologie einräumen:

Wir haben einigen Waaren-Artikeln die dänische Benennung lassen müssen, da wir deren Verdollmetschung nirgends fanden, und die Zeit der Arbeit und des Drucks zu beschränkt war, als daß wir darüber Belehrung aus der Ferne erst hätten einholen können. Selbst das im vorigen Jahr herausgekommene Waaren-Lexicon in zwölf Sprachen, ließ uns oft ohne Rath und Trost; wie wir denn überhaupt gestehen müssen, daß besagtes Waaren-Lexicon noch einer großen Ergänzung bedarf, ehe es den Nutzen leistet, den die Ankündigung davon versprach und man nach dem darauf gesetzten hohen Preise davon hätte erwarten können.<sup>102</sup>

Derartige Probleme bei der Übersetzung kommerzieller Fachbegriffe mögen sowohl angesichts der langen Tradition des Ostseehandels als auch in Anbetracht der weit fortgeschrittenen Systematisierung kommerziellen Wissens am Ende des 18. Jahrhunderts erstaunen; sie weisen jedoch darauf hin, dass der Ostseehandel ein hochspezialisiertes Wissensfeld war, dessen Feinheiten – etwa im Bereich der Warenkunde – sich einem Übersetzer, der selbst kein Kaufmann von Beruf war, nicht ohne Weiteres erschlossen.

99 Ebd., S. IX.

100 Ebd., S. 5. Der Nachtrag befindet sich ebd., S. 6–13.

101 Vgl. ebd., S. 62–94.

102 Ebd., S. IXf.

## 9. Fazit

Studien über migrierende Kaufleute und fremde Kaufmannsgemeinden in europäischen Städten der Frühen Neuzeit haben bereits mehrfach gezeigt, dass deren ökonomische und soziale Strategien auf eine „doppelte Integration“ abzielten. Einerseits waren viele dieser Händler und Kaufleute bestrebt, sich durch Einheirat, Kirchenmitgliedschaft, Bürgerrecht und die Übernahme öffentlicher Ämter in die Gastgesellschaft zu integrieren; ebenso sind jedoch intensive Bemühungen erkennbar, Kontakte in ihre Herkunftsregionen sowie landsmannschaftliche Solidarität zu pflegen, um auf diese Weise ihre ethnische (und religiöse) Identität zu wahren.<sup>103</sup> Eine unabdingbare Voraussetzung einer solchen „doppelten Integration“ war jedoch Mehrsprachigkeit, konkret: die Fähigkeit, sich in der Sprache des Gastlandes auszudrücken, ohne die Muttersprache deswegen aufzugeben.

Über diese Fähigkeit verfügte freilich nicht jeder Kaufmann in gleichem Maße. Dass Mehrsprachigkeit im frühneuzeitlichen Sinne keineswegs gleichbedeutend mit der souveränen Beherrschung von Fremdsprachen war, hat Eric R. Dursteler für die mediterrane Welt betont:

Language ability in the Mediterranean existed along a spectrum: some individuals and communities used multiple languages well and were able to communicate in them with facility; indeed, evidence suggests that this was reasonably common in numerous contexts. Others just got by, which was probably equally characteristic. And there were certainly people who were effectively limited to their birth tongue. Thus individuals in the early modern Mediterranean were multilingual not in the sense that they were polyglots who had mastered multiple languages, but rather that they were able to navigate this vibrant linguistic world through varying levels of ability in one or more regional languages, a *lingua franca*, or even through the use of gesture.<sup>104</sup>

103 Vgl. Martin ZÜRN, *Einwanderung aus Savoyen nach Deutschland 1500–1800. Grundzüge und ausgewählte Familien*, in: *Zeitschrift des Breisgau-Geschichtsvereins „Schau-ins-Land“* 122 (2003), S. 73–98, hier S. 91; Irmgard SCHWANKE, *Fremde in Offenburg. Religiöse Minderheiten und Zuwanderer in der Frühen Neuzeit (Konflikte und Kultur – Historische Perspektiven 11)*, Konstanz 2005, S. 265; Mark HÄBERLEIN, *Italienisch oder deutsch? Zur sprachlichen Verständigung italienischer Kaufleute im Alten Reich (16.–18. Jahrhundert)*, in: *Die Sprache des Nachbarn. Die Fremdsprache Deutsch in Italien und bei Italienern in Deutschland vom Mittelalter bis 1918*, hrsg. von Helmut Glück (Schriften der Matthias-Kramer-Gesellschaft 2), Bamberg 2018, S. 85–116, hier S. 95f.

104 DURSTELER, *Speaking in Tongues* (wie Anm. 17), S. 76.

Auch in weiten Teilen des Ostseeraums war Janis Kreslins zufolge eine Form der Semikommunikation auf der Basis sprachlicher Verwandtschaft und einer *lingua franca* wie dem Mittelniederdeutschen möglich:

A speaker of any of the forms of Low German, be it that which was spoken in the Dutch province of Holland or on the eastern shore of the Baltic Sea, was able to communicate with a Dane or a Swede without having to use a third language. Each speaker could speak his or her own language, but also accommodate his or her language to each special communicative situation. Special strategies were developed which allowed a speaker to understand the language of his partner and to see to it that his or her idiom was understood well enough to achieve the intended goal.<sup>105</sup>

Für spätmittelalterliche und frühneuzeitliche Ostseekaufleute ist daher von einer individuell gestuften Mehrsprachigkeit auszugehen, die mehr oder minder ausgeprägte Fertigkeiten in unterschiedlichen Sprachen, darunter den verbreiteten Verkehrssprachen der Region, sowie die Fähigkeit umfasste, diese Fertigkeiten flexibel einzusetzen (*code switching*). Genuin polyglotte Individuen waren für die Kaufmannsgemeinden im Ostseeraum insofern von großer Bedeutung, als sie in der Lage waren, für ihre Landsleute essentielle Übersetzungs- und Vermittlungstätigkeiten zu übernehmen. Während die Hansekaufleute in Novgorod diese Vermittlungsaufgabe teilweise an eigens zu diesem Zweck ausgebildete Dolmetscher delegierten, sich aber auch eigene Russischkenntnisse aneigneten, dürften Faktoren der Augsburger Fugger wie Hans Breda in Danzig, der Nachrichtenmakler Christoff Koch in Moskau sowie viele niederländische und schottische Kaufleute in Ostseestädten tatsächlich mehrsprachig gewesen sein. Die vielfältigen kulturellen Transferprozesse, die sie initiierten bzw. ermöglichten, bilden zweifellos einen lohnenden Gegenstand weiterer Forschungen.

105 KRESLINS, *Linguistic Landscapes* (wie Anm. 18), S. 169. Zum Konzept der Semikommunikation vgl. Kurt BRAUNMÜLLER, *Semikommunikation und semiotische Strategien. Bausteine zu einem Modell für die Verständigung im Norden zur Zeit der Hanse*, in: *Niederdeutsch und die skandinavischen Sprachen*, Bd. II, hrsg. von Kurt Braunmüller, Heidelberg 1995, S. 35–70; Kurt BRAUNMÜLLER, *Communication Strategies in the Area of the Hanseatic League: The Approach by Semi-Communication*, in: *Multilingua. Journal of Cross-Cultural and Interlanguage Communication* 16/4 (1997), S. 365–374. Vgl. dazu auch FOUQUET, „Kaufleute auf Reisen“ (wie Anm. 5), S. 486f.



## Zwischen ‚deutsch‘ und ‚undeutsch‘: Die Rolle deutscher Aufklärer in Livland in der Sprach- und Kulturvermittlung

Die Rolle, die deutsche Aufklärer in der Sprach- und Kulturvermittlung in Estland, Livland und Kurland spielten, war seit jeher ein Thema verschiedener kulturhistorischer Disziplinen, auch wenn diese Frage nicht unbedingt im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit stand. Seit einiger Zeit hat das Thema aber Konjunktur, und es ergeben sich neue Forschungsfragen und Perspektiven wie die Aufarbeitung des Aufklärungskontexts im Rahmen wissenschaftlicher Biographien<sup>1</sup>, die Einbeziehung Livlands, Estlands und Kurlands in den Raum der deutschen Rechtsgeschichte<sup>2</sup> oder die Erschließung der zahlreichen Personen, die als auswärtige Studenten an deutschen Universitäten studierten oder aber als Absolventen den Weg in die Ostseeregionen außerhalb des Heiligen Römischen Reiches fanden.<sup>3</sup> Mit der immer genaueren Kenntnis der kultur- und ideengeschichtlichen Strukturen und Prozesse in dieser Region im 18. Jahrhundert geht nun auch jene kritische Hinterfragung der Aufklärung einher, die grundsätzlich bereits ein konstitutiver Teil der Aufklärungsforschung ist. Dem traditionellen Zivilisierungsnarrativ einer ‚deutschen Bildungsarbeit‘<sup>4</sup> steht

1 Siehe dazu insbesondere die Habilitationsschrift von Indrek JÜRJO, *Aufklärung im Baltikum. Leben und Werk des livländischen Gelehrten August Wilhelm Hupel (1737–1819)* (Quellen und Studien zur baltischen Geschichte 19), Köln/Weimar/Wien 2006.

2 Die Erschließung im Rahmen des Deutschen Rechtswörterbuchs der Heidelberger Akademie der Wissenschaften hat bereits entsprechende Ergebnisse für die Aufklärung im Baltikum gebracht. Siehe dazu Ulrich KRONAUER/Thomas TATERKA (Hrsg.), *Baltisch-europäische Rechtsgeschichte und Lexikographie* (Akademiekonferenzen 3), Heidelberg 2009; Ulrich KRONAUER (Hrsg.), *Aufklärer im Baltikum: Europäischer Kontext und regionale Besonderheiten* (Akademiekonferenzen 12), Heidelberg 2011.

3 Hier sind namentlich die umfangreichen Studien von Arvo TERING zu nennen und insbesondere das von ihm jüngst veröffentlichte Lexikon der Studenten aus Estland, Livland und Kurland an europäischen Universitäten 1561–1800 (Quellen und Studien zur Baltischen Geschichte 28), Köln/Weimar/Wien 2018.

4 Heinrich SCHAUDINN, *Deutsche Bildungsarbeit am lettischen Volkstum des 18. Jahrhunderts*, München 1937. Die bei Hans Rothfels als Habilitationsschrift begonnene Studie war klar völkisch und ideologisch motiviert, wird aber aufgrund ihrer quellennahen Darstellung bis in die Gegenwart als Standardwerk angesehen. Siehe dazu JÜRJO, *Aufklärung im Baltikum* (wie Anm. 1), S. 8; Julija BOGUNA, *Lettland als übersetzte Nation. Garlieb Merkels *Die Letten* und ihre Rezeption im 19. Jahrhundert in Livland*, Berlin 2014, S. 87f. Boguna ordnet Schaudinn zugleich in die traditionelle

mittlerweile unter anderem eine Einordnung in den postkolonialen Diskurs entgegen, einschließlich der Hinterfragung des – nicht zeitgenössischen – Baltikum-Begriffs, der auch in der Rede von einer baltischen Aufklärung präsent ist.<sup>5</sup> Die Erforschung der Aufklärung in Estland, Livland und Kurland profitiert von einem aktiven internationalen und interdisziplinären Dialog. Es bleiben aber noch Desiderate, nicht zuletzt die Thematisierung der Frage, was im regionalen Kontext des Baltikums im 18. Jahrhundert eigentlich unter ‚deutsch‘ zu verstehen ist.<sup>6</sup> Vor dem Hintergrund der bisherigen Forschung und der weiteren Forschungsperspektiven werde ich im Folgenden die Rolle deutscher Aufklärer in der Sprach- und Kulturvermittlung genauer in den Blick nehmen. Der Schwerpunkt wird dabei auf Livland liegen, wobei der Blick zwangsläufig oftmals darüber hinaus auf Estland und Kurland – und mithin auch den konstruierten baltischen Raum – gerichtet sein wird.

Perspektive deutschbaltischer Geschichtsschreibung ein. Das Zivilisierungsnarrativ findet sich keineswegs nur in der Wahrnehmung der Aufklärung, sondern auch der Eroberung und Christianisierung des Baltikums. Siehe dazu Tiina KALA, Gab es eine „nationale Frage“ im mittelalterlichen Reval?, in: *Forschungen zur Baltischen Geschichte* 7 (2012), S. 11–34, hier S. 14.

5 Pauls DAIJA, *Colonial Patterns in Latvian Popular Enlightenment Literature*, in: *Interliteraria* 19,2 (2014), S. 356–371; DAIJA, *Literary History and Popular Enlightenment in Latvian Culture*, Newcastle upon Tyne 2017, bes. S. 13–18; BOGUNA, *Letland* (wie Anm. 4); Anne SOMMERLAT-MICHAS (Hrsg.), *Das Baltikum als Konstrukt (18.–19. Jahrhundert). Von einer Kolonialwahrnehmung zu einem nationalen Diskurs*, Würzburg 2015. Zur historischen Entwicklung des Baltikum-Begriffs siehe dort, S. 23–43; Jörg HACKMANN, *Wo liegt das „Baltikum“? Entstehung und Semantik des Begriffs seit dem 19. Jahrhundert*. Zu dem Sammelband siehe die ausführliche Rezension von Karsten BRÜGGEMANN, der auch die methodischen Schwächen thematisiert, in: *Forschungen zur Baltischen Geschichte* 12 (2017), S. 382–386. Zum Baltikum als Geschichtsregion siehe außerdem Matthias THUMSER, *Das Baltikum im Mittelalter. Strukturen einer europäischen Geschichtsregion*, in: *Jahrbuch des baltischen Deutschtums* 2011, S. 17–30.

6 Für einen Überblick in Bezug auf die Akademiker siehe Michael NORTH, *Nationale und kulturelle Selbstverortung in der Diaspora: Die Deutschen in den russischen Ostseeprovinzen*, in: Georg SCHMIDT (Hrsg.), *Die deutsche Nation im frühneuzeitlichen Europa. Politische Ordnung und kulturelle Identität?* (Schriften des Historischen Kollegs 80), München 2010, S. 83–96. Vgl. auch BOGUNA, *Letland* (wie Anm. 4), S. 21–23.

## 1. ‚Deutsche‘ Aufklärer?

Zunächst soll die bereits angesprochene Frage näher betrachtet werden, was im Kontext einer deutschen Aufklärung im Baltikum überhaupt unter ‚deutsch‘ zu verstehen ist. Die regionale historische Unterscheidung zwischen ‚deutsch‘ und ‚undeutsch‘ und der bis heute verwendete Begriff des Deutschbaltischen verweisen bereits auf eine spezifische Terminologie.<sup>7</sup> Hinzu kommt, dass die Bezeichnung als deutsch historiographisch ohnehin oft unreflektiert benutzt wird, als sei es ein Begriff, der in verschiedenen Regionen oder Kontexten die gleiche Bedeutung und die gleiche Entwicklungsgeschichte habe. Das ist aber keineswegs so. Im 18. Jahrhundert war ‚deutsch‘ in Livland, Estland und Kurland vor allem ein Abgrenzungsbegriff.<sup>8</sup>

August Wilhelm Hupels *Idiotikon der deutschen Sprache in Lief- und Ehistland* brachte diese besondere Verwendung des Begriffs 1795 auf den Punkt. Hupel definierte zwar zunächst naheliegend das als *deutsch*, was aus Deutschland herrühre. Doch darüber hinaus gab er an, dass *jeder Ausländer* in Livland und Estland als deutsch bezeichnet werde, zudem jeder, der kein *Erbbauer* sei und *keine Bauernkleidung* trage. Als ‚deutsch‘ wurde schließlich auch alles bezeichnet, was – innerhalb Livlands und Estlands wohlgermerkt – von einem Deutschen oder für einen Deutschen gemacht wurde oder einem Deutschen gehörte. ‚Deutsch‘ hieß alles, was besser war, als man es bei Bauern fand. Als ein Beispiel nannte Hupel feine Wolle als *deutsche Wolle*.<sup>9</sup>

Im Kontrast dazu resümierte Hupel die Verwendung des Begriffs *undeutsch* als all das bezeichnend, was *nicht deutsch* sei. ‚Undeutsch‘ war das, was *lettisch oder ehstnisch* war. Auch die lettische Sprache in Lettland oder die estnische Sprache in Estland waren jeweils *die undeutsche Sprache*. ‚Undeutsch‘ war darüber hinaus, was auf den einheimischen Bauern bezogen war. So war der Hut des estnischen oder lettischen Bauern ein *undeutscher Hut*. Dabei konstatierte Hupel: *Undeutsche heißen blos die Ehsten*

7 Siehe dazu grundsätzlich Heinz VON ZUR MÜHLEN, Deutsch und Undeutsch als historiographisches Problem, in: Michael GARLEFF (Hrsg.), *Zwischen Konfrontation und Kompromiss*. Oldenburger Symposium: Interethnische Beziehungen in Ostmitteleuropa als historiographisches Problem der 1930er/1940er Jahre (Schriften des Bundesinstituts für ostdeutsche Kultur und Geschichte 8), München 1995, S. 185–195; auch über den Kontext des mittelalterlichen Reval hinaus relevant ist KALA, *Frage* (wie Anm. 4). Vgl. darüber hinaus BOGUNA, *Lettland* (wie Anm. 4), S. 25–27.

8 DAIJA, *Literary History* (wie Anm. 5), S. 13–18; DAIJA, *Colonial Patterns* (wie Anm. 5), S. 359–361.

9 August Wilhelm HUPEL, *Idiotikon der deutschen Sprache in Lief- und Ehistland*, Riga 1795, S. 48.



und Letten (aber kein Russe, Schwede u.a.m. obgleich sie weder von deutscher Geburt noch der deutschen Sprache mächtig sind).<sup>10</sup>

Es ist offensichtlich, dass ‚deutsch‘ im Baltikum im 18. Jahrhundert etwas anderes meinte als in Deutschland, und dass die Definition von ‚deutsch‘ vor allem eine Abgrenzung von der Mehrheit der einheimischen Bevölkerung, den überwiegend leibeigenen lettischen und estnischen Bauern, als ‚Undeutschen‘ war. ‚Deutsch‘ zu sein bedeutete, privilegiert zu sein, kein Este oder Lette und kein leibeigener Bauer zu sein. ‚Deutsch‘ zu sein sagte nicht zwingend etwas über die tatsächliche Herkunft aus und bedeutete nicht einmal zwangsläufig, die deutsche Sprache zu sprechen. Bereits die Tatsache, dass Hupel *deutsch* und *undeutsch* mit zwei – vergleichsweise umfangreichen – Artikeln in das *Idiotikon* aufnahm, zeigt die regionale Bedeutung dieser Begriffe, die sich von entsprechenden zeitgenössischen Definitionen in außerbaltischen Nachschlagewerken klar unterschieden, in denen ‚undeutsch‘ ein rein sprachlicher Abgrenzungsbegriff für eine schlechte oder unverständliche deutsche Sprache war.<sup>11</sup>

Die besondere regionale Verwendung der Begriffe bedeutete, dass ein Bauer per Definition kein Deutscher war, eine Gleichsetzung, die in Livland weitgehend zutreffend gewesen sein dürfte<sup>12</sup>, mit der Begriffsverwendung vor allem in Deutschland selbst aber natürlich nicht übereinstimmte. Die besondere regionale Verwendung von ‚deutsch‘ und ‚undeutsch‘ bedeutete per Definition zugleich, dass Letten und Esten als Bauern galten, als nicht privilegiert und als unzivilisiert. Höhere Bildung und sozialer Aufstieg machten sie per Definition zu Deutschen.<sup>13</sup> Es gab also nicht nur den sozialen Druck, sich der kulturellen und politischen Elite der ‚Deutschen‘ anzupassen, sondern auch Definitionen und Wahrnehmungskategorien, die Aufsteigern kaum eine andere Möglichkeit als die der Germanisierung ließen. Dieser Prozess müsste noch genauer untersucht werden.

10 Ebd., S. 244.

11 Siehe z.B. jeweils den Artikel *Undeutsch*, in: Johann Heinrich ZEDLER, *Grosses vollständiges Universal Lexicon Aller Wissenschaften und Künste* [...]. Bd. 49, Leipzig/Halle 1746, Sp. 1202f., sowie in: Johann Christoph ADELUNG, *Grammatisch-kritisches Wörterbuch der Hochdeutschen Mundart* [...]. Bd. 4, Wien 1811, S. 841.

12 Siehe für das mittelalterliche Livland THUMSER, *Baltikum im Mittelalter* (wie Anm. 5), S. 21.

13 Siehe für die Wahrnehmung der lettischen Bevölkerung ausführlich DAIJA, *Colonial Patterns* (wie Anm. 5), S. 359–361. Zum sozialen Aufstieg als Germanisierung vgl. auch Reinhard WITTRAM, *Baltische Geschichte. Die Ostseelände Livland, Estland, Kurland 1180–1918*, München 1954, S. 143.

Für die Betrachtung der deutschen Aufklärung im Baltikum kann man aber bereits festhalten: Nicht nur das Baltikum war ein Konstrukt<sup>14</sup>, sondern ebenso waren es die regionalen Begriffe von ‚deutsch‘ und ‚undeutsch‘. Es waren soziale Kodierungen, mit denen die privilegierte Minderheit sich von der überwiegenden Mehrheit der indigenen Bevölkerung abgrenzte.<sup>15</sup> Die soziale, ethnische, kulturelle oder sprachliche Vielfalt der Region bildete diese Dichotomie nicht ab.<sup>16</sup> Hinter Deutschen wie Undeutschen verbargen sich heterogene Gruppen. So waren selbst unter jenen Deutschen, die einen Herkunftsbezug zu Deutschland hatten, sowohl Personen, deren Vorfahren seit Jahrhunderten in der Region ansässig waren, als auch solche, die erst aus Deutschland eingewandert waren.

Ein beständiger Zuzug aus dem deutschen Raum und eine entsprechende Wahrnehmung, Klassifizierung und soziale Normierungen der einheimischen Bevölkerung durch die Zugezogenen existierten seit dem Hochmittelalter durch die Aktivitäten des Deutschen Ordens und der Hanse. Als sich im 16. Jahrhundert Estland, Livland und Kurland als säkulare Herrschaftsgebiete konstituierten, waren die politisch-sozialen Eliten darum bemüht, ihren Status zu definieren und rechtsverbindlich zu fixieren. Ihr Deutschsein, das die Chiffre dieses Status war, garantierte ihnen zukünftig ebenso den Schutz vor den Zugriffen der wechselnden fremden Landesherren wie ihren Vorrang vor der als undeutsch abgegrenzten einheimischen Bevölkerung.<sup>17</sup> In einer Epoche, in welcher der Begriff ‚deutsch‘ noch relativ unpräzise war, wurde er im Baltikum regional geschärft und koppelte sich damit zugleich von der Verwendung und weiteren Entwicklung des Begriffs im Heiligen Römischen Reich ab, wo unter anderem der Dreißigjährige Krieg der Herausbildung einer deutschen

14 Siehe SOMMERLAT-MICHAS, Das Baltikum als Konstrukt (wie Anm. 5).

15 Zu den demographischen Verhältnissen in der Region siehe WITTRAM, Baltische Geschichte (wie Anm. 13), S. 143–145. Der Anteil derer, die als deutsch galten, lag maximal bei 10 %.

16 Zur sprachlichen Vielfalt sowie zur Nutzung der deutschen Sprache durch unterschiedliche gesellschaftliche Gruppen vgl. auch verschiedene Beiträge in diesem Band.

17 Zu ‚undeutsch‘ als einem Begriff, der erst mit der Frühen Neuzeit an rechtlicher und sozialer Bedeutung gewann, siehe KALA, Frage (wie Anm. 5). Einen Überblick über die Ritterschaften im Kontext des herrschaftsrechtlichen Wandels bietet Erwin OBERLÄNDER, Loyalität und Standesinteresse. Die Ritterschaften in Livland und Kurland unter polnisch-litauischer, schwedischer und russischer Herrschaft (1561–1795), in: Zwischen Schande und Ehre. Erinnerungsbrüche und die Kontinuität des Hauses. Legitimationsmuster und Traditionsverständnis des frühneuzeitlichen Adels in Umbruch und Krise (Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Geschichte Mainz, Abt. Universalgeschichte, Beiheft 73), Mainz 2007, S. 315–333.

Identität wichtige Impulse gab und wo die Struktur des Reiches eine zentrale Bezugsgröße war, innerhalb derer sich der Begriff der deutschen Nation entfaltete.<sup>18</sup>

In Livland wurde der Begriff ‚deutsch‘ 1561 präzisiert, als sich Adel, Stände und Städte lehnsrechtlich König Sigismund II. August von Polen unterstellten und dafür umfangreiche Privilegien erhielten, die auch bei weiteren Herrschaftswechsels bestätigt wurden und die livländischen Strukturen langfristig prägten.<sup>19</sup> Die Unterwerfungsverträge und die Privilegierung definierten die Obrigkeiten in Livland als ‚deutsch‘<sup>20</sup>, eine Definition, die nicht nur der sozialen und politischen Wirklichkeit im Land entsprach, sondern auch einem in Abgrenzungen und – oft gewaltsamen – Auseinandersetzungen konstituierten Begriff der deutschen Nation als Elitenbegriff, wie er sich in der Zeit des Humanismus im Heiligen Römischen Reich herausgebildet hatte.<sup>21</sup> Allerdings waren die Obrigkeiten in Livland nicht Deutsche in einem allgemeinen Verständnis dieses Begriffs, sondern mit konkretem Bezug auf die in Livland einheimischen Deutschen: König Sigismund II. August verpflichtete sich, öffentliche Ämter in Livland nur an eingeborene Personen zu vergeben, die von deutscher Nation und Sprache waren (*non aliis quam nationis et linguae germanicae ac adeo indigenis*).<sup>22</sup> Für die Ämter in Riga wurde daraus sogar eine deutsche und livländische Sprache und Nation konstruiert (*ex indigenis Germanicae Livonicaeque linguae et nationis*).<sup>23</sup> Damit war eine eigene deutsche Identität für Livland konstituiert, die im Zuge der Unterwerfung und Privilegierung noch um weitere Kriterien ergänzt wurde. Das war zum einen die Zugehörigkeit zur Augsburger Konfession<sup>24</sup>, dem gemeinsamen Glaubensbekenntnis der Lutheraner seit 1530, das 1555 dem Augsburger

18 Zur Vielfältigkeit des Begriffs der deutschen Nation in der Frühen Neuzeit siehe den von Georg SCHMIDT herausgegebenen Sammelband (wie Anm. 6). Für die Reformationsepoche siehe Caspar HIRSCHI, *Wettkampf der Nationen. Konstruktionen einer deutschen Ehrgemeinschaft an der Wende vom Mittelalter zur Neuzeit*, Göttingen 2005. Für die daran anschließende Epoche siehe im größeren Reichskontext Alexander SCHMIDT, *Vaterlandsliebe und Religionskonflikt. Politische Diskurse im Alten Reich (1555–1648)* (Studies in Medieval and Reformation Traditions. History, Culture, Religion, Ideas 126), Leiden, Boston 2007.

19 Wiederabdruck von deutschen und lateinischen Abdrucken der *Pacta subiectionis*, in: Erwin OBERLÄNDER und Volker KELLER (Hrsg.), *Kurland. Vom polnisch-litauischen Lehnsherzogtum zur russischen Provinz. Dokumente zur Verfassungsgeschichte 1561–1795*, Paderborn 2008, S. 54–71. Entsprechender Wiederabdruck des *Privilegium Sigismundi Augusti*: ebd., S. 72–103.

20 Ebd., S. 61f. (*Pacta subiectionis*) und 78f. (*Privilegium Sigismundi Augusti*).

21 Vgl. dazu HIRSCHI, *Wettkampf der Nationen* (wie Anm. 18).

22 OBERLÄNDER/KELLER (wie Anm. 19), S. 62 (*Pacta subiectionis*).

23 Ebd., S. 66 (*Pacta subiectionis*).

24 Ebd., S. 74f. (*Privilegium Sigismundi Augusti*).

Religionsfrieden im Heiligen Römischen Reich zugrunde gelegt worden war. Zum anderen wurden für Livland die deutschen Rechte (*Jura Germanorum*) bestätigt, also das in Livland gültige Landrecht deutscher Herkunft.<sup>25</sup> Damit blieb Livland ein deutscher Rechtsraum und konnte zukünftig auch in deutsche Rechtsdiskurse eingebunden werden<sup>26</sup>, während es sich zugleich als dem Heiligen Römischen Reich nicht (mehr) zugehörig erklärte.<sup>27</sup>

## 2. Die Strukturen der Aufklärung in Livland

Seit 1561 gab es somit für Livland und das im Rahmen der Unterwerfung als eigenes Herzogtum konstituierte Kurland einen präzisen Begriff von ‚deutsch‘, der die deutsche Sprache und Abstammung, den evangelischen Glauben, die livländische Gebürtigkeit und das einheimische Landrecht kombinierte. Er privilegierte die politisch-soziale Elite und war zugleich die Grundlage dafür, dass Livland ein dauerhafter Teil des deutschen Sprach- und Kulturraums blieb. Auf der personellen Ebene existierten dann weiterhin enge Beziehungen zu diesem größeren deutschen Raum. Die im baltischen Raum benötigten evangelischen Theologen, Juristen und Mediziner studierten an deutschen Universitäten oder wanderten aus Deutschland ein.<sup>28</sup> Insbesondere nach den Bevölkerungsverlusten im Großen Nordischen Krieg, in dessen Verlauf auch die Universität Dorpat (estnisch Tartu) zunächst nach Pernau (estnisch Pärnu) verlegt wurde und schließlich zum Erliegen kam, vertiefte sich der akademische Kontakt, der eine kulturelle Grundlage deutscher Aufklärungsaktivitäten im Baltikum war. Im 18. Jahrhundert studierten Estländer, Livländer und Kurländer vor allem an den protestantischen deutschen Universitäten Jena, Halle, Leipzig, Göttingen und Königsberg.<sup>29</sup> Da der Bedarf an Akademikern aber nicht mehr aus der Region selbst zu decken war, kam es auch zu erheblichen neuen Einwanderungen von deutschen Akademikern und damit insgesamt zu einer neuen Phase des Austauschs, der ein konstitutives Kriterium der deutschen Aufklärung im Baltikum war.<sup>30</sup>

25 Ebd., S. 78 (*Privilegium Sigismundi Augusti*).

26 Vgl. Anm. 2.

27 Siehe dazu insbesondere OBERLÄNDER/KELLER (wie Anm. 19), S. 58–61 (*Pacta subiectionis*).

28 Siehe dazu umfassend TERING, Lexikon der Studenten (wie Anm. 3).

29 TERING, Lexikon der Studenten (wie Anm. 3), S. 33.

30 BOGUNA, Lettland (wie Anm. 4), S. 84f.

Die Akademiker, die ins Baltikum kamen, standen am Beginn ihres Berufslebens, und sie blieben mitunter nur eine begrenzte Zeit, wie Johann Gottfried Herder, dessen fünfjährige Tätigkeit als Lehrer und Pfarradjunkt in Riga nur den Auftakt zu seiner weiteren Karriere bildete.<sup>31</sup> Andere wiederum blieben dauerhaft und belebten die regionale deutsche Identität mit neuen Elementen. Von ihrer eigenen Herkunft her waren sie völlig disparat: Johann Georg Eisen (1717–1779), einer der umtriebigsten Vertreter des deutschen Aufklärungstransfers ins Baltikum und nach Russland, war aus dem fränkischen Pölsingen gebürtig<sup>32</sup>, Johann Christoph Brotze (1742–1823), Sammler *Liefländischer Monumente*, stammte aus Görlitz<sup>33</sup>, der livländische Geschichtsschreiber Friedrich Konrad Gadebusch (1719–1788) wurde auf Rügen geboren<sup>34</sup>, der Publizist August Wilhelm Hupel (1737–1819), Pastor im estnischen Oberpahlen (Pöłtsamaa), kam aus Buttstedt bei Weimar<sup>35</sup>, der spätere livländische Generalsuperintendent Christian David Lenz (1720–1798), der Vater des Schriftstellers Jakob Michael Reinhold Lenz, stammte aus Köslin (polnisch Koszalin) in Pommern.<sup>36</sup> Doch nicht nur von der regionalen, sondern auch von der sozialen Herkunft her waren die akademischen Einwanderer heterogen.<sup>37</sup>

Mit der Rückkoppelung an die deutschen Universitäten und der Einwanderung deutscher Gelehrter in der Zeit der Aufklärung kamen neue Impulse nach Livland. Gemeinsam war den Aufklärern in Livland der protestantische Hintergrund. Zahlreiche Vermittler aufgeklärten Gedankenguts waren Geistliche, von denen wiederum viele eingewandert waren.<sup>38</sup> Sie waren nach Deutschland hin vernetzt, konstituierten aber auch einen gelehrten deutschen Raum in Livland, Kurland und Estland und

31 **Baltisches Biographisches Lexikon digital**, hrsg. von der Baltischen Historischen Kommission, abrufbar unter: <https://bbld.de/0000000121031883> (23. April 2020).

32 Johann Georg Eisen (1717–1779), *Ausgewählte Schriften. Deutsche Volksaufklärung und Leibeigenschaft im Russischen Reich*, hrsg. von Roger Bartlett/Erich Donnert (Quellen zur Geschichte und Landeskunde Ostmitteleuropas 2), Marburg 1998.

33 **Baltisches Biographisches Lexikon digital**, hrsg. von der Baltischen Historischen Kommission, abrufbar unter: <https://bbld.de/000000011053811X> (23. April 2020).

34 Christina Kupffer, *Geschichte als Gedächtnis. Friedrich Konrad Gadebusch 1719–1788* (Quellen und Studien zur baltischen Geschichte 18), Köln/Weimar/Wien 2004.

35 Jürjo, *Aufklärung im Baltikum* (wie Anm. 1).

36 **Baltisches Biographisches Lexikon digital**, hrsg. von der Baltischen Historischen Kommission, abrufbar unter: <https://bbld.de/0000000016320384> (23. April 2020).

37 Boguna, *Letland* (wie Anm. 4), S. 83–87.

38 Ebd., S. 84.

zum Teil auch darüber hinaus nach Russland hin<sup>39</sup>, in den sie entsprechend ihrer unterschiedlichen Herkunft und Studienorte verschiedene Impulse einbrachten und in dem sich einheimische und zugewanderte Deutsche vermischten. Einige entwickelten aus dem Geist der Aufklärung Konzepte und Praktiken für Livland bzw. für die Region, die sich unter anderem in Publikationen niederschlugen. Quantitativ lassen sich die aufklärerischen Aktivitäten bisher kaum einschätzen. Man kann eine Fülle ganz unterschiedlicher Praktiken beobachten, die noch nicht systematisch erfasst sind. Andererseits kam von den Aufklärern in Livland selbst Kritik, dass Landsleute sich nicht entsprechend engagierten. Gerade auch die Zugewanderten identifizierten sich mit Livland als ihrem Vaterland, dem sie sich patriotisch verpflichtet sahen, unter anderem, indem sie die livländische Geschichte dokumentierten.<sup>40</sup> Die Träger der deutschen Aufklärung im Baltikum waren die sogenannten Literaten<sup>41</sup>, während die Adeligen, die, sofern sie studierten, ebenfalls deutsche Universitäten besuchten, kaum durch sichtbare Aktivitäten auffielen. Die praktischen Reformen eines Carl Friedrich Schoultz von Ascheraden, der auf seinen Gütern 1764 ein Bauernrecht erließ, waren die Ausnahme.<sup>42</sup> Allerdings bedürfte die Rolle des livländischen Adels im ausgehenden 18. Jahrhundert insgesamt noch weiterer Forschung, nicht zuletzt, um die weniger auf Außenwirkung bedachten Aktivitäten – von Freimaurerei bis zu politisch-administrativer Einflussnahme – transparenter zu machen.<sup>43</sup>

39 Siehe exemplarisch Günter MÜHLFORDT, Christian Wolffs Lehre im östlichen Europa, in: Hans-Martin Gerlach (Hrsg.), Christian Wolff – seine Schule und seine Gegner (Aufklärung 12,2), Hamburg 2001, S. 77–100.

40 Siehe Anuschka TISCHER, Der Sammler als Aufklärer: das Leben und Wirken Heinrich Baumanns (1716–1790), in: KRONAUER, Aufklärer (wie Anm. 2), S. 143–163, hier S. 150f.

41 Als Literatenstand werden die Akademiker als die andere privilegierte deutsche Statusgruppe im Baltikum vom Ritterschaftsadel abgegrenzt. Der heterogene Literatenstand ist als solcher nur bedingt erforscht. Die einzige selbständige Publikation stammt von Wilhelm LENZ, Der baltische Literatenstand, Marburg 1953. Vgl. auch BOGUNA, Lettland (wie Anm. 4), S. 85f.

42 **Baltisches Biographisches Lexikon digital**, hrsg. von der Baltischen Historischen Kommission, abrufbar unter: <https://bbld.de/0000000061041659> (23. April 2020). Siehe auch BOGUNA, Lettland (wie Anm. 4), S. 38f.

43 Zum breiten Spektrum der Aufklärung im Baltikum siehe Éva H. BALÁZS (Hrsg.), Beförderer der Aufklärung in Mittel- und Osteuropa. Freimaurer, Gesellschaften, Clubs (Studien zur Geschichte der Kulturbeziehungen in Mittel- und Osteuropa 5), Berlin 1979; Otto-Heinrich ELIAS (Hrsg.), Aufklärung in den baltischen Provinzen Russlands: Ideologie und soziale Wirklichkeit (Quellen und Studien zur baltischen Geschichte 15), Köln 1996. Für den kurländischen Ritterschaftsadel hat Mathias MESENHÖLLER das Paradigma einer fehlenden Modernisierung widerlegt und gezeigt, wie dieser sich zu einer Funktionselite hin gewandelt hat: Ständische Modernisierung. Der kurländische Ritterschaftsadel 1760–1830 (Elitenwandel in der Moderne 9), Berlin 2009.

Die Aktivitäten der deutschen Aufklärer in Livland, Kurland und Estland waren weitgehend praxisorientiert und zudem disparat. Die Themen und Schwerpunktsetzungen waren unterschiedlich, zudem gab es Kontroversen, so dass man von der einen Aufklärung im Baltikum oder auch nur in Livland eigentlich gar nicht sprechen kann, geschweige denn von einer schlüssigen Theoriebildung.<sup>44</sup> Die Aufklärung im Baltikum kann man vor allem der sogenannten Volksaufklärung zuordnen, die von der Aufklärungsforschung insgesamt lange kaum beachtet wurde, obwohl sie auch in Deutschland eine starke Rolle spielte.<sup>45</sup> Die Kritik an der Leibeigenschaft ist durch die Schriften und Aktivitäten von Johann Georg Eisen oder Garlieb Merkel besonders präsent, aber tatsächlich war sie nicht prägend für die baltische Aufklärung.<sup>46</sup> Die Literaten und namentlich die evangelischen Geistlichen waren in ihrer Funktion systemstabilisierend, nicht systemkritisch. Kritik war nicht karriereförderlich und gegebenenfalls bedrohlich für den eigenen Lebensunterhalt, ein durchaus stichhaltiges Argument für Männer, die mehrheitlich aus wirtschaftlichen Gründen zugezogen waren.<sup>47</sup> Mit der Französischen Revolution wurde die obrigkeitliche Politik insgesamt restriktiver.<sup>48</sup>

Die Arbeit der Aufklärer wurde aber auch durch strukturelle Bedingungen erschwert. Die Akteure waren über die gesamte Region verteilt und konnten einen entsprechenden Austausch vielfach nur durch Korrespondenzen pflegen. Bücher

44 BOGUNA, Lettland (wie Anm. 4), S. 83f. Zum weltanschaulichen Hintergrund Hupels und seinen Auseinandersetzungen mit anderen Theologen siehe z.B. JÜRJO, Aufklärung im Baltikum (wie Anm. 1), S. 360–382. Zum breiteren kulturgeschichtlichen Rahmen siehe auch Andrejs JOHANSONS, *Latvijas kultūras vēsture 1710–1800*, Stockholm 1975.

45 Siehe dazu insbesondere Holger BÖNING/Hanno SCHMITT/Reinhart SIEGERT (Hrsg.), *Volksaufklärung. Eine praktische Reformbewegung des 18. und 19. Jahrhunderts* (Presse und Geschichte – Neue Beiträge 27), Bremen 2007.

46 Garlieb Helwig MERKEL, *Die Letten: vorzüglich in Liefland am Ende des philosophischen Jahrhunderts, ein Beitrag zur Völker- und Menschenkunde*. Nachdruck der Ausgabe Leipzig 1796, hrsg. von Thomas TATERKA (Beiträge zur baltischen Geschichte 17), Wedemark 1998. Zu EISEN siehe seine von BARTLETT/DONNERT hrsg. Schriften (wie Anm. 32).

47 Probleme bekamen neben Eisen und Hupel auch der livländische Pastor Johann Ludwig BÖRGER (1730–1791), der mit einer Geschichte Livlands und der Letten (*Versuch über die Alterthümer Lieflands und seiner Völker bes. der Letten*, Riga 1778) das Narrativ der Kolonisierung als Zivilisierung in Frage stellte. Er gab schließlich sein Amt in Ermes (lettisch Ērgeme) auf und ging nach Pskow; Baltisches Biographisches Lexikon digital, hrsg. von der Baltischen Historischen Kommission, abrufbar unter: <https://bbld.de/GND1055273263> (23. April 2019).

48 Siehe dazu exemplarisch für Kurland: Erich DONNERT, *Kurland im Ideenbereich der Französischen Revolution* (Schriftenreihe der Internationalen Forschungsstelle ‚Demokratische Bewegungen in Mitteleuropa 1770–1850‘ 5), Frankfurt a.M. 1992.

oder andere Forschungsgrundlagen waren schlecht oder gar nicht zu bekommen. Schriften selbst zum Druck zu bringen, war schwierig. Seit 1765 war zwar mit Johann Friedrich Hartknoch ein renommierter Verleger der Aufklärung, der auch die Schriften Immanuel Kants herausbrachte, in Riga ansässig, aber für den einzelnen Autor, zumal auf dem Land, blieb es mühselig, Schriften drucken zu lassen.<sup>49</sup> Der Geschichtssammler Heinrich Baumann (1716–1790), Propst in Wenden (lettisch Cēsis), verzichtete ganz auf den Druck seiner Manuskripte und stellte sie stattdessen anderen im Versand zur Verfügung. Baumanns livländisches Gelehrtenlexikon ist heute verloren, sein Verzeichnis lettischsprachiger Schriften ist als Manuskript im Historischen Staatsarchiv Lettlands in Riga erhalten.<sup>50</sup> Andere Aufklärer wichen auf den Selbstverlag aus, so Peter Ernst Wilde (1732–1785), der medizinische Literatur in lettischer und estnischer Sprache publizierte<sup>51</sup>, oder Gustav Bergmann (1749–1814), der lettische Volkslieder sammelte und verlegte.<sup>52</sup> Hinzu kam, dass die Vertreter der Aufklärung in Estland, Livland und Kurland durchweg Berufe hatten, die sie ausfüllen mussten, so dass andere Aktivitäten nebenbei erfolgten und oft einem arbeitsreichen Alltag abgerungen werden mussten.<sup>53</sup> Etwaige Schwächen der Publizistik über das Baltikum führte insbesondere August Wilhelm Hupel dem weiteren deutschen Publikum deutlich vor Augen. Er rezensierte von 1773 an für über zwei Jahrzehnte in Friedrich Nicolais *Allgemeiner Deutscher Bibliothek* und war dabei in seinen Aussagen nicht zimperlich. Das war keineswegs nur dem innovativen kritischen Anspruch der ADB geschuldet, sondern Hupel ließ sich durchaus auch von persönlicher Animosität leiten, namentlich gegenüber Friedrich Konrad Gadebusch.<sup>54</sup>

49 Zur Situation in der Region siehe mehrere Beiträge in: Herbert G. GÖPFERT/Gerard KOZIELEK/Reinhard WITTMANN (Hrsg.), *Buch- und Verlagswesen im 18. und 19. Jahrhundert. Beiträge zur Geschichte der Kommunikation in Mittel- und Osteuropa*, Berlin 1977.

50 Zu Baumann siehe insgesamt TISCHER, Baumann (wie Anm. 40).

51 Roger BARTLETT, Peter Ernst Wilde (1732–1785): Ein deutscher Volksaufklärer im estnischen Dorf, in: „Der Fremde im Dorf“. Überlegungen zum Eigenen und zum Fremden in der Geschichte. Rex Rexheuser zum 65. Geburtstag, hrsg. von Hans-Jürgen BÖMELBURG/Beate ESCHMENT, Lüneburg 1998, S. 21–42; BARTLETT, *German Popular Enlightenment in the Russian Empire: Peter Ernst Wilde and Catherine II*, in: *The Slavonic and East European Review* 84, 2 (2006), S. 256–277.

52 Beate [Beata] PAŠKEVICA, Die Sammlung von Volksliedern im lettischen Livland. Herders Helfer in den Jahren 1777 und 1778, in: Klaus GARBER/Martin KLÖCKER (Hrsg.), *Kulturgeschichte der baltischen Länder in der Frühen Neuzeit. Mit einem Ausblick in die Moderne*, Tübingen 2003, S. 229–243, hier S. 239.

53 Siehe dazu exemplarisch die durch sein Tagebuch gut dokumentierte Arbeitsweise von Heinrich Baumann bei TISCHER, Baumann (wie Anm. 40).

54 JÜRJO, *Aufklärung im Baltikum* (wie Anm. 1), S. 247–267.



### 3. Die Formen aufgeklärten Handelns und ihre Folgen

Die deutschen Aufklärer in Livland agierten unterschiedlich. Sie bemühten sich vor Ort um Bildung oder um die Vermittlung von medizinischer Kompetenz oder sammelten und systematisierten regionales Wissen. Gerade die Tatsache, dass viele eben nicht aus Livland kamen, mag dieses Interesse an der Region befördert haben, denn sie kamen ohne Kenntnisse des Landes, der lettischen Sprache oder auch der regionalen Besonderheiten der deutschen Sprache. Diese Kenntnisse zu erwerben, war nicht ohne weiteres möglich, also sammelten sie Wissen über die Region, die Topographie, die Geschichte oder die Sprachen.<sup>55</sup> Die in dieser Hinsicht umfangreichste Publikation geht auf die Initiative Hupels zurück, der in den *Topographischen Nachrichten von Lief- und Ehistland*, den *Nordischen Miscellaneen* und den *Neuen Nordischen Miscellaneen* zwischen 1774 und 1798 zahlreiche ihm eingereichte Artikel über *die Geschichte, Erdbeschreibung, Verfassung, Rechte, Sitten, Gewohnheiten, Haushaltung, Produkten, den Handel und dergl. von Rußland, Lief- Ehist- und Kurland* veröffentlichte.<sup>56</sup> Eine Fundgrube ist auch die Sammlung *Liefändischer Monumente* von Johann Christoph Brotze (1742–1823), die erst in jüngster Zeit ediert wurde.<sup>57</sup> Die großen Sammlungen erschlossen Kultur in einem weiten Sinne, indem sie diverse Praktiken und verschiedene Formen materieller Kultur unabhängig von ihrer ethnischen Zuordnung verzeichneten und so ein kulturelles Gedächtnis von Dingen und Sachverhalten konstituierten, die andernfalls dem Vergessen anheimgefallen wären.

Gezielt erschlossen die Aufklärer auch die lettische Sprache. 1761 publizierte Gotthard Friedrich Stender (1714–1796) eine lettische Grammatik in deutscher Sprache nebst einem Wörterbuch, eine Publikation, die erstmals auch lettische Volkslieder enthielt, *Dainas*, die für die lettische Identität eine zentrale Bedeutung haben.<sup>58</sup> Die

55 Zum Sammeln als konstitutivem Teil der baltischen Aufklärung siehe Anuschka TISCHER, Sammeln und Aufklären: Die Aufklärung im Baltikum, in: Martina WERNLI (Hrsg.), *Sammeln. Eine (un-)zeitgemäße Passion*, Würzburg 2017, S. 155–171.

56 *Nordische Miscellaneen*. Bd. 1, Riga 1781, S. 4.

57 *Leider waren mir weder die zwischen 1992 und 2007 in Riga erschienene vierbändige Edition noch die unpublizierte Dissertation von Aija TAIMIŅA zu Brotze zugänglich*. Das Manuskript wurde auch von der Akademischen Bibliothek in Riga digitalisiert: [www.acadlib.lu.lv/broce/](http://www.acadlib.lu.lv/broce/) (25. April 2020).

58 Gotthard Friederich STENDER, *Neue vollständigere Lettische Grammatik nebst einem hinlänglichen Lexico, wie auch einigen Gedichten*, Braunschweig 1761. Zu Stender und seiner Rolle in der Sprachvermittlung siehe Ineta BALODE, *Der Beitrag von Gotthard Friedrich Stender (1714–1796) zur Alphabetisierung der lettischen Bauern*, in: Mark HÄBERLEIN (Hrsg.), *Sprachmeister. Sozial- und Kulturgeschichte eines prekären Berufsstands*, Bamberg 2015, S. 103–132; Zigrīda FRĪDE, *Gotthard*

Publikation war zunächst für Deutsche konzipiert, nicht für Letten, legte aber einen Grundstein für die Erschließung der lettischen Sprache. Stender und andere Deutsche, darunter Christian David Lenz, publizierten zudem auch auf Lettisch: Die Autoren der zwischen 1755 und 1835 erschienenen über 700 Titel in lettischer Sprache, die eine Gesamtauflage von schätzungsweise einer Million Exemplaren hatten, waren fast durchweg Deutsche.<sup>59</sup> Sie konstituierten damit einen lettischen Buchmarkt, von dem eine weitere Bildungsentwicklung ausging.

Das Sammeln sprachlichen und kulturellen Wissens bezog die lettische Bevölkerung zum Teil aktiv ein. So befragten Stender, Baumann oder Hupel Letten zu bestimmten Sachverhalten. Während Stender dabei das, was er auf diese Weise mitgeteilt bekam, noch seinem eigenen christlichen Weltbild gemäß auswählte und sich vorbehält, Informationen gegebenenfalls nicht zu publizieren<sup>60</sup>, dokumentierte Hupel, obwohl ebenfalls evangelischer Geistlicher, auch solche kulturelle Praktiken, die den christlichen Vorstellungen zuwiderliefen, namentlich Aussagen über sexuelles Verhalten, das nicht den christlichen Normen entsprach.<sup>61</sup>

#### 4. Fazit

Die deutsche Aufklärung in Livland zielte weitgehend darauf, die vermeintlich unzivilisierten ‚Undeutschen‘ zu zivilisieren. Zugleich aber wurden die lettische Sprache und Kultur dokumentiert. Die damit geschaffene Grundlage für die kulturelle und nationale Emanzipation der Letten war quasi ein nicht intendiertes Nebenprodukt der eigentlich intendierten Zivilisierung. Allerdings entwickelte der Prozess zum Teil eine eigene Dynamik: Bei denjenigen, welche die lettische Sprache und Kultur erschlossen, wuchs dabei oftmals die Wertschätzung dafür. So warf Heinrich Baumann einer lettischen Publikation von Christian David Lenz vor, den sprachlichen Reichtum des Lettischen eben nicht getroffen zu haben, sondern voller Germanis-

Friedrich Stenders literatur-, sprach- und kulturpolitisches Wirken in Lettland, in: Michael SCHWIDTAL und Armands GŪTMANIS (Hrsg.), *Das Baltikum im Spiegel der deutschen Literatur*. Carl Gustav Jochmann und Garlieb Merkel, Heidelberg 2001, S. 217–225; Wolfgang P. SCHMID, Gotthard Friedrich Stender (1714–1796) und die Entwicklung der lettischen Schriftsprache, in: GARBER/KLÖCKER (wie Anm. 52), S. 219–228.

59 Andrejs PLAKANS, *The Latvians. A Short History*, Stanford (California) 1995, S. 67.

60 STENDER, *Lettische Grammatik* (wie Anm. 58), S. 152–155.

61 JÜRJO, *Aufklärung im Baltikum* (wie Anm. 1), S. 231–235.

men zu sein.<sup>62</sup> Dabei erscheint Lettisch als eine Sprache von eigenem kulturellem Wert, die sich nicht am Deutschen messen oder vom Deutschen her standardisieren lassen muss. Auch Johann Börger oder Garlieb Merkel wären zu nennen, welche die deutschen Eliten gerade hinterfragten und kritisierten, indem sie die lettische Kultur dokumentierten.<sup>63</sup>

Die Publikationen, Systematisierungen und Sammlungen deutscher Aufklärer in Livland haben bei der Emanzipation der lettischen Sprache und Kultur eine bedeutende Funktion. Sie stellten eine Grundlage für die weitere Entwicklung dar, selbst dort, wo sie eigentlich für den deutschen Diskurs gedacht waren. Das beste Beispiel dafür ist Garlieb Merkels 1796 publiziertes Buch über die Letten in Livland. Merkel kritisierte die Leibeigenschaft und skizzierte dafür noch weitaus deutlicher als Börger die Letten als Kulturnation, die durch die deutsche Herrschaft gerade nicht Zivilisierung, sondern einen Niedergang erlebten. Julija Boguna hat die Rezeptions- und Wirkungsgeschichte von Merkels Buch ausführlich analysiert und gezeigt, dass es in heimlicher lettischer Übersetzung eine schnelle Wirkung entfaltet hat, die lange nicht wahrgenommen wurde.<sup>64</sup>

Die Zielsetzungen der deutschen Aufklärer sind noch nicht systematisch untersucht. Das Streben nach Sammeln und Systematisieren zeigt das Bedürfnis nach der Konstruktion einer eigenen regionalen Identität, die für die deutschen Literaten im Livland des 18. Jahrhunderts noch kaum gegeben war. Im Zuge dieser eigenen Identität in der Region gerieten die Letten als die, die immer schon da waren und die die Mehrheit bildeten, zwangsläufig in den Blick. Mit der Erschließung lettischer Sprache und Kultur sowie der Geschichte und Topographie Livlands konstruierten die Aufklärer auch eine lettische Identität, die über eine bloße undeutsche Identität hinausging. Livland als Raum dieser beiden Identitäten wirkte dabei verbindend: Für die Deutschen in Livland war die regionale Bindung von Anfang an ein konstitutives Element der Privilegierung, für die deutschen Literaten im 18. Jahrhundert war Livland ausdrücklich ein Vaterland. Die Deutschen in Livland waren nicht beliebige Deutsche, sondern in Bezug auf Livland verband sie mit livländischen Letten etwas, das sie mit anderen Deutschen im Heiligen Römischen Reich nicht verband. Gleich-

62 *Gram(m)aticalisch lettisch ist die Postille wohl aber voller Germanismi. Lettische Ausdrücke u. Redensarten, die doch die Letten am besten verstehen, sucht man vergebens drin.* Zitiert nach: TISCHER, Baumann (wie Anm. 40), S. 159, Anm. 73.

63 Siehe Anm. 46 und 47.

64 BOGUNA, Lettland (wie Anm. 4).

zeitig haben die deutschen Aufklärer bei der Suche nach Identität allerdings zwei Identitäten konstruiert. Aus der sozialen Dichotomie von deutsch und undeutsch wurde die Dichotomie von deutsch und lettisch bzw. estnisch, die dann im nationalen Kontext des 19. und 20. Jahrhunderts eine neue Bedeutung gewinnen sollte.

Die Rolle der deutschen Aufklärer innerhalb der Emanzipation von lettischer Sprache und Kultur ist oft betont worden. Erst die Aufklärer schufen aber auch einen systematischen Begriff von livländischem Deutschtum. Zugleich konstruierten sie eine gemeinsame livländische Identität von Letten und Deutschen. Sie vermittelten sowohl Deutschen als auch Letten einen systematischen Begriff lettischer Sprache und Kultur. Der Sprach- und Kulturtransfer durch die deutschen Aufklärer in Livland hat insgesamt ganz unterschiedliche Facetten und war weder homogen noch eindimensional.



## Reformation und Minderheitensprachen in Ostmitteleuropa: Eine Typologie

Ein Ziel der Reformation war es, die christliche Verkündigung den Menschen in ihrer Volkssprache nahezubringen. In den protestantischen Gebieten wurde dadurch die bisherige lateinische Kirchensprache verdrängt, nicht zuletzt durch die Vorgaben der jeweiligen lutherischen Landesherrschaft. Im deutschen Sprachraum setzte sich eine neuere Form des Hochdeutschen und einer hochdeutschen Schriftsprache durch. Doch welche Folgen hatte dies für die Minderheitensprachen am Rand des deutschen Sprachraums?

Mehrfach finden sich hier ebenfalls Beispiele für die Einführung volkssprachlicher Kirchentexte und für eine nachfolgende Entwicklung der Minderheitensprache als Schriftsprache:

### 1. Sorbisch in der Lausitz

So machte sich in der Lausitz im 16. Jahrhundert die evangelische Obrigkeit die Forderung einer christlichen Verkündigung in der Muttersprache zu eigen.<sup>1</sup> Dabei ging es zunächst um die Einführung der deutschen Kirchensprache. Die Geistlichen in sorbischsprachigen Kirchspielen sollten jedoch das Sorbische in hinreichendem Maße beherrschen.<sup>2</sup> Seit den 1580er Jahren wurden an den sächsischen Fürstenschulen „wendische Freistellen“ für den sorbischen Pfarrernachwuchs geschaffen.<sup>3</sup>

1 Vgl. Karlheinz BLASCHKE, Das Markgraftum Oberlausitz und das sorbische Volk. Eine regionale und ethnische Einheit seit 1400 Jahren, in: Nationale, ethnische Minderheiten und regionale Identitäten in Mittelalter und Neuzeit, hrsg. v. Antoni Czacharowski, Toruń 1994, S. 17–29, hier S. 24; Lubina MAHLING, Sorbisches kirchliches Leben in Löbau von der Reformation bis zum Anfang des 18. Jahrhunderts (Neues Lausitzisches Magazin, Beiheft 8), Görlitz/Zittau 2011, S. 13.

2 In diesem Sinn forderte eine Anordnung von 1538 und noch einmal 1551, sorbische Jungen, die „zur Schulen tauglich und zu lernen geschickt“ wären, zur Schule zu schicken; vgl. Christian KNAUTHE, Derer Oberlausitzer Sorberwenden umständliche Kirchengeschichte, Görlitz 1767, neu hrsg. v. R. Olesch (Mitteldeutsche Forschungen 85), Köln/Wien 1980, S. 235.

3 Friedrich POLLACK, „Vohr das arme wendische PawersVolck gut rein Evangelisch predigen.“ Geistlichkeit und ländliche Gesellschaft in der frühneuzeitlichen Oberlausitz, in: Zeitschrift für

Zugleich setzten in der Ober- und Niederlausitz Bemühungen ein, kirchliche Texte in die sorbische Sprache zu übersetzen.<sup>4</sup> Der sorbischen evangelischen Geistlichkeit kam damit im Weiteren erhebliche Bedeutung bei der Herausbildung bzw. Fixierung der ober- und niedersorbischen Schriftsprachen zu.<sup>5</sup>

Als Folge der Reformation ist für das Sorbische von einer doppelten Tendenz auszugehen: einerseits ein entscheidender Impuls für die beiden sorbischen Schriftsprachen, der für deren weitere Entwicklung eine nicht zu überschätzende Bedeutung hatte; durch die gleichzeitig vielerorts verbreitete deutsche Predigt andererseits aber auch ein Beitrag zur Assimilierung sorbischer Sprecher ans Deutsche.<sup>6</sup> Längerfristig blieb dadurch das Sorbische in der Lausitz als Schriftsprache erhalten, trat aber in protestantischen Gebieten als Umgangssprache zurück, während sich die Sprache in katholischen Gebieten – bei Fortdauer der lateinischen Kirchensprache – stärker gehalten hat.<sup>7</sup>

## 2. Litauisch in Ostpreußen

Ostpreußen war im 16. Jahrhundert durch eine Vielzahl von Sprachen gekennzeichnet. Die Kirchenordnung von 1558 beklagt die Not der Pfarrer, Gottesdienst und Amtshandlungen in vielen Gemeinden durch Dolmetscher abhalten zu müssen: Deshalb „derselben undeutschen, als sonderlich der Polen, Litthauen, Sudauen [die preußischen Sudauer] und Preussen [Prussen] kinder auch zum studieren gehalten

Agrargeschichte und Agrarsoziologie 63,1 (2015), S. 12–33, hier S. 19.

4 Friedrich POLLACK, Die Sorben, in: Oberlausitzer Mythen, hrsg. v. Lars-Arne Dannenberg/Matthias Donath/Dietrich Scholze, Meißen 2012, S. 67–77, hier S. 71; Doris TEICHMANN, Wendische Kirchengeschichte und Kirchenliteratur in der Niederlausitz seit der Reformation bis 1800, [Cottbus] 2009, S. 32–35. 1574 erschien im „Wendischen Gesangbuch“ Luthers Kleiner Katechismus in niedersorbischer Sprache, 1696 eine sorbische Agende, 1710 ein sorbisches Gesangbuch, 1715 ein Katechismus mit Fragen und Antworten; vgl. MAHLING, Sorbisches kirchliches Leben (wie Anm. 1), S. 17.

5 POLLACK, Geistlichkeit, S. 17.

6 MAHLING, Sorbisches kirchliches Leben (wie Anm. 1), S. 16; hinsichtlich der Betonung der Assimilierung unter Berufung auf Frido Měřšk, Verordnungen und Denkschriften gegen die sorbische Sprache und Kultur während der Zeit des Spätfeudalismus. Eine Quellensammlung, Bautzen 1969.

7 Vgl. Jens BULISCH, Die sächsischen Fürstenschulen und die Sorben, in: Die sächsischen Fürsten- und Landesschulen. Interaktion von lutherisch-humanistischen Erziehungsideal und Elitenbildung (Schriften der Sächsischen Geschichte und Volkskunde 9), hrsg. v. Jonas Flöter/Günther Warthenberg, Leipzig 2004, S. 297–313, hier S. 297.

und mit der Zeit zum Predigamt möchten gebraucht werden“.<sup>8</sup> An der Universität Königsberg könnten dann stets 24 Knaben, deutsche und undeutsche in gleicher Weise – 6 Polen, 6 Litauer, 6 Preußen und Sudauer („sofern man solche haben kann“) – mit landesherrlichem Stipendium studieren. Soweit diese nach preußischem Recht der Leibeigenschaft unterstanden, sollten sie davon befreit werden.

Die Bestimmung kam vor allem dem Litauischen zugute: 1547 waren in Königsberg die Übersetzung von Luthers Katechismus ins Litauische<sup>9</sup> sowie ein litauisches Gesangbuch erschienen.<sup>10</sup> Diese und spätere Publikationen<sup>11</sup> trugen wesentlich zur weiteren Entwicklung der litauischen Schriftsprache bei, die damit ihren Anfang außerhalb des zentralen litauischen Sprachgebiets nahm – als Folge der Reformation und im Zusammenhang mit der litauischen Minderheitensprache in Ostpreußen. Im Königreich Preußen kam es später in Königsberg und Halle zur Gründung litauischer Seminare.<sup>12</sup> Trotz mancher Germanisierungspläne seit Ende des 19. Jahrhunderts konnte die litauische Sprache auf diese Weise in Ostpreußen ihre Identität bewahren.

### 3. Lettisch und Estnisch

Zur Zeit der Reformation herrschte im Gebiet der damaligen Livländischen Konföderation in den Städten das Deutsche vor, während das Lettische und Estnische die verbreiteten Volkssprachen darstellten. Anders als im damaligen Ostpreußen mit seinen

8 Emil SEHLING (Hrsg.): Die evangelischen Kirchenordnungen des XVI. Jahrhunderts 4: Das Herzogtum Preussen – Polen – Die ehemals polnischen Landesteile des Königreichs Preussen. – Das Herzogtum Pommern, Leipzig 1911, S. 87f.; Walther HUBATSCH, Geschichte der evangelischen Kirche Ostpreußens 3: Dokumente, Göttingen 1968, S. 124.

9 Walther HUBATSCH, Geschichte der evangelischen Kirche Ostpreußens 1, Göttingen 1968, S. 89.

10 Vgl. Micheal BRAUER, Die Entdeckung des ‚Heidentums‘ in Preußen. Die Prußen in den Reformdiskursen des Spätmittelalters und der Reformation (Europa im Mittelalter. Abhandlungen und Beiträge zur historischen Komparatistik 17), Berlin 2011, S. 240.

11 Anfang des 17. Jahrhunderts kamen eine erste litauische Grammatik und ein litauisches Wörterbuch heraus; vgl. Christiane SCHILLER, Die Litauischen Seminare in Königsberg und Halle. Eine Bilanz, in: Nordost-Archiv. Zeitschrift für Regionalgeschichte 3,2 (1994), S. 275–392, hier S. 376; 1727 erschien das Neue Testament in litauischer Sprache: ebd., S. 391.

12 Ebd., S. 379; Nadežda ERMAKOVA/Manfred FON BÉTTICHER, Ljudvikas Reza kak rukovoditel' Litovskogo seminaru v Königsbergskom universitete (Ludwig Rhesa als Leiter des litauischen Seminars an der Universität Königsberg), in: Kul'turnoe nasledie Vostočnoj Prussii. Sbornik statej (Kulturelles Erbe Ostpreußens. Sammelband) 1, Kaliningrad 2011, S. 136–142.



bäuerlichen deutschen Siedlern verlief die Trennung zwischen Deutschen und Letten bzw. Esten damit nicht regional, sondern schichtenspezifisch.

Bei der Entstehung des Herzogtums Kurland 1561 wurde für dessen Bereich die lutherische Konfession festgeschrieben.<sup>13</sup> An den Hauptkirchen war in der damaligen Kirchengesetzgebung neben dem deutschen Pfarrer ein lettischsprachiger Prediger vorgesehen, auf dem Lande ein lettischsprachiger Prediger jeweils für je zwei Nachbargemeinden.<sup>14</sup> Zur Sicherstellung dieses Vorhabens wurden Stipendien in Aussicht gestellt, um „deutschen und undeutschen Knaben“ in gleicher Weise den Besuch bestimmter Schulen zu ermöglichen, aus deren Absolventen künftige Pastore und Staatsbedienstete gewonnen werden sollten – Schulen, deren Gründung später allerdings nicht zustande kam. Damit war Lettisch in Kurland – neben dem Deutschen – unwiderruflich zur Kirchensprache geworden. Einige Jahrzehnte später erfolgte unter schwedischer Herrschaft eine ähnliche Vorgabe für das nördlich angrenzende Livland. Erste Übersetzungen geistlicher Schriften ins Lettische waren bereits in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts entstanden.<sup>15</sup> Diese und spätere lettische Kirchentexte bildeten eine wesentliche Grundlage für die folgende Entwicklung der lettischen Schriftsprache.<sup>16</sup>

In gleicher Weise wurde nach der Reformation das Estnische zu einer Kirchensprache, wobei sich zunächst zwei eigenständige Schriftrationen herausbildeten – das Reval-Estnische (Nordestnische) und das Dorpat-Estnische (Südestnische).<sup>17</sup>

13 Vgl. Eberhard TREULIEB, Die Reformation der kurländischen Kirche unter Gotthard Kettler, in: Baltische Kirchengeschichte. Beiträge zur Geschichte der Missionierung und der Reformation, der evangelisch-lutherischen Landeskirchen und des Volkskirchentums in den baltischen Ländern, hrsg. v. Reinhard Wittram, Göttingen 1956, S. 77–86, hier S. 79; Joachim KUHLES, Die Reformation in Livland – religiöse, politische und ökonomische Wirkungen (Hamburger Beiträge zur Geschichte des östlichen Europa 16), Hamburg 2007, S. 315.

14 TREULIEB, Reformation (wie Anm. 13), S. 314; Emil SEHLING (Hrsg.): Die evangelischen Kirchenordnungen des XVI. Jahrhunderts 5: Livland, Estland, Kurland, Mecklenburg. Freie Reichsstadt Lübeck mit Landgebiet und Gemeinschaftsamt Bergedorf. Das Herzogtum Lauenburg mit dem Lande Hadeln. Hamburg mit Landgebiet, Leipzig 1913, S. 58.

15 Pēteris VANAGS, Die Literatur der Letten im Zeichen von Reformation und Konfessionalisierung, in: Die Baltischen Lande im Zeitalter der Reformation und Konfessionalisierung. Livland, Estland, Ösel, Ingermanland, Kurland und Lettgallen. Stadt, Land und Konfession 1500–1721, Teil 1, hrsg. v. Matthias Asche/Werner Buchholz/Anton Schindling, Münster 2009, S. 263–305, hier S. 264f.

16 Jānis KRĒSLINŠ, Georgius Mencelius (1593–1654): Geistlicher, Sprachforscher und Gelehrter in Dorpat und Mitau, in: Zeitschrift für Ostforschung 39 (1990), S. 521–539, hier S. 532f.

17 1535 entstand im Auftrag des Revaler Rats eine ins Nordestnische übersetzte Fassung des Katechismus von Martin Luther, 1554 erschien eine südestnische Übersetzung des Kleinen Katechis-

Während aus den folgenden Jahrzehnten weniger Texte in der nordestnischen Sprache überliefert sind<sup>18</sup>, entstand vor allem durch die von den Jesuiten betriebene Gegenreformation ein umfangreicheres katholisches Schrifttum, das zunächst „eine Konsolidierung der südestnischen Sprache mit sich brachte“.<sup>19</sup> Unter schwedischer Herrschaft wurden im 17. Jahrhundert beide estnischen Schriftsprachen gepflegt.<sup>20</sup> Das Erscheinen einer estnischen lutherischen Vollbibel in nordestnischer Fassung 1739 führte schließlich dazu, dass sich das Revalestnische zur normativen estnischen Schriftsprache entwickelte<sup>21</sup>, doch wurde das Südestnische endgültig erst um die Wende zum 20. Jahrhundert als Schriftsprache verdrängt.<sup>22</sup>

#### 4. Prussisch

Nicht immer folgte dem landesherrlichen Bemühen um volkssprachliche Kirchentexte in einer Minderheitensprache deren Entwicklung zur Schriftsprache. So war in der genannten (ost)preußischen Kirchenordnung neben dem Litauischen auch das Prussische als Kirchensprache vorgesehen. Noch im 16. Jahrhundert entstanden einzelne prussische Kirchentexte.<sup>23</sup> Obwohl damit die Voraussetzung zur Bildung einer prussischen Kirchen- und Schriftsprache hätte gelegt werden können, blieb eine solche Entwicklung aus<sup>24</sup> – möglicherweise hatten die fehlerhaften Übersetzungen

mus; vgl. Raimo RAAG, *Die Literatur der Esten im Zeichen von Reformation und Konfessionalisierung*, in: *Die Baltischen Lande* (wie Anm. 15), S. 219–261, hier S. 220f.

18 Ebd., S. 223.

19 Ebd., S. 218f.

20 Ebd., S. 219.

21 Ebd., S. 242.

22 Ebd., S. 221.

23 Dazu zählen zwei Übertragungen des Katechismus, die 1545 auf Anregung von Herzog Albrecht gedruckt wurden; vgl. Reinhold TRAUTMANN, *Die altpreußischen Sprachdenkmäler*, Göttingen 1910, S. 1–13; *Old Prussian Written Monuments. Text and Comments*, hrsg. v. Mikkel Klussis, Kaunas 2007, S. 105–143, 145–187. 1561 erschien eine zweisprachige Fassung von Luthers *Kleinem Katechismus*, „Deutsch und Preussisch“; vgl. TRAUTMANN, ebd., S. 19; KLUSSIS, ebd., S. 189–434.

24 Vgl. Anon (*Landsmannschaft Ostpreußen, Abteilung Kultur*) (Hrsg.): *Die Prußen. Die alten Bewohner Ostpreußens. Geschichte, Kultur und Verschmelzung mit den Deutschen*, Hamburg 2008, S. 34; Wolfram EULER, *Das Altpreußische als Volkssprache im Kreise der indogermanischen und baltischen Sprachen* (Innsbrucker Beiträge zur Sprachwissenschaft. Vorträge und Kleinere Schriften 39), Innsbruck 1988, S. 10.

voller deutscher und polnischer Elemente<sup>25</sup> die prussischen Sprecher nicht erreicht. Aufgrund der Durchmischung der prussisch- und deutschsprachigen Bauernbevölkerung herrschte in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts in Ostpreußen andererseits offenbar bereits eine weitgehende Zweisprachigkeit. Für eine Belebung der Prussischen war es zu spät; noch vor 1700 war die Sprache verschwunden.<sup>26</sup> Wohl nicht zuletzt durch die gleichzeitige Verbreitung der deutschen Kirchensprache hatten sich die prussischen Sprecher an das Deutsche assimiliert.

## 5. Elbslawisch (Dravänopolabisch)

In manchen Fällen wurde nicht einmal der landesherrliche Versuch unternommen, eine Minderheitensprache als Kirchensprache zu etablieren. Dann hatte diese keine Chance zur Entwicklung einer Schriftsprache. Zu nennen ist hier das Elbslawische (Dravänopolabische), das im lutherischen Fürstentum Lüneburg noch im 16. und 17. Jahrhundert im „Wendland“ gesprochen wurde. Während nach einer fürstlich-lüneburgischen Kirchenordnung des 16. Jahrhunderts im Gottesdienst in den Städten abwechselnd lateinisch und deutsch gesprochen werden sollte, wurde für die Dörfer allein die hochdeutsche Sprache festgelegt<sup>27</sup> – auch wenn damals der überwiegende Teil der Bevölkerung auf dem Lande Niederdeutsch sprach und für das Wendland eine „mehr oder weniger monolingual slawischsprachige Bevölkerung“ anzunehmen ist.<sup>28</sup>

Bis in die Zeit des Dreißigjährigen Krieges wurden deshalb die deutschen Gottesdienste und Predigten in den slawisch sprechenden Gemeinden kaum verstanden<sup>29</sup> – den Klagen der Pastore nach blieb die Bevölkerung im Wendland „einfältig in ihrem

25 Vgl. Wolfram EULER, Sprachenvielfalt der Indogermania im Wandel der Geschichte. Sprachaufgliederung, Sprachwandel, Sprachbeeinflussung und Sprachkonvergenz (Studia Interdisciplinaria Ænipontana 24), Wien 2016, S. 13.

26 TRAUTMANN, Sprachdenkmäler (wie Anm. 23), S. VIII f.

27 Emil SEHLING (Hrsg.), Die evangelischen Kirchenordnungen des XVI. Jahrhunderts 6: Niedersachsen: I. Die Welfischen Lande, 1. Halbband: Die Fürstentümer Wolfenbüttel und Lüneburg mit den Städten Braunschweig und Lüneburg, Tübingen 1955, S. 541–575.

28 Henning SCHRÖDER, Slawen und Deutsche im Hannoverschen Wendland. Wahrnehmungsgeschichtliche Aspekte in der Frühen Neuzeit (Göttinger Forschungen zur Landesgeschichte 17), Bielefeld 2010, S. 115.

29 Ebd., S. 31.

Christentum“.<sup>30</sup> Manchem Pastor war durchaus bewusst, dass im Sinn der Reformation für eine adäquate Seelsorge slawische Sprachkenntnisse und Texte in wendischer Sprache erforderlich gewesen wären.<sup>31</sup> Elbslawische Schriften oder gedruckte Bücher hat es jedoch nie gegeben.<sup>32</sup> Bis Anfang des 18. Jahrhunderts war unter solchen Umständen das Wendische im Wendland verschwunden.

Hervorzuheben ist dabei, dass für das Fürstentum Lüneburg im 16. Jahrhundert im Grunde genommen von drei Sprachen auszugehen ist. Während auf dem Land, mit Ausnahme des Wendlands, Niederdeutsch gesprochen wurde, setzte sich in den Städten sowie in der städtischen und landesherrlichen Verwaltung das Hochdeutsche durch, das allein als Kirchensprache galt. Es scheint, als ob das Dravänpolabische der damaligen Landesherrschaft als eine Art Niederdeutsch erschien, auf das man zu jener Zeit keine Rücksicht nahm.

## 6. Livisch

Zu den Sprachen, in die nach der Reformation keine kirchlichen Texte übersetzt wurden und die im Weiteren keine Entwicklung einer Schriftsprache erfuhren, gehört auch das Livische, das vor allem im westlichen Kurland verbreitet war. Während in den kurländischen Kirchengesetzen die Ausbildung lettischsprachiger Prediger gefordert wurde, blieb die livische Sprache unerwähnt. Zwar gab es angeblich 1525 einen Versuch, auch einen reformatorischen Text in livischer Sprache in das damalige „Livland“ zu schmuggeln.<sup>33</sup> Im Weiteren wurde das Livische aber neben dem Deutschen und Lettischen von der Obrigkeit kaum wahrgenommen. Livische Sprecher nahmen in den folgenden Jahrhunderten die lettische Kirchensprache an. So blieb das Livische immer nur Sprache der Familie<sup>34</sup>, sein Untergang war vorgezeichnet.

30 Ebd., S. 97.

31 Ebd., S. 37.

32 Vgl. dazu Christian HENNIG VON JESSEN, *Vocabularium Venedicum*. Nachdruck besorgt v. Reinhold Olesch, Köln/Graz 1959, S. 398.

33 Raimo RAAG, Sprachen der Bevölkerung in den baltischen Landen Livland, Estland, Ösel, Kurland, Lettgallen und Ingermanland im Zeitalter von Reformation und Konfessionalisierung, in: ASCHE/BUCHHOLZ/SCHINDLING (Hrsg.), *Die Baltischen Lande* (wie Anm.15), S. 15–18, hier S. 15; RAAG, *Literatur der Esten* (wie Anm. 17), S. 220.

34 Eberhard WINKLER, Finnougrier im Baltikum, in: *Estnisches Mittelalter. Sprache – Gesellschaft – Kirche* (Schriften der Baltischen Historischen Kommission 20), hrsg. v. Kadri-Rutt Hahn/Matthias Thumser/Eberhard Winkler, Berlin 2015, S. 25–39, hier S. 38.

## 7. Fazit

Als Folge der Reformation wurden durch Maßnahmen des frühneuzeitlichen Obrigkeitsstaates für eine Reihe von Minderheitensprachen die Voraussetzungen geschaffen für deren Entwicklung zur Schriftsprache. Doch führte die Betonung der Volkssprachen durch das Luthertum nicht zu einer allgemeinen Schriftlichkeit, sondern gleichzeitig zu einer sprachlichen Polarisierung.<sup>35</sup>

Gerade unter diesem Aspekt bleibt festzuhalten, dass, wenn eine Volkssprache in der lutherischen Kirche nicht zur offiziellen Sprache wurde, sie bei der sich verdichtenden Staatlichkeit der folgenden Jahrhunderte und der damit verbundenen Verbreitung einer dominierenden Kirchen- und Amtssprache zum Untergang verurteilt war (Elbslawisch, Livisch). Andererseits sicherte auch die landesherrliche Vorgabe zur Fixierung einer Sprache nicht deren Bestand, wenn andere Faktoren – vor allem wohl eine in der Bevölkerung bereits vorhandene Mehrsprachigkeit – ihrer weiteren Entwicklung entgegenstanden (Prussisch). Die Entstehung einer Kirchensprache als Schriftsprache (Sorbisch, Litauisch, Lettisch, Estnisch) begünstigte in anderen Fällen längerfristig die Herausbildung eines auch ethnischen Selbstverständnisses der Sprecher, das seinerseits den Erhalt der betreffenden Sprache sichern konnte.

Eine Sprache wurde bei diesem Vergleich nur am Rande berührt: das Niederdeutsche. Dies war insofern berechtigt, als es sich hierbei im 16. Jahrhundert nicht um eine Minderheitensprache handelte. Tatsache ist, dass Luthers Bibelübersetzung im niederdeutschen Sprachraum zunächst nicht überall verstanden wurde und dass es nicht an Versuchen gefehlt hat, auch niederdeutsche Kirchentexte zu erstellen.<sup>36</sup> Doch wird hier erneut ein Aspekt sichtbar, der bei der Frage der Minderheitensprachen immer wieder zu berücksichtigen ist: die Zweisprachigkeit. Es ist davon auszugehen, dass im niederdeutschen Sprachraum mit der Verbreitung des Hochdeutschen als Amtssprache das Hochdeutsche auch im kirchlichen Bereich zunehmend verstanden wurde, eine eigene niederdeutsche Kirchensprache sich von daher erübrigte.

So war die erste lutherische Kirchenordnung im Fürstentum Lüneburg in den 1520er Jahren noch niederdeutsch abgefasst<sup>37</sup>, die zweite Version wenige Jahrzehnte

35 Vgl. bezogen auf das Estnische: RAAG, *Literatur der Esten* (wie Anm. 17), S. 242.

36 Vgl. Ingrid SCHRÖDER, *Die Übersetzungsleistung Johannes Bugenhagens: ein exemplarischer Vergleich mit der Lutherbibel, den vorreformatorischen niederdeutschen Bibeln und der Vulgata*, in: *Niederdeutsches Jahrbuch* 110 (1987), S. 59–74.

37 SEHLING (Hrsg.), *Kirchenordnungen* (wie Anm. 27), 1, S. 492–521.

später aber ohne weiteren Kommentar hochdeutsch. Offensichtlich wurde inzwischen eine allgemeine zumindest rezeptive Kenntnis des Hochdeutschen vorausgesetzt, auch wenn der Landbevölkerung das Niederdeutsche bzw. „Plattdeutsche“ noch lange Zeit vertrauter blieb. Bezeichnend ist die Forderung der Gemeinde in einem damals zum Fürstentum Lüneburg gehörenden Dorf in der Nähe von Hannover um das Jahr 1600, der neue Pastor mit seiner „meißnischen Sprache“ möge bitte auf „plattdeutsch oder nieder-sächsisch“ predigen. Als seine folgenden Bemühungen um das Niederdeutsche offensichtlich nicht den vertrauten Klang hatten, hieß es dann aber von Seiten seiner Zuhörer, er solle doch lieber hochdeutsch sprechen.<sup>38</sup>

38 Fritz GARBE, Die Heimatkirche. Aus der Geschichte der Kirchengemeinde Haimar, Burgdorf 1963, S. 32.



Mehrsprachigkeit und Sprachkontakte  
im Ostseeraum





VIBEKE WINGE

# Gebrauch des Deutschen als Kontaktsprache der Dänen im Ostseeraum

## 1. Einleitung

Der Kontakt zwischen Deutschen und Dänen hat eine fast tausendjährige Geschichte, und die Rolle der deutschen Sprache als Kontaktsprache, nicht nur zwischen Dänen und Deutschen, sondern auch im Verkehr der Dänen mit Vertretern anderer Sprachgemeinschaften im Ostseeraum ist früh belegt. Seit dem Mittelalter und besonders im Zusammenhang mit der Expansion der Hanse ließen sich Deutsche, besonders Kaufleute und Handwerker, aus dem norddeutschen Raum in den Handelsstädten an den dänischen Küsten nieder, und mit ihnen kam die niederdeutsche Sprache nach Dänemark. Niederdeutsch war ebenfalls die Sprache der frühen Landesherren. Der König und die adelige Oberschicht hatten enge verwandtschaftliche Beziehungen zu mächtigen Geschlechtern, besonders in Holstein und Mecklenburg.

Mit dem Schwund der hansischen Macht hatte das Mittelniederdeutsche seine Geltung verloren, und parallel zur Entwicklung im eigentlichen deutschen Sprachraum vollzog sich in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts auch in Dänemark ein Sprachwechsel vom Niederdeutschen zum Hochdeutschen. Von entscheidender Bedeutung für den Sprachwechsel waren auch die Reformation und die damit verbundenen verstärkten Beziehungen zum mitteldeutschen Raum. Der König pflegte persönliche Kontakte zu Luther und seinem Kreis, und die neuen dänischen Theologen wurden in Wittenberg ausgebildet. Gleichzeitig traten viele Mitteldeutsche in den dänischen Hofdienst, und sie brachten auch die gesprochene Variante der neuen Prestigevarietät nach Dänemark.

Damit wurde das Niederdeutsche nach einer Übergangszeit mit beiden Sprachen aus dem Schriftverkehr der Kanzleien verdrängt. Als gesprochene Sprache ist Niederdeutsch im dänisch-deutschen Kontakt noch bis ins 19. Jahrhundert belegt.

Dänemark war eine Seemacht, und wichtiger Handelspartner und ständiger Mitspieler im Kampf um die Vorherrschaft im Ostseeraum war zunächst die Hanse. Kontakte zu den Hansestädten und den Niederlassungen im Osten sind früh belegt. Die Kontaktsprache ist in Übereinstimmung mit dem Usus in der Hanse zunächst Latein, Anfang des 14. Jahrhunderts beginnt der Gebrauch des Mittelniederdeutschen und

Dänischen. Unter Königin Margrethe (1370–1412) ist Mittelniederdeutsch die am meisten gebrauchte Sprache in der Korrespondenz mit den Partnern im Ostseeraum.

Neben der Hanse ist der Deutsche Orden ein wichtiger Machtfaktor und daher in ständigem – mal freundlichem, mal feindlichem – Briefwechsel mit dem dänischen König. Die Korrespondenz ist zunächst bis ins 14. Jahrhundert Latein, dann von dänischer Seite Mittelniederdeutsch, während die Kanzlei des Hochmeisters Hochdeutsch schreibt. Auch außerhalb der königlichen Kanzlei, in adeligen und bürgerlichen Kreisen, ist Mittelniederdeutsch die bevorzugte Schreibsprache.

Die mittelniederdeutsche Sprache hatte als Sprache der Kaufleute, mit denen man gern Geschäfte machen wollte, natürlich Prestige. Die Einheimischen hatten ein Interesse daran, dass man sich bestmöglich verständigen konnte, und Wörter und Wendungen aus der Prestigesprache wurden übernommen. Etwa 20 % des dänischen (und schwedischen) Wortschatzes sind aus dem Niederdeutschen entlehnt, und Niederdeutsch war auch Vermittlersprache für Wörter aus entfernteren Regionen, mit denen die Hanse Handelskontakt hatte.

Als Beispiel sollen folgende slawische Lehnwörter im Dänischen, die über das Mittelniederdeutsche gekommen sind, erwähnt werden: Laut dem unvollendeten Altdänischen *ordbog*, dessen Zettelsammlungen kürzlich digitalisiert wurden, sind schon im 13. Jahrhundert folgende Wörter, alle im lateinischen Kontext, belegt: *torgh* (Marktplatz) seit 1250, *pram* 1293 (Prahm), *bismer* 1294 (Laufgewichtswaage), etwas später: *dørns* 1386 (heizbares Zimmer), *tolk* 1425 (Dolmetscher), und im älteren Neudänisch nach 1500 kommen *grænse* 1504 (Grenze), *kovs* (Schöpfkelle), *karusse* (Karusche) und *agurk* (Gurke) hinzu.<sup>1</sup>

Für einen Großteil der Dänen war Deutsch somit längst keine Fremdsprache mehr. Wo haben diejenigen, die nicht Einwanderer erster oder zweiter Generation waren, ihre Sprachkenntnisse erworben? Eigentliches Lehrmaterial ist erst seit etwa 1700 bekannt. Ein niederdeutsches ABC-Buch aus dem Jahre 1591 ist kaum für den Fremdsprachenunterricht gedacht, sondern eher für den Gebrauch an den sogenannten „deutschen Schulen“, die in Kopenhagen und anderen Städten existierten. In Lebenserinnerungen von Leuten aus bürgerlichen Kreisen werden diese Schulen oft als erste Stufe zu einer Ausbildung erwähnt, während die Adeligen eigene Hauslehrer hatten. Für weitere Studien gingen sowohl Söhne aus adeligen wie aus bürgerlichen Häusern ins Ausland, vor allem nach Deutschland.

1      Abrufbar unter: <https://gammeldanskordbog.dk>

Vor der Gründung der Universität Kopenhagen 1479 war Rostock für mehr als die Hälfte der Studenten die bevorzugte Universität, die übrigen verteilten sich in Köln, Leipzig, Heidelberg oder Erfurt. Nach 1500 ist eine Einteilung nach Ausbildung deutlich erkennbar. Für Theologie-Studenten war Wittenberg das bevorzugte Ziel, viele gingen aber auch weiterhin nach Rostock, Leipzig, Köln, Helmstedt oder Königsberg, und in der Zeit des Pietismus nach Halle. Wer eine kaufmännische Ausbildung haben wollte, ging nach Riga, Danzig, Lübeck oder Leipzig. Eine militärische Laufbahn fing mit Kriegsdienst in Deutschland oder zuweilen auch in den Niederlanden an. Für eine Laufbahn in der Marine waren die Niederlande bevorzugtes Ziel. Die Handwerker gingen meist nach Deutschland auf die Walz, gelegentlich sind aber auch Wanderschaften ins Baltikum und nach Ost- und Südeuropa nachzuweisen.

## 2. Dänen im baltischen Raum

Schon im 13. Jahrhundert ist dänische Präsenz im Baltikum belegt. Der dänische König Valdemar II. hatte vom Papst die Erlaubnis zu einem Kreuzzug bekommen und 1219 Estland erobert. Die dänische Nationalfahne, der Dannebrog, soll bekanntlich bei dieser Gelegenheit vom Himmel gefallen sein und den Dänen den Sieg gebracht haben. Zeugnisse der Dänenherrschaft sind der Name Tallinn (Dänenburg) und das lübsche Stadtrecht des späteren Reval von 1248.

Dem König ist es aber nicht gelungen, seine Macht in Estland zu etablieren. Immer wieder kam es zu Auseinandersetzungen mit dem deutschen Orden, und bereits 1346 verkaufte Valdemar IV. Atterdag das Land an die Ordensbrüder, da er für den Rückkauf des inzwischen an holsteinische Grafen verpfändeten Landes dringend Geld brauchte. Alle Urkunden zu der Eroberung und dem Verkauf Estlands sind in lateinischer Sprache.<sup>2</sup>

Als der Orden im Laufe des 16. Jahrhunderts auseinanderfiel, versuchten dänische Könige immer wieder, Ansprüche auf Estland zu erheben, was die Beziehungen zu Russland, das gerade Richtung Westen expandierte, schwer belastete. 1559 findet sich wieder ein dänischer Landesherr in einem Teil des baltischen Raumes. Im Zusammenhang mit dem livländischen Krieg und den Streitigkeiten mit Russland veranlasste der dänische König Friedrich II., dass Bischof Johann von Ösel und Kurland

2 Niels SKYUM-NIELSEN, *Diplomatarium Danicum I*, Reihe, 5; 6; 7, hrsg. v. Det Danske Sprog-Litteraturselskab, København 1957, 1979, 1990, S. 145; S. 199, 212, 215; S. 9.

dem jüngeren Bruder des Königs, Herzog Magnus, Ösel und Wieck verkaufte. Magnus hatte als Herzog wenig Erfolg, und nach der Niederlage Dänemarks im Krieg gegen Schweden wurde Ösel 1645 an Schweden abgetreten. Die dänische Herrschaft im Baltischen Raum war damit zu Ende.

Nach dem Niedergang der Hanse und der Auflösung des Ordens musste sich Dänemark über die nächsten Jahrhunderte im Osten immer mehr mit Schweden und Russland auseinandersetzen. In diesem Zusammenhang gehört die erwähnte kurze Herrschaft auf Ösel. Alle Urkunden zu diesem Kauf sind auf Hochdeutsch.<sup>3</sup> Die am Kauf beteiligten waren alle Deutsche in dänischen Diensten, die dänischen Beamten auf Ösel waren deutscher Abstammung, und auch die interne Korrespondenz der beiden königlichen Brüder ist in deutscher Sprache.

### 3. Dänen in Russland

Wie erwähnt mischten sich russische Herrscher im Zeitraum nach der Schließung des Nowgoroder Kontors 1494 durch Ivan III. zunehmend in die Politik der Ostseeländer ein. Russland brauchte Dänemark als zuverlässigen Verbündeten im Kampf um den Zugang zur Ostsee, und beide Seiten wollten Schweden bzw. Litauen in Schach halten, um eigene Interessen zu wahren. Dänemark hatte schon lange den Wunsch, die Hanse als Konkurrenten im Handel mit Russland zu verdrängen. In den folgenden Jahrhunderten wechselten die Bündnisse, aber das Ziel Russlands blieb konstant, und viele diplomatische Missionen mussten die gefährliche Reise von Kopenhagen nach Moskau, bzw. später von Kopenhagen nach St. Petersburg unternehmen, um Streitigkeiten beizulegen und Verträge abzuschließen.

Der erste russisch-dänische Vertrag stammt aus dem Jahre 1493, zu dieser Mission ist aber nur eine lateinische Kopie des Vertrages im dänischen Reichsarchiv erhalten. Aus dem 15. und 16. Jahrhundert und bis in die Zeit Peters des Großen sind solche diplomatischen Missionen dagegen ausführlich belegt, teils durch die offiziellen Akten wie die abgeschlossenen Verträge und die im Verlauf der Reise geführte Korrespondenz, teils durch persönliche Berichte der Mitglieder der Gesandtschaften.

Diese Quellen sind von Historikern aufgearbeitet, und viele sind in gut edierten Ausgaben zugänglich, von Sprachwissenschaftlern sind sie aber bisher wenig beach-

3 Laurs LAURSEN, *Danmark-Norges Traktater 1523–1750 med dertil hørende Aktstykker* 1, København 1907, S. 608ff.

tet worden. Sie enthalten jedoch viele interessante Beobachtungen zu den Sprachproblemen, mit denen die Reisenden unterwegs sowohl innerhalb als außerhalb der goldenen Säle zu kämpfen hatten und liefern auch wertvolle Informationen dazu, wie man bei der Kommunikation auf höchstem Niveau den Umgang mit mehreren Sprachen regelte.

Gesandten des dänischen Königs hatten allgemein gute Sprachkenntnisse, die sie von Hauslehrern, in Adelsakademien und auf Bildungsreisen im Ausland erworben hatten: Latein, Deutsch, Niederländisch, Französisch, gelegentlich auch Italienisch, aber Russisch-Kenntnisse waren vorerst selten. Dass Russland seit dem 15. Jahrhundert immer wichtiger wurde, belegt die Tatsache, dass König Christian II. 1516 einige junge Adelige nach Moskau zur Sprachausbildung schickte. Leider sind weder ihre Namen noch Informationen über ihr weiteres Schicksal überliefert.<sup>4</sup>

Im Zusammenhang mit den Berichten über die einzelnen Missionen werden gelegentlich die Namen der Dolmetscher genannt (s.u.).

Im Folgenden werden einige Quellen aus der Zeit 1500–1750 vorgestellt. Sie sind interessant, weil sie belegen, welche Rolle das Deutsche als *Lingua franca* für Dänen, Balten und Russen gespielt hat. Bei diplomatischen Missionen nach Russland ging die Reiseroute mit Schiff von Kopenhagen nach Narva (Ivangorod) und von dort über Land weiter. Stationen unterwegs waren meist Danzig, Königsberg, Riga und Reval.

1505 bis 1508 ist der Magister David Corran, ein sprachbegabter gebürtiger Schotte in dänischen Diensten, im Auftrag des Königs Hans in Moskau. Im Zusammenhang mit dieser (wohl handelspolitischen) Mission sind einige Briefe erhalten. 1507 schreibt der König an die Stadt Reval mit der Bitte um freies Geleit für den Magister, der von einem russischen Sendeboten begleitet wird, und 1508 bittet Magister David von Moskau aus Bürgermeister und Räte von Reval um Transport nach Gotland für zwei seiner Knechte und um *tydinge* über den dänischen König, die an *Ywanslott* in Russland geschickt werden sollen. Er unterschreibt: *Danmarck herolt, anders David von Chochram gehetten*.<sup>5</sup> Beide Texte sind in Übereinstimmung mit dem Usus unter König Hans mittelniederdeutsch, ob Magister David Russischkenntnisse hatte, geht aus den Dokumenten nicht hervor.

4 Knud RASMUSSEN, *Historie og diplomati*, in: *Dansk-russiske forbindelser gennem 500 år*, hrsg. v. Erik Dal, København 1964, S. 14.

5 *Liv-Est- und Curländisches Urkundenbuch II*, Reihe 3, hrsg. v. Friedrich Georg von Bunge, Riga/Moskau 1914, S. 161; 322.

Mit dem livländischen Krieg (1558–1583) ging eine hektische diplomatische Aktivität einher. Nachdem die Angelegenheit mit dem Kauf von Ösel geregelt war, sollte 1562 in Moskau ein Vertrag geschlossen werden. Aus den Unterlagen zu dieser Mission geht hervor, wie die Prozedur dabei sein sollte. Nach den Verhandlungen, die mit deutsch-russischen Dolmetschern auf beiden Seiten vor sich gingen, wurden zwei Kopien des Vertrags, eine russische und eine deutsche, mit dem Siegelband zusammengebunden. Der russische Zar vollzog die Zeremonie des Kreuzküssens, und nach der Rückkehr der Gesandten nach Kopenhagen fand die Vereidigung durch den König mit Hilfe der deutschen Kopie statt. Erst dann war der Vertrag staatsrechtlich gültig.

Die deutsche Kopie des Vertrags von 1562 sowie auch die Kopien der späteren Verträge sind fehlerhaft und schwer verständlich. Von russischer Seite verlangte man allerdings auch, dass die Übersetzung Wort für Wort dem russischen Original folgen sollte, und eine Folge sind dem Deutschen fremde Satzkonstruktionen, z. B. elliptischer Dativ mit dem Verb im Infinitiv, wie folgende Beispiele zeigen:

Vertrag 7. Aug. 1562 (Einleitung)

*Gott unser trifoldicheit, vatter, son und heiliger geyst [...] amen. Sei alle zeit und ist und werdt sein, nicht anfangen, nicht ubersten, dorch im auch leben und bewegen sich, durch im auch keyser keyserthum halten und mechtigen schreiben die warheit, diesen mit regirung und willen und mit holdseligen willen beholden den zeptern des Russischen keyserthums.*<sup>6</sup>

Und an anderer Stelle: *Und wens gesche mir, keyser [...], feude mit meinem unfreundt, mit Sigemundt August, [...] und mit dem grosfursten zu Littaw, oder aufs kunigreich zu Pollen und aufs grosfurstentum zu Littaw ein ander konick werden wurde, und dir, konick Friederich, mit dem konick von Pollen und grosfurst zu Littaw kegen uns, von Gottes gnaden keyser [...] nicht stan und euwern woiwoden mit den leuten zu hulf auf uns dem konick von Pollen und grosfursten von Littaw nicht geben und mit euwern schatz nicht zu entsetzen und im ganzen kunigreich von Dennemarck volck im anzunemen nicht geben.*<sup>7</sup>

Eine neue Krise in dem russisch-dänischen Verhältnis veranlasste 1578 den König Friedrich II. dazu, erneut eine Delegation nach Moskau zu schicken, diesmal unter der Leitung des dänischen Adligen Jacob Ulfeldt, der in Wittenberg studiert hatte.

6 Danmark-Norges Traktater (wie Anm. 3) Bd. 2, S. 20ff. Gemeint ist: Gott... war immer, ist und wird sein, ohne Anfang noch Ende; durch ihn leben wir und bewegen uns und sind, durch ihn herrschen die Kaiser und schreiben die Mächtigen das Recht, durch seine Macht und Willen und Gnade haben wir das Zepter des Russischen Kaisertums.

7 Ebd., S. 27. Der Sinn des Hauptsatzes ist: Du, König Friedrich sollst nicht gegen uns stehen.

Der offizielle Bericht über die Reise an den Hof in Kopenhagen ist auf Deutsch, darüber hinaus hat Ulfeldt einen eigenen Reisebericht auf Latein geschrieben.

Aus seinen Aufzeichnungen geht deutlich hervor, dass die Dänen einen eigenen deutsch-russischen Dolmetscher „*vor (unser) Tolk*“ mithatten, und dass die russische Seite andere russisch-deutsche Dolmetscher hatte. Die Namen dieser „*deres (ihre) Tolk*“ sind überliefert, Jacob von Österreich und Caspar Wittenbergensis (wohl *noms de guerre*). Auch nach dieser Mission wird der Vertrag auf Russisch und Deutsch abgefasst, jedoch nach dramatischen Streitigkeiten über die Formulierungen (ohne Zweifel auf Deutsch) zwischen beiden Parteien. Die Kopien werden wie vorgeschrieben versiegelt und zusammengebunden und nach Kopenhagen gebracht.<sup>8</sup>

In diesem Fall ist jedoch eine zweite, in Kopenhagen ausgefertigte Kopie des betreffenden Vertrags in besserem Deutsch erhalten. Die Vermutung liegt nahe, dass die Diplomaten mögliche Verständnisschwierigkeiten befürchteten, und diese mussten vor der Vereidigung durch den König eliminiert werden, da aber der König mit den Bedingungen unzufrieden war, lehnte er die Vereidigung ab.

Vertrag 28.8.1578

Russisches Exemplar (in Moskau ausgefertigt): *[...] euch unsern frundt konick Friedrichen [...] Desgelichen Undeutschen und Lattischen auf beiden seiden nicht an sich locken und nicht zu sich nemen, und welcher werden uber die grentzen entloffen, sol man sie lassen untersuchen und wieder zu rucke geben, in der warheit ohn argelist.*<sup>9</sup>

Dänisches Exemplar (in Kopenhagen überarbeitet): *[...] sollen wir euwer freundt [...] konning Friderich [...] Desgeleichen die Undeutschen und Lettischen von beider seitten nicht an sich bringen oder annemen, sondern welche uber die grense entlauffen, die soll man untersuchen lassen und wiederumb zurug geben, in warheit one betruch.*<sup>10</sup>

Um 1600 hatte König Christian IV. an mehreren Fronten Probleme. Schweden wurde immer mächtiger, und die Russen verletzten die norwegisch-russische Grenze im Norden. Eine Stärkung der russisch-dänischen Beziehungen schien dem König wünschenswert. Eine Gelegenheit bot sich an, nämlich eine Eheschließung zwischen seinem Bruder Hans und der Tochter von Boris Godunow, Xenia. 1601 wurde ein Ehevertrag in Dänemark geschlossen, und dänische Gesandten fuhren zur Ratifikation nach Moskau. Die Delegation leitete Axel Gyldenstjerne, ein erfahrener Hofbeamter,

8 Knud RASMUSSEN (Hrsg.), *Jacob Ulfeldts Rejse i Rusland 1578* (dänische Übersetzung 1680), København 1978, S. 113.

9 Traktater (wie Anm. 3), Bd 2, S. 407.

10 Ebd., S. 414.



der sich im Auftrag des Königs oft in Deutschland aufgehalten hatte und schließlich Statthalter in Norwegen wurde. In Moskau bekamen sie aber nur die russische Fassung des Vertrags ausgehändigt. Als sie protestierten, wurde der Text auf Russisch vorgelesen und von einem Dolmetscher simultan ins Deutsche übersetzt. Die Gesandten mussten dann während des Zuhörens das, was der Dolmetscher formuliert hatte, mit dem deutschen Text, den sie von zu Hause mitgebracht hatten, vergleichen. Eine deutsche Fassung bekamen sie erst nach dem Kreuzküssen. Wieder handelt es sich um eine wortwörtliche Übersetzung in schlechtem Deutsch.

Vertrag 20.12.1601.

Russisches Exemplar, in Moskau ausgefertigt: *Undt ock glicks fals also von dem durchluchtigsten herzugen Johansen undt von alle denen, so mit inkomen werden, sollen ihren glouben fry haben, undt men sol ihren durchluchtigsten ein eygen hauss ingeben, da man ein kyrche edder ein gross steynen hauss insetzen let, undt ire ceremonien von den ministris oder predigers darin zuhalten, von ihren predigers undt dey sacramenten zu vorrichten wertte, dasselbye soll alles in ihren F.G. freyen willen [stehen].*<sup>11</sup>

Dänische überarbeitete Fassung:

*Auch von dem glauben und religion sollen wir grosser herr von Gottes gnaden.... Johann, konigs sohn, und das volck, welchs mit ihme kombt, nicht mit gewalt abhalten; und seine priester sollen dienst halten und Christi leichnam empfangen nach der Denischen religion und dazu einen hof, kirche oder steinern haus bauen.*<sup>12</sup>

Im August 1602 begann die Reise des Bräutigams mit Gefolge von Narva aus. Dort wurden sie von einem Bojaren und einem russischen Dolmetscher empfangen, der alle offiziellen Aufträge erledigen sollte. Der mitgebrachte dänische Dolmetscher durfte nicht mit dem Bojaren sprechen oder bei den Gesprächen mit dem Zaren tätig sein. Nach seiner Ankunft erkrankte der Prinz. Der Zar schickte dem Prinzen seine (drei) deutschen Leibärzte, sowie einen deutschen Dolmetscher und deutsche Prediger aus Sloboda, der Moskauer deutschen Vorstadt, ans Krankenbett, die dem aus Kopenhagen mitgebrachten deutschen Hofprediger beistehen sollten. Der Prinz starb jedoch im Oktober, und die Beisetzung fand in der deutschen evangelischen Kirche in der Sloboda statt, wo der Sarg bis zur Rückführung (1636) stand.

Nach dem Ausbruch des 30jährigen Kriegs geriet Christian IV. von schwedischer Seite immer mehr unter Druck. Er hoffte, nach dem gescheiterten ersten Versuch,

11 Traktater (wie Anm. 3), Bd. 3, S. 134f.

12 Ebd., S. 139.

durch eine günstige Eheschließung die Beziehungen zu Russland ausbauen zu können. Dafür ergab sich 1641 eine neue Möglichkeit, als man von russischer Seite Interesse an einer Ehe zwischen Zar Michael Romanows Tochter Irina und dem Sohn Christians Valdemar Christian, äußerte. Der Dolmetscher, den der Zar nach Kopenhagen schickte, war ein gebürtiger Holsteiner in russischen Diensten, Hans Helms, *des Zaaren vornehmster Dolmetscher*<sup>13</sup>.

Wie üblich wurde zunächst über einen Ehevertrag verhandelt, und ein wichtiger Punkt, der später fatal wurde, war, dass Valdemar seinen evangelischen Glauben nicht aufzugeben brauche, und dass man in Moskau ihm und seinem Gefolge eine neue Kirche bauen und ihnen Glaubensfreiheit zusichern solle. Den Ehevertrag werde man aber erst in Moskau ratifizieren. Bei den anschließenden Verhandlungen in Moskau war der dänische Unterhändler der langjährige Resident vor Ort Peter Marselis, Mitglied einer mächtigen niederländischen Kaufmannsfamilie, die über Generationen dem dänischen König diene. Er wurde mit der Regelung der praktischen Angelegenheiten im Zusammenhang mit der Ankunft des Prinzen beauftragt. Seine Berichte an den dänischen Hof sind in deutscher Sprache, dass er aber auch Russisch konnte, belegt die Tatsache, dass er dem künftigen Bräutigam Russisch-Unterricht erteilte.<sup>14</sup> Als Dolmetscher des Zaren in Moskau verhandelte Johann Böker von Delden, wie Peter Marselis aus einer flämischen Kaufmannsfamilie, gebürtig aus Kopenhagen. Er hatte in der russischen Gesandten-Kanzlei eine glänzende Karriere gemacht. Adam Olearius schreibt über ihn:

*Es hat Ihre Zar. May unter andern ihren Dolmetschern einen fürtrefflichen Mann Namens Johan Böcker von Delden (von Kopenhagen bürtig) welcher wol studieret, gereiset und vieler Sprachen kündig ist, der gleichen Muscow zuvor nicht gehabt, welchen Ihr Zar may als General Interpreten gebrauchen und mit seinen Gesandten in wichtigen Sachen zu verschicken pfelet.*<sup>15</sup>

Prinz Valdemar traf im Januar 1644 in Moskau ein, und die dänische Gesandtschaft wohnte wie üblich in deutschsprachiger Umgebung in der Sloboda. Gleich nach seiner Ankunft wurde der Prinz unter massiven Druck gesetzt, den orthodoxen Glauben anzunehmen und sich neu taufen zu lassen, was er strikt ablehnte. Mit Hilfe

13 Adam OLEARIUS, Vermehrte moscowitische und persianische Reisebeschreibung, Schleswig 1656, S. 33.

14 Camillus NYROP, Nogle Oplysninger om Grev Valdemar Kristians Ruslandsfærd 1643–45, in: Historisk Tidsskrift 6, 3 (1891–1993), S. 237–338, bes. S. 263f.

15 OLEARIUS (wie Anm.13), S. 251.

von „guten getreuen Dolmetschern“ schickte man orthodoxe Gelehrte zu ihm, die ihn überreden sollten. Russische und griechische Geistliche disputierten mit Valdemar Christians eigenem Hofprediger Matthias Wellhauer und einem weiteren deutschen Geistlichen aus der Sloboda. Man brachte theologische Werke herbei, und es wird erwähnt, dass bei einer heftigen Auseinandersetzung, ob die Bedeutung von *Babtizo Eintauchen* oder *Begiessen* sei, ein Wörterbuch von Petrus *Dasypodius* (wohl *Dictionarium Latinogermanicum*, 1536) herangezogen wurde.<sup>16</sup> Alle Anstrengungen waren aber vergeblich, und die Ehe wurde aufgegeben.

1692 verließ ein Diplomat in dänischen und englischen Diensten in geheimer (wohl handelspolitischer) Mission Kopenhagen Richtung Moskau. Auf dem Weg über Reval und Narva musste er in Narva längere Zeit auf die Einreise warten, und diese Zeit nutzte er, um Russisch zu lernen. Sein Name war Heinrich Wilhelm Ludolf, gebürtiger Erfurter und Pietist. Nach seiner Rückkehr nach England, wohin er dem dänischen Prinzen George, Gemahl der späteren Königin Anna als Sekretär gefolgt war, schrieb er seine *Grammatica Russica* (Oxford 1696).<sup>17</sup>

Während des Großen Nordischen Krieges (1700–1721), in dem das Kriegsglück immer wieder wechselte, reiste der adelige Marineoffizier Just Juel, der in Kiel und in den Niederlanden ausgebildet war, als *Envoyé extraordinaire* nach Russland, um mit Peter dem Großen zu verhandeln. Seine *Instruktion* von der Kanzlei des dänischen Königs ist in deutscher Sprache. Die Mission dauerte fast zwei Jahre und ist durch Tagebuchaufzeichnungen von Juel selbst und durch die Lebenserinnerungen seines Sekretärs Rasmus Æreboe ausführlich dokumentiert. Beide Schriften enthalten viele Beobachtungen zu Sprachen und zum Sprachgebrauch unterwegs. Die Reise ging über Königsberg nach Narva, wo sie als Dolmetscher einen russischkundigen, deutschen Kaufmannsgesellen, Christian Eisentraut, engagierten. In Narva wurden sie Peter dem Großen vorgestellt, und dieser ließ zunächst seinen eigenen Dolmetscher Juel anreden, als er dann erfuhr, dass Juel Marineoffizier war, redete er ihn Niederländisch an, und sie unterhielten sich von nun an bei nicht-offiziellen Gelegenheiten auf Niederländisch, ohne Dolmetscher. Die offizielle Korrespondenz zwischen dem Zarenhof und dem dänischen König wurde aber wie vorgeschrieben russisch und deutsch geführt (jeweils mit zwei zusammengebundenen Kopien), und Schreiben

16 Anton Friedrich BÜSCHING, Nachricht von Woldemar Christian Gyldenlöwe; in: *Magazin für neuere Historie und Geographie*, Bd. 10, Halle 1776, S. 211–276, bes. S. 229.

17 Helmut GLÜCK, *Deutsch als Fremdsprache in Europa vom Mittelalter bis zur Barockzeit*, Berlin/New York 2002, S. 284.

von Juel an russische Hofbeamte waren in deutscher Sprache abgefasst. Juel kommentierte fleißig, ob die prominenten Russen Deutschkenntnisse hatten oder nicht, z.B. „*Peters Schwestern sprechen etwas Französisch, Deutsch und Italienisch*“, „*Fürst Menschikov spricht ganz gut Deutsch, man versteht ihn, und er versteht auch, was gesagt wird, er kann aber Deutsch weder lesen noch schreiben*“. „*Vizekanzler Schapiro spricht Deutsch so gut wie seine Muttersprache*“.<sup>18</sup>

Dass Deutsch die erste (und wohl einzige) Fremdsprache am russischen Hof war, belegt folgende von Juel beschriebene Situation: Ein englischer Botschafter hielt seine Rede auf Englisch, anschließend wurde die Rede auf Deutsch vorgelesen und schließlich auf Russisch. Die russische Antwort des Zaren wurde von Vizekanzler Schapiro simultan ins Deutsche übersetzt. Eine englische Übersetzung wird aber nicht erwähnt.<sup>19</sup>

Noch interessanter und ausführlicher als Juels Bericht sind die Aufzeichnungen seines Sekretärs Rasmus Æreboe. Dieser stammte aus kleinen Verhältnissen, hatte Theologie studiert und wurde aufgrund seiner Lateinkenntnisse Just Juels Sekretär. Er muss sehr sprachbegabt gewesen sein, denn unterwegs lernte er allerhand Sprachen dazu. Er hatte wohl schon vor der Reise ein gewisses Maß an Deutschkenntnissen, denn auf dem Hinweg in Pillau schrieb er: *Nun war ich in einem Land, wo alle Deutsch sprachen, das ich einigermassen verstehen konnte, jedoch nicht sprechen, da es grobes Plattdeutsch war. In Königsberg musste ich einen Studenten anheuern, der Latein konnte, da ich mich auf Deutsch noch nicht verständigen konnte.*<sup>20</sup> Während des Aufenthaltes in Pillau vertrieb er sonst die Zeit mit dem Studium von „*Ludolphi russische[r] Grammatica und [...] übte die deutsche Sprache.*“<sup>21</sup>

Ein Kaufmannsgeselle (Christian Eisentraut, s.o.) wurde angeheuert, um ihm Russisch beizubringen, da „*aber dieser die Sprache durch Übung gelernt hatte und keine Regeln kannte, ging es schlecht. Ich kannte durch meine Grammatica einige Regeln, jedoch keine Anomalia.*“... *innerhalb von 6 Wochen konnte ich mich einigermassen verständigen.*<sup>22</sup>

Unterwegs studierte er mit anderen Methoden fleißig weiter:

18 Gerhard Leslie GROVE (Hrsg.), *En Rejse til Rusland under Tsar Peter*. Dagbogsoptegnelser af Viceadmiral Just Juel, dansk Gesandt i Rusland 1709–1711, København 1893, S. 149ff. (Alle Zitate: Eigenübersetzung).

19 Ebd., S. 178.

20 Gerhard Leslie GROVE (Hrsg.), *Notarius Publicus Rasmus Æreboes Autobiografi (1685–1744)*, København 1889, S. 80. (Alle Zitate Eigenübersetzung).

21 Ebd., S. 81.

22 Ebd., S. 89f.

Er übte z.B mit einem dänischen Neuen Testament und verglich den Text mit dem „sklavonske“, oder er schrieb aus „dem russischen gedruckten Lexicon“ (Fjodor Polikarpov: *Lexicon Slavono Russicum et Latino idiomate*. 1704) ab.<sup>23</sup>

Schließlich war sein Russisch so gut, dass er bei einem Fest beim Zaren dolmetschen sollte, jedoch innerhalb kurzer Zeit so betrunken wurde, dass „*ich ein stummer Dolmetscher wurde*.“<sup>24</sup> Zwischendurch übte er auch weiterhin Deutsch, Niederländisch und Französisch. Bei Estnisch kapitulierte er aber. Estnische Bauern „*verstanden nicht das Geringste von dem, was wir sagten*“ oder an anderer Stelle: „*bei den Esten mussten wir uns mit Gebärdensprache verständigen*.“<sup>25</sup>

Als letztes Beispiel eines Russland-Fahrers, der sich der deutschen Sprache als Lingua franca bediente, soll hier der Philologe und Theologe Peder von Haven erwähnt werden. Er war Däne und ging 1736 nach einem Aufenthalt in Deutschland als Sekretär und Prädikant mit dem norwegischen Admiral Peter Bredal, der in russischen Diensten stand, für drei Jahre nach Russland. 1743 ließ er sich wieder für drei Jahre verpflichten, diesmal als Pastor an der dänischen Legation in Moskau. Er hatte ein breites Interesse an Sprachen und verfasste auch 1744 in deutscher Sprache eine *Anfangsgründe der dänischen Sprache*.<sup>26</sup>

Aus seiner Reisebeschreibung geht hervor, dass er zwar etwas Russisch lernte, dass aber Deutsch seine Lingua franca war. Er ärgerte sich über das schlechte Deutsch, das man in St. Petersburg außerhalb der adeligen Kreise zu hören bekam.

*Es gibt wohl keine Stadt, wo so viele Leute so viele Sprachen so schlecht sprechen. Dienstboten sprechen, bald Russisch, bald Deutsch, bald Französisch. Die schlimmsten Deutsch-Verderber sind die Finnen, die die Präpositionen hinten hinzufügen, nur einen Artikel haben und in ihrem Alphabet B, D, F und G nicht kennen. Ein russisch-sprechender Deutscher und ein deutschsprechender Russe machen so viele Solözismen, dass das was sie sagen als eine neue Sprache bezeichnet werden kann.*<sup>27</sup>

23 Kristine KOCH, *Deutsch als Fremdsprache im Russland des 18. Jahrhunderts* (GDF 1), Berlin/New York 2002, S. 213.

24 GROVE, *Notarius Publicus Rasmus Æreboe* (wie Anm. 20), S. 117.

25 Ebd., S. 93, 200.

26 Helmut GLÜCK, *Die Fremdsprache Deutsch im Zeitalter der Aufklärung, der Klassik und der Romantik*, (Fremdsprachen in Geschichte und Gegenwart, Bd. 12), Wiesbaden 2013, S. 462.

27 Peter Ulf MØLLER/Jesper Overgaard NIELSEN (Hrsg.), *Peder von Haven Reise udi Rusland: første udgave fra 1743* (Beringiana, Bd. 2), Aarhus 2003, S. 74ff. (Alle Zitate: Eigenübersetzung).

Wie viel Russisch er tatsächlich gelernt hat, ist nicht ganz klar. Dass er sich aber für Spracherwerb und Lehrmaterial lebhaft interessiert hat, ist aus der großen Zahl der von ihm erwähnten zeitgenössischen Grammatiken und Wörterbücher ersichtlich. Er lobt zwei neu erschienenen Werke, *zwei Grammatiken, eine für Russen, die Deutsch lernen wollen, und eine für Deutsche die Russisch lernen wollen mit Weismann Lexicon als Anhang [...] zur selben Zeit wurde auch Cellarii Lexicon auf russisch gedruckt*.<sup>28</sup> Aus dem Zusammenhang geht hervor, dass es sich höchstwahrscheinlich um folgende Werke handelt: die Grammatik von Martin Schwanwitz *Teutsche Gramatica* (1730) und das Wörterbuch *Teutsch-lateinisch- und russisches Lexicon samt denen AnfangsGründen der Russischen Sprache* von Ehrenreich Weissman (1731) sowie Christophorus Cellarius' *Kurzes lateinisches Lexikon mit deutscher und russischer Übersetzung* (1746).<sup>29</sup>

#### 4. Schlussbemerkungen

Die Ausführungen legen nahe, dass Dänen bis Ende des 18. Jahrhunderts, ob aus alten dänischen Familien oder Einwanderer erster oder zweiter Generation, Teil einer deutschsprachigen und deutschen kulturellen Elite werden konnten, vorausgesetzt sie hatten die deutsche Sprache erlernt. Ob Beamte im Staatsdienst oder gelehrte Wissenschaftler oder Theologen, man bewegte sich mühelos zwischen Berlin, Göttingen, Kopenhagen, Riga und St. Petersburg, und wollte man sich z. B. über andere Sprachen und Kulturen informieren, benutzte man deutschsprachige Werke, so wie in unserem Falle die erwähnten Grammatiken und Wörterbücher. Als weitere Beispiele aus dem 18. Jahrhundert könnte man noch Anton Friedrich Büsching, Johann Albrecht von Korff, Gotthard Friedrich Stenders und viele andere Namen nennen. Lessing sprach von der *nördlichen Verpflanzung der witzigen Köpfe*. Es existierten Netzwerke (z. B. unter Pietisten oder Freimaurern), und man betrieb bereits Networking, lange bevor es diesen Begriff überhaupt gab. Die Sprache der Netzwerke in unserem Teil der Welt aber war Deutsch.

28 Ebd., S. 217.

29 KOCH, *Deutsch im Russland des 18. Jahrhunderts* (wie Anm. 23), S. 99.



KONRAD SCHRÖDER

## Sprachen und Fremdsprachen jenseits von Deutsch in Danzig, Königsberg und im Baltikum in der Frühen Neuzeit

Das Deutsche war in der Frühen Neuzeit im baltischen und skandinavischen Raum Leitsprache und damit bedeutendste moderne Fremdsprache. Die skandinavischen, baltischen und deutschen Städte verknüpfte ein enges Netz von Handelswegen zu Wasser und zu Lande, und sie waren über vielfältige Kulturkontakte, gerade auch im Kirchen- und Bildungswesen, miteinander verbunden. Die städtischen Kulturen waren hansisch geprägt; das skandinavische und baltische Bürgertum war Mitteleuropa zugewandt, auch wenn das Verhältnis zu den Deutschen aufgrund des mitunter ausgeprägten Selbstbewusstseins der deutschen Partner schwierig sein konnte.

Dennoch war das Deutsche auf dem baltischen Sprachenmarkt nicht konkurrenzlos. Da gab es die politischen und kulturellen Interessen Schwedens, Russlands und Polens, aber beispielsweise auch die schon aus hansischer Zeit stammenden englischen und speziell schottischen (Holzhandel). Auch der Erwerb der baltischen Sprachen selbst spielte im Kontext bestimmter Berufe (Lehr- und Pfarramt, Handel und Gewerbe) eine wichtige Rolle. Für den Landhandel und den Kleinhandel mit den *Schtetlech* (den jüdisch geprägten Siedlungen) wurde Jiddisch als Handelssprache benötigt.

Die folgende Darstellung versucht, am Beispiel der Städte Danzig, Königsberg (mitsamt den litauischen Ämtern des Hinterlandes), Riga, Mitau (Jelgava), Reval (Tallinn) und Dorpat (Tartu) bzw. Pernau (Pärnu) einen Überblick zu geben, welche Ausprägungen der Umgang mit den Sprachen jenseits des Deutschen im Baltikum hatte, welches seine Antriebskräfte waren, welche Rollen welche Sprachen spielten und wer überhaupt die Akteure waren, die Sprachen lernten und Sprachunterricht erteilten. In einem abschließenden Fazit soll auch der „Mehrwert“ der Mehrsprachigkeit diskutiert werden. Das Erkenntnisinteresse ist mithin nicht primär philologisch und fremdsprachendidaktisch, sondern kulturhistorisch und sprachpolitisch.

Die Rolle des Deutschen wird dabei nur mittelbar berührt; sie ist in anderen Beiträgen des vorliegenden Bandes facettenreich abgehandelt. Nicht zu übersehen ist die Tatsache, dass auch Latein damals, mehr als im Zeitalter des im frühen 19. Jahr-



hundert folgenden Neuhumanismus, eine gesprochene und geschriebene Sprache unter Gelehrten war, die in durchaus kommunikativer Absicht als Kernbestandteil der schulischen Curricula gelernt wurde, auch an den Lateinschulen und Gymnasien des baltischen Raums. Leider ist es aus Platzgründen nicht möglich, die Thematik unter kulturhistorischen Gesichtspunkten hier darzustellen.

## 1. Danzig (Gdańsk)

Danzig, die damals deutsch geprägte Stadtrepublik und Hansestadt im polnischen Königreich mit einer in jeder Hinsicht bedeutenden polnischen Minderheit, war eines der großen Handelszentren des Ostseeraums, mit einem großen und ertragreichen Hinterland und ausgezeichnet vernetzt mit West- und Mitteleuropa, aber auch den baltischen Gebieten und Skandinavien.

### 1.1 Polnisch

Renata Budziak hat die Rolle der Stadt für das Sprachenlernen und den deutsch-polnischen Austausch im Überblick beschrieben: „In Danzig wurden innerhalb von ca. 100 Jahren (1570–1678) 31 Privatschulen registriert, in denen Jungen und Mädchen Kenntnisse in den Sprachen Deutsch und Polnisch erwerben konnten.“<sup>1</sup> An diesen und späteren Schulen kam offenbar auch ein weit gefächertes Methodenarsenal zum Einsatz, wie es ansonsten vom Erwerb des Französischen her bekannt ist. Die Danziger polnische Schulhalterin Reussener<sup>2</sup> etwa unterrichtete in den Jahren vor 1714 ihre rund 20 Schülerinnen, „mehrentsils erwachsene Jungfern“, in den Fächern Polnisch und Handarbeit im Rahmen eines integrativen Unterrichtskonzepts: Auch der Handarbeitsunterricht fand auf Polnisch statt.<sup>3</sup>

1 Renata BUDZIAK, Sprachlehrer im frühneuzeitlichen Polen, in: Sprachmeister. Sozial- und Kulturgeschichte eines prekären Berufsstands, hrsg. von Mark Häberlein (Schriften der Matthias-Kramer-Gesellschaft 1), Bamberg 2015, S. 61–69, Zitat S. 66.

2 Konrad SCHRÖDER, Biographisches und bibliographisches Lexikon der Fremdsprachenlehrer des deutschsprachigen Raumes. Spätmittelalter bis 1800, 6 Bände (Augsburger I&I-Schriften 40, 51, 63, 68, 73, 74), Augsburg 1989–1999, Bd. 6, S. 171. Im Folgenden: SCHRÖDER, Lexikon. Der 1. Band wird dabei nach der 2. Aufl. von 1991 zitiert.

3 **Belege für die Kombination von Französischunterricht und Handarbeit finden sich in erster Linie im Kontext der Lehrerinnen aus den Schulorden (Englische Fräulein, Ursulinen usw.), vgl. SCHRÖDER, Lexikon (wie Anm. 2), passim.**

Im bikulturellen deutsch-polnischen Miteinander Danzigs war die Zahl der in beiden Sprachen unterrichtenden Lehrer (und Privat- oder Ordenslehrerinnen) stattlich. Schon 1589 wurde am Danziger Akademischen Gymnasium eine Planstelle für die polnische Sprache geschaffen, die in den 220 Jahren ihres Bestehens mit nicht weniger als 22 teilweise illustren Sprachprofessoren besetzt war.<sup>4</sup> Andererseits gab es die vielen, zuweilen namenlos gebliebenen Winkelschullehrer. Ebenso zahlreich und teilweise mit bedeutenden Namen verknüpft waren die in Danzig gedruckten deutsch-polnischen bzw. lateinisch-deutsch-polnischen Lehr- und Lernmaterialien. Sie sind bei Glück/Schröder<sup>5</sup> gesammelt und kommentiert. Namen von Lehrwerkautoren im deutsch-polnischen Dialog, die mit Blick auf Danzig als Druckort Erwähnung verdienen, sind u.a. Brosius, Gutthäter (Dobracki), Kannegiesser, Moneta, Roter, Volckmar oder Woyna.<sup>6</sup>

## 1.2 Französisch

Budziak geht auf die Tatsache ein, dass neben Deutsch und Polnisch auch das Französische eine bedeutende Rolle spielte, sowohl als Kultur- als auch als Handelssprache. In der Tat gehört Danzig zu den Städten mit dem frühesten Französischunterricht des deutschsprachigen bzw. polnischen Raums. Nach einem ersten Beleg in allgemeinerer Form schon 1568<sup>7</sup> ist der aus der Nähe von Brüssel stammende Paul Franco (geb. wahrscheinlich 1528), zuvor Sprachmeister in Aachen, der früheste namentlich bekannte Lehrer des Französischen in der Stadt. Er hatte Belgien als Glaubensflüchtling 1579 verlassen. In Aachen blieb er, bis nach der Unterwerfung der südlichen Niederlande durch Spanien so viele seiner Landsleute emigrierten und als Sprachmeister zu überleben suchten, dass niemand mehr sein Auskommen in diesem Beruf fand. 1588 bat er den Rat der Stadt Danzig um Konzessionierung einer französischen Schule. Er wolle die Jugend im Lesen und Schreiben des Französischen sowie in der Abfassung von Kreditbriefen, Schuldverschreibungen, Schuldscheinen und Quit-

4 BUDZIAK (wie Anm. 1), S. 67.

5 Helmut GLÜCK/Konrad SCHRÖDER: *Deutschlernen in den polnischen Ländern vom 15. Jahrhundert bis 1918. Eine teilkommentierte Bibliographie*. Bearbeitet von Yvonne Pörzgen und Marcelina Tkocz (Fremdsprachen in Geschichte und Gegenwart 2), Wiesbaden 2007.

6 Sie sind bei GLÜCK/SCHRÖDER (wie Anm. 5) sowie bei SCHRÖDER, *Lexikon* (wie Anm. 2) erfasst.

7 BUDZIAK (wie Anm. 1), S. 66.

tungen unterrichten. In seiner Eingabe erwähnt Franco auch, dass es noch keine französische Schule in der Stadt gebe. Die Bitte Francos um Konzessionierung wird von neun Danziger Bürgern unterstützt. Diese betonen in ihrer Eingabe nicht nur, „dass die französische Sprache neben der lateinischen die wichtigste sowohl für Studenten als auch für Kaufgesellen und Wandersleute“ sei, sondern auch, dass die Zustände in Frankreich „jetzt so gefährlich [seien], dass niemand seine Kinder um der Sprache wegen dorthin schicken möge“. Der Danziger Rat beschloss im Mai 1588, nähere Erkundungen über Franco einzuziehen: Bereits am folgenden Tag wurde Franco dann aber ermächtigt, ein Jahr lang Schule zu halten. Doch wurde ihm bei Strafe verboten, religiöse Themen in seinen Unterricht einzubeziehen: Der Stadtrat war lutherisch orientiert, Franco hingegen vermutlich Calvinist.<sup>8</sup>

Ein weiterer früher Französischlehrer, dem Namen nach wiederum flämischer Herkunft, ist Johann von Deelen.<sup>9</sup> Er hielt sich wahrscheinlich seit 1593 in Danzig auf. Allerdings musste er seine französische Schule mangels Nachfrage im Jahre 1596 schließen: Die germanophonen Danziger ließen ihre Kinder aus handelspolitischen Gründen lieber Polnisch lernen. Von Deelen bewarb sich beim Rat der Stadt erfolgreich um eine Stelle als Makler.

Zur erneuten Gründung einer französischen Schule kam es 1608, und wiederum war der Initiator ein flämischer Glaubensflüchtling: Jan Paschier Goessens aus Brüssel gab an, seine Heimat „um der Bekenntnis reiner Wahrheit göttlichen Wortes willen“ verlassen zu haben.<sup>10</sup> Er hatte seit 1588 in den Fächern Schreiben, Rechnen, Buchhaltung und Französisch in Hamburg unterrichtet und entsprechende Unterrichtsmaterialien vorgelegt. Nun wollte er als Sprachmeister des Französischen und Lehrer der italienischen Buchführung tätig werden. Gleichzeitig beantragte er, seiner Frau und seiner Schwester zu gestatten, für die Mädchen Handarbeitsunterricht zu erteilen. Der Stadtrat genehmigte das Gesuch. Für das Jahr 1631 schließlich ist ein Johann Sniatowski, genannt Gulinski, als Professor der französischen Sprache am Gymnasium zu Danzig bezeugt.<sup>11</sup>

8 SCHRÖDER, *Lexikon* (wie Anm. 2), Bd. 2, S. 111; Bd. 5, S. 340f. Dem Artikel liegt deutsches Quellenmaterial zugrunde (P. SIMSON, *Französische Schulen in Danzig*, in: *Mitteilungen des westpreußischen Geschichtsvereins* 2 (1903), S. 46–49; P. SIMSON, *Geschichte der Stadt Danzig bis 1626*, Bd. 2, Danzig 1913, S. 540). Franco ist bei BUDZIAK (wie Anm. 1), S. 66, aus einer polnischen Quelle von 1974 bezeugt. Weiteres Quellenmaterial nennt sie nicht.

9 SCHRÖDER, *Lexikon* (wie Anm. 2), Bd. 5, S. 197. Von Deelen ist bei Budziak nicht genannt.

10 Ebd., Bd. 5, S. 390f.

11 Ebd., Bd. 6, S. 249.

Eine französische Grammatik aus vergleichsweise illustrierter Feder speziell für polnische Lernende ist die 1749 in Danzig erschienene *Grammatica gallica, in usum juventutis maxime polonicae composita*. Allerdings ist ihr Verfasser, der später in den polnischen Adelsstand erhobene Lothringer Johann Franz von Mesgnien Meninski, damals bereits verstorben. Meninski (gest. 1697 oder 1698) gilt heute als der bedeutendste Vertreter der Wiener Turkologie des 17. Jahrhunderts.<sup>12</sup> Ein späteres Beispiel für ein in Danzig erschienenenes französisches Lehrbuch ist D. L. Setaus *Französische Sprachlehre für die Deutschen* von 1787.<sup>13</sup>

### 1.3 Italienisch und Russisch

Auch italienische Lehrmaterialien sind bereits im Danzig des 17. Jahrhunderts verlegt worden, so etwa die *Palaestra italicae linguae, in gratiam Germanorum edita* des Claude François Regnaudin (1645).<sup>14</sup> Ob sich Regnaudin allerdings selbst in Danzig aufgehalten hat, ist eine andere Frage. Wenn das der Fall gewesen sein sollte, so suggeriert der Name, dass er sich wohl eher mit Französischunterricht über Wasser gehalten hat als mit Unterricht im Italienischen. Denn wie noch zu zeigen sein wird, hatten es die frühen Italienischlehrer – zumindest im benachbarten Königsberg – schwer, Schüler zu finden.

Daneben aber erscheinen in Danzig auch „exotischere“ Unterrichtsmaterialien, so etwa 1706 (gedruckt in Stolzenberg bei Danzig, dem heutigen Stadtteil Chełm) die *Manuductio in grammaticam slavonico-rosseanam seu moscoviticam in usum discentium linguam moscoviticam* des Polen weißrussischer Herkunft Elias Kopiewicz, der sich nach etwa 1704 als evangelischer Prediger in Danzig aufhielt. Er hatte längere Zeit in gleicher Funktion in Amsterdam gelebt, wo er mit dem Zaren Peter I. in Berührung gekommen war, für den er dann auch publizistisch gearbeitet hatte, und er stand mit August Hermann Francke in Halle in Verbindung.<sup>15</sup>

Bei der *Manuductio* handelt es sich um ein nicht sehr umfangreiches Elementarbuch, „das ähnlich [Heinrich Wilhelm] Ludolfs Grammatik [Oxford 1696] im Prinzip für Kaufleute gedacht war und ebenfalls nach Ludolfschem Vorbild in einzelnen Teilen russisch, lateinisch und deutsch abgefasst war. [...] In der Qualität reichte es je-

12 Ebd., Bd. 3, S. 185f.

13 Ebd., Bd. 4, S. 154.

14 Ebd., Bd. 4, S. 13.

15 Ebd., Bd. 3, S. 52f.; Bd. 5, S. 473f.

doch nicht an das Werk Ludolfs heran [...].<sup>16</sup> Tatsächlich ist die *Manuductio* in den folgenden Jahrzehnten das am meisten verbreitete Russischlehrbuch in Mitteleuropa.

Nur am Rande sei vermerkt, dass der Neubearbeiter (1759) des *Neuen holländisch-deutschen und deutsch-holländischen Wörterbuchs* des Matthias Kramer, der Wittenberger Mathematiker und Lehrer des Niederländischen Johann Daniel Tietz (1729–1796), in Danzig aufgewachsen und Zögling des Danziger Gymnasiums war, auch wenn die genannte Arbeit dann in Leipzig erschien. Tietz ist auch als Übersetzer aus dem Englischen in Erscheinung getreten.<sup>17</sup>

## 1.4 Ein erster Ausblick

Ohne jeden Zweifel waren die geistigen Eliten Danzigs in dem damals in Mitteleuropa üblichen Maße polyglott, das heißt aber: drei- bis fünfsprachig. Man nutzte schulische Angebote ebenso wie Privatlehrer, Möglichkeiten innerhalb der Familie (Gouvernanten, Familienmitglieder) und Auslandsaufenthalte, in ausländischen Partnerfirmen oder an Bildungseinrichtungen, ganz so, wie das in den großen Handelsstädten allgemein üblich war.<sup>18</sup> Auch die teilweise umfangreichen Privatbibliotheken enthielten ganz selbstverständlich fremdsprachliche Literatur. Die individuelle Mehrsprachigkeit war dabei unterschiedlich gestuft, mit unterschiedlichen Kompetenzgraden in unterschiedlichen Fertigkeiten und im Bereich unterschiedlicher thematischer Domänen. Ein Beispiel für eine derartige gestufte Mehrsprachigkeit aus dem Bereich des Danziger Schulwesens ist Michael Christoph Hanow (1695–1773), der 1726 die Stelle des Professors für Philosophie am Danziger Gymnasium erhielt und 46 Jahre lang versah. Von ihm heißt es: „Er kannte nicht nur die klassische Literatur, sondern hatte sich mit der französischen, englischen, italienischen und polnischen

16 W. BERNHAGEN, Das Studium der russischen Sprache in Deutschland im 18. Jahrhundert, in: Studien zur Geschichte der russischen Literatur des 18. Jahrhunderts (Veröffentlichungen des Instituts für Slawistik an der Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin 28/III), hrsg. v. Anon. [Autorenkollektiv], Bd. 3, Berlin 1968, S. 231–242, bes. S. 233.

17 Schröder, Lexikon (wie Anm. 2), Bd. 4, S. 210f.

18 Vgl. dazu, am Beispiel der Reichsstädte Augsburg und Nürnberg, Helmut Glück/Mark Häberlein/Konrad Schröder, Mehrsprachigkeit in der Frühen Neuzeit. Die Reichsstädte Augsburg und Nürnberg vom 15. bis ins frühe 19. Jahrhundert (Fremdsprachen in Geschichte und Gegenwart 10), Wiesbaden 2013, passim. Zu den sprachlichen, sprachdidaktischen und kulturellen Facetten des Reisens vgl. Matthias SCHULZ (Hrsg.), Sprachliche Aspekte des Reisens in Mittelalter und Früher Neuzeit (Fremdsprachen in Geschichte und Gegenwart 13), Wiesbaden 2014.

Sprache beschäftigt. Daneben verfolgte er aufmerksam die neuen Erkenntnisse der Naturwissenschaften, ihre Versuche wurden von ihm wiederholt und fortgeführt.“<sup>19</sup> Seine eigentlichen Spezialgebiete waren dabei Naturrecht und Historiographie, nicht etwa die Alt- und Neuphilologie.

## 2. Königsberg und das litauische Grenzgebiet

Das benachbarte Königsberg war anders vernetzt als Danzig: Es war regionale Hauptstadt in Preußen und eine Universitätsstadt, die während der gesamten hier interessierenden Periode Studierende aus der Mitte und den westlichen Teilen des Reiches, aber gerade auch aus dem Baltikum, anzog. Gleichzeitig gab es so etwas wie ein Ausbildungs- und Karrieredreieck Danzig – Thorn (Toruń) – Königsberg.<sup>20</sup> War Danzig eine bilinguale Stadt mit Deutsch und Polnisch, so war die Ausrichtung in Königsberg eher trilingual, mit Deutsch, Polnisch/Masurisch und Litauisch, und auch das jiddische Element trat deutlich hervor.

### 2.1 Französisch

Möglicherweise angesichts der besonderen Quellenlage in Königsberg fehlen bisher die ganz frühen Belege für Französischunterricht, wie sie für Danzig gegeben sind. Im 18. Jahrhundert bestanden dann allerdings im Umfeld der Universität und an den höheren Schulen Königsbergs zahlreiche Möglichkeiten, Französisch zu lernen. So wird der aus Paris stammende Isaac Briandt, der den Titel eines Kurfürstlichen Geo-Hydrographus trägt, für die Jahre 1699–1701 als Professor des Französischen an der Königsberger Universität genannt. Er hielt seine Antrittsvorlesung 1699 im großen Hörsaal.<sup>21</sup> Für 1715 ist ein Paul Anton von Zanchi (vgl. dazu Abschnitt 2.2)

19     SCHRÖDER, Lexikon (wie Anm. 2), Bd. 5, S. 422ff., Zitat S. 424. Vgl. dazu B. SCHULZ, Das Danziger Akademische Gymnasium im Zeitalter der Aufklärung, in: Zeitschrift des westpreußischen Geschichtsvereins, Heft 76, 1941, S. 5–102, bes. S. 43f.

20     Vgl. dazu etwa die Biographie von Christoph Haberkant, 1704–1776: Haberkant war ein Ostpreuße, der seine Schulbildung in Thorn und Elbing (Elbląg) empfangen hatte, in Königsberg studierte, schließlich als polnischer Prediger nach Thorn zurückkehrte und gleichzeitig Lektor des Polnischen am dortigen Gymnasium wurde, um in diesem Kontext dann in Danzig eine Neuauflage von Monetas „Polnischer Grammatik“ zu publizieren. Zu Haberkant vgl. SCHRÖDER, Lexikon (wie Anm. 2), Bd. 2, S. 181.

21     Ebd., Bd. 5, S. 111.

als Professor des Italienischen und Französischen an der Universität bezeugt, 1716 bot ein Amadé Volland als Extraordinarius des Französischen seinen Unterricht an der Universität an.<sup>22</sup> 1733 war Isaias Lacrette als Sprachmeister des Französischen am Königlichen Waisenhaus tätig.<sup>23</sup> Seit Ostern 1750 und offenbar bis in die frühen 1760er Jahre hinein unterrichtete Johann Karl Grohnert als Französischlehrer am Königlichen Friedrichs-Kollegium. Er legte 1768 eine *Anweisung zur Erlernung der französischen Sprache* vor; zu diesem Zeitpunkt versah er bereits das Amt eines Diakons am Königsberger Dom. Die *Anweisung* ist allem Anschein nach das früheste in Königsberg gedruckte französische Lehrbuch.<sup>24</sup> 1745 wurde Johann Gotthelf Lindner (1729–1776) als Hilfslehrer, auch für Französisch, beim Friedrichskolleg angestellt. Lindner war später, von 1755 bis 1765, Rektor der Domschule zu Riga, wo er auch wieder Französischunterricht erteilte. Dann kehrte er als Ordinarius der Dichtkunst an die Universität Königsberg zurück.<sup>25</sup> Zu den Französischlehrern des Friedrichkollegs gehörte 1763 auch Gottfried Herder (1744–1803). Er unterrichtete daneben die Fächer Griechisch, Hebräisch und Mathematik. Ein Jahr später übersiedelte er nach Riga, wo auch er – unter Lindner – an der Domschule tätig wurde.<sup>26</sup> 1769 immatrikulierte sich Laurent Modeste Darancourt<sup>27</sup> als Sprachmeister des Französischen an der Universität; ein Jahr später bestand in Königsberg eine französische Schule, deren Rektor ein Johann Jakob Étienne Marmalle war, zugleich Kantor an der Französischen Kirche.<sup>28</sup> Sein Sohn, Johann Georg Marmalle (1770–1826), wirkte in späteren Jahren als Französischlehrer am Joachimsthalschen und am Friedrichswerderschen Gymnasium zu Berlin.<sup>29</sup> Im WS 1781/82 ist ein von Bergen französischer Sprachmeister an der Universität;<sup>30</sup> 1782 wirkt Johann Daniel de Beau als Subrektor und Französisch-

22 Ebd., Bd. 6, S. 297.

23 Ebd., Bd. 6, S. 3.

24 Es wurde zu Beginn der 1780er Jahre dem Französischunterricht an der Königsberger Altstädtischen Parochialschule zugrunde gelegt. Eine 3. Auflage erschien 1791 in Königsberg unter dem Titel *Grammaire française théorique et pratique à l'usage des écoles*. SCHRÖDER, Lexikon (wie Anm. 2), Bd. 2, S. 168f.; Bd. 5, S. 397.

25 Ebd., Bd. 3, S. 126.

26 Ebd., Bd. 2, S. 209ff.

27 Ebd., Bd. 5, S. 193.

28 Ebd., Bd. 6, S. 50.

29 Ebd., Bd. 6, S. 50.

30 Ebd., Bd. 6, S. 297.

lehrer an der Altstädtischen Parochialschule<sup>31</sup>, und für 1784 ist Claude Richelot als Sprachmeister des Französischen am Collegium Fridericianum bezeugt.<sup>32</sup>

## 2.2 Italienisch und Englisch

Bekannt ist, dass die Italienischlehrer des 17. und des frühen 18. Jahrhunderts in der Stadt ihre Schwierigkeiten hatten, Schüler anzuwerben. So wollte sich der aus Italien stammende, zum Protestantismus übergetretene Jacobo Fontano, möglicherweise wie mancher seiner Kollegen ein „aus der Kutte gesprungener“ Mönch, 1720 als Sprachmeister des Italienischen in Königsberg niederlassen, er fand jedoch keine hinreichende Zahl von Schülern.<sup>33</sup> Gleiches galt für den Konvertiten Orontius Cimaligno<sup>34</sup> drei Jahre später und für den apulischen Konvertiten Orecchio de Avalo, der sich 1728 anschickte, als Sprachmeister des Italienischen Fuß zu fassen.<sup>35</sup> Von 1735 bis 1747 versuchte sich erneut ein ehemaliger Mönch, Hadrianus Pazzagli, ursprünglich Dominikaner, als Sprachmeister des Italienischen in der Stadt. Auch er hatte offenbar nur wenige Schüler.<sup>36</sup> Fragwürdig ist auch der Erfolg des oben genannten Paul Anton von Zanchi, des Professors der italienischen und französischen Sprache an der Königsberger Universität im Jahr 1715.<sup>37</sup> Die Tatsache, dass bereits 1716 ein neuer Fachvertreter für Französisch bestellt wird, deutet jedenfalls auf sein frühes Scheitern hin.

Allerdings kommt das Italienische im weiteren Verlauf des 18. Jahrhunderts in Königsberg voran, und interessanterweise gleich mehrfach in Kombination mit englischen Sprachstudien. Die beiden Sprachen und die Befassung mit den beiden Kulturen gelten nun als Zusatzangebot zu dem immer selbstverständlicher werdenden Erwerb des Französischen als internationaler Sprache des 18. Jahrhunderts. Der Ostpreuße und Königsberger Student Karl Heinrich Rappold (1702–1753) lernte – wie und bei wem auch immer – Französisch, Italienisch und Englisch, um dann eine Reise nach Holland und England zu unternehmen, wo er sich ein Jahr lang aufhielt. „In

31 Ebd., Bd. 5, S. 51.

32 Ebd., Bd. 6, S. 174.

33 Ebd., Bd. 2, S. 97.

34 Ebd., Bd. 5, S. 165.

35 Ebd., Bd. 5, S. 31.

36 Ebd., Bd. 3, S. 287.

37 Ebd., Bd. 4, S. 320.



England gefiel es ihm so wohl, dass er [...] fast Sinnes war, daselbst zu bleiben [...].<sup>38</sup> Von 1731 an hielt er als Privatdozent an der Universität Königsberg bis zu seinem Tode philosophische, mathematische, lateinische und englische Kollegs. Zugleich war er 1731 Englischlehrer am Königsberger Friedrichskolleg, und er publizierte im gleichen Jahr in Königsberg eine Bearbeitung der 1653 in Oxford gedruckten Grammatik von John Wallis *Tractatus de loquela seu sonorum formatione grammatico-physicus et Grammatica linguae anglicanae*. Christian Jakob Kraus (1753–1807) aus Osterode (Ostpreußen), nach seiner Berufung 1781 auf ein Ordinariat der Praktischen Philosophie und der Kameralwissenschaften an der Universität Königsberg einer der engsten Tischgenossen Kants, las in seinen Königsberger Studienjahren nach 1770 mit Johann Georg Hamann (1730–1788), der ihn in sein Haus aufgenommen hatte, englische und italienische Werke und begeisterte sich für die englischen Verhältnisse. In seinem ersten Königsberger Semester kündigte er „ein englisches Kollegium“ über Shakespeare, morgens von 6 bis 7 Uhr, an. Kraus erwähnt in seiner Biographie, dass es nach 1770 in Königsberg an Lehrern des Englischen fehlte.<sup>39</sup> Als 1789 der designierte Rektor des Königsberger Friedrichskollegs, Christian Riedell, einen Plan einreichen musste, wie er die Schule wieder in Aufnahme bringen wolle, legte er besonderen Wert auf den Ausbau der Sprachen Französisch, Englisch und Italienisch, „weil doch jeder Mensch hauptsächlich für sein Zeitalter lebt und mit seinen Zeitgenossen in der nächsten Verbindung steht“.<sup>40</sup>

Der Königsberger Sprachunterricht strahlte auch in andere Regionen Deutschlands aus: So war der spätere Nürnberger Sprachmeister des Französischen, Italienischen, Englischen und Spanischen Johann Ludwig Fro(h)werk, dort bezeugt für die Zeit von etwa 1768 bis zu seinem Tode 1786, seit 1747 Zögling des Königsberger Kneipphöfischen Gymnasiums gewesen, und er hatte in Königsberg studiert. Nach Nürnberg gelangte er über Polen, Schlesien, Mähren, Ungarn und Wien.<sup>41</sup> Vielleicht hatte er seine Sprachkenntnisse in Königsberg als Teil seiner Ausbildung erworben.

38 Ebd., Bd. 4, S. 8. – Zitat: Friedrich Carl Gottlob HIRSCHING, *Historisch-literarisches Handbuch berühmter und denkwürdiger Personen, welche in dem 18. Jahrhunderte gestorben sind*, Bd. 9, 1. Abteilung, Leipzig 1806, Artikel Karl Heinrich Rappold.

39 SCHRÖDER, *Lexikon* (wie Anm. 2), Bd. 3, S. 56f.

40 Ebd., Bd. 6, S. 177. – Zitat: P. SCHWARTZ, *Die Gelehrtenschulen Preußens unter dem Oberschulkollegium 1787–1806 und das Abiturientenexamen* (*Monumenta Germaniae Paedagogica* 46), Bd. 1, Berlin 1910, S. 232f.

41 SCHRÖDER, *Lexikon* (wie Anm. 2), Bd. 2, S. 122. – Vgl. auch GLÜCK/HÄBERLEIN /SCHRÖDER, *Mehrsprachigkeit* (wie Anm. 18), S. 430.

### 2.3 Litauisch

In Königsberg bestand ein polnisches Elementarschulwesen und auch ein zumindest rudimentäres Schulwesen in der Nachbarsprache Litauisch, getragen von sogenannten Präzektoren, Geistlichen, die als *Magistri scholarum* fungierten und auch fähig waren, in der Sprache zu predigen. Entlang der litauischen Grenze und im nord-östlichen Ostpreußen verfügten auch kleinere Städte über eine solche Infrastruktur. Als Beispiel für einen Präzektor im Grenzland mag der Theologiestudent Christoph Gorkewicz dienen, der 1704 die Regierung von Preußen in Königsberg bat, die Tilsiter Jugend in der polnischen, deutschen und litauischen Sprache unterweisen zu dürfen. Sollte dies nicht möglich sein, so möge man ihn zum Kollega und Lehrer dieser Sprachen an der Tilsiter Lateinschule bestellen. Tilsit, unmittelbar an der litauischen Grenze gelegen, hatte damals etwa 5000 Einwohner. Zu jenem Zeitpunkt war Gorkewicz – nach eigener Aussage – bereits Expektant für das Rektorat der polnischen Schule in Königsberg. Ihm wurde erlaubt, als freier Schulmeister in Tilsit tätig zu bleiben, allerdings fand seine Schule allem Anschein nach nicht die gewünschte Aufnahme. Seine Gehalts- und sonstigen Forderungen, etwa die einer Privilegierung, die er auch dem König selbst in Berlin präsentierte, wurden nicht erfüllt. Dies galt auch für seine 1707 geäußerte Bitte, ihm ein deutsches Präzektorat in Tilsit zu übertragen.<sup>42</sup>

In Tilsit hatte bereits 70 Jahre vor Gorkewicz ein wesentlich prominenterer Lehrer des Litauischen gewirkt, nämlich Daniel Klein (1609–1666): Klein war der Sohn eines Tilsiter Pfarrers, er studierte in Königsberg, erwarb 1636 die Magisterwürde und wurde 1637 in der Königsberger Schlosskirche ordiniert. Noch im gleichen Jahr kam er an die Litauische Kirche nach Tilsit, wo er „etliche Pfahlbürger [Bürger, die innerhalb der Stadtmauer wohnten], Fischer, Zimmerleute, Teichgräber und all das Gesinde, [...] [das] sich zur litauischen Gemeinde hält“, zu betreuen hatte. Klein galt als vorzüglicher Kenner des Litauischen. Als um die Jahrhundertmitte durch Regierungserlass den litauischen Pfarrern befohlen wurde, *eine kurze Grammaticam, und was dazugehörig, item ein Vocabular-Buch oder Dictionarium der meisten und schwersten litauischen Wörter* zu verfassen, wurde er von seinen Amtsbrüdern zur Übernahme der Aufgabe bestimmt.<sup>43</sup> 1653 erschien in Königsberg die lateinisch geschriebene

42 Ebd., Bd. 2, S. 146f.

43 V. FALKENHAHN, Zu den Anfängen der Baltistik, in: Beiträge zur Geschichte der Slawistik, hrsg. v. H. H. Bielfeldt/K. Horálek, Berlin 1964, S. 239–266, bes. S. 254ff.

*Grammatica litvanica*, ein Jahr später dann sein *Compendium litvanico-germanicum* oder *Kurze und ganz deutliche Anführung zur litauischen Sprache, wie man recht litauisch lesen, schreiben und reden soll*. In der Vorrede verteidigte Klein das Litauische durch Vergleich mit anderen Sprachen gegen die damals vorherrschende Geringschätzung. Der Widmungsteil ist mit einem lateinischen Lobgedicht des Memeler Dichters Simon Dach versehen.<sup>44</sup>

Es gibt weitere Belege für litauische Präzentoren: So wurde 1768 ein Königsberger Theologiestudent namens Reimer vom Konsitorium der Stadt Gumbinnen als litauischer Präzentor vorgeschlagen, da er dieser Sprache völlig mächtig sei<sup>45</sup>, und 1785 wurde ein Johann Gottfried Ziegler als Subrektor und litauischer Präzentor an das Gymnasium zu Gumbinnen berufen.<sup>46</sup>

Zu Beginn des 18. Jahrhunderts spielte die Universität Königsberg eine wichtige Rolle bei der Ausgestaltung des an der Universität Halle gegründeten Litauischen Seminars (*Seminarium Lithvanicum*). Das Seminar war im Gefolge der anhaltenden ökonomischen und sozialen Krise in Ostpreußen und im Memelland durch August Hermann Francke gegründet worden. Damals empfahl der Memeler Prediger J. A. Pauli neben dem studienhalber bereits in Halle weilenden Magister Johannes Richter<sup>47</sup> den in Memel geborenen, am 8. August 1724 als Theologiestudent in Königsberg immatrikulierten Friedrich Wilhelm Haack (1707–1754) als Lehrer des Litauischen. Haacks akademische Lehrer hatten entweder selbst in Halle studiert oder standen mit August Hermann Francke in Briefwechsel. Unter dem Eindruck des deplorablen Zustands, in dem sich das Land während der zweiten Inspektionsreise Friedrich Wilhelms I. 1718 befand, hatte der König verfügt, dass einer der Professoren, Lysius, gemeinsam mit August Hermann Francke Vorschläge unterbreiten solle, wie beson-

44 Das ebenfalls eingereichte Manuskript eines litauischen Gesangbuchs wurde zunächst zurückgereicht und erschien erst 1666. Von 234 litauischen Liedern und liturgischen Texten sind 38 von Klein namentlich gezeichnet. Das von der Regierung angeforderte und von Klein vorgelegte Manuskript eines litauischen Wörterbuchs ist verschollen. Eine Fassung des Manuskripts von 1718 wird in der Bibliothek der litauischen Akademie der Wissenschaften in Wilna aufbewahrt. Vgl. Helmut GLÜCK/Yvonne PÖRZGEN, *Deutschlernen in Russland und in den baltischen Ländern vom 17. Jahrhundert bis 1941. Eine teilkommentierte Bibliographie (Fremdsprachen in Geschichte und Gegenwart 6)*, Wiesbaden 2009, S. 131f. – Kleins Arbeiten haben die Grundlage geschaffen für die moderne litauische Schriftsprache. Ausgangspunkt ist der mittellitauische Dialekt. – SCHRÖDER, *Lexikon* (wie Anm. 2), Bd. 5, S. 467f.

45 Ebd., Bd. 4, S. 14.

46 Ebd., Bd. 4, S. 322.

47 Ebd., Bd. 4, S. 32; Bd. 6, S. 174f.

ders den dünn besiedelten, durch die Pest verwüsteten litauischen Kammerämtern geholfen werden könne. Haack war zum Zeitpunkt seiner Nomination bereits von dem Königsberger Oberhofprediger Quandt bei der Korrektur des litauischen Neuen Testaments gebraucht worden. Er wurde am 16.12.1727 als Dozent des Litauischen an der Hallenser Theologischen Fakultät inskribiert. Seine Arbeit *Vocabularium lithvanico-germanicum et germanico-lithvanicum, darin alle im Neuen Testament und Psalter befindlichen Wörter nach dem Alphabet enthalten sind, nebst einem Anhang einer kurzgefassten litauischen Grammatik* erschien 1730 in Halle mit einem Vorwort des Francke-Sohns Gotthilf August. Mit den Salzburger Protestanten kehrte Haack, in der Berliner Garnisonskirche ordiniert, 1732 nach Ostpreußen zurück. Hier folgte auf ein Diakonat in Gumbinnen eine 21-jährige Amtszeit als Pfarrer von Pilkallen.<sup>48</sup>

Im Verlauf des 18. Jahrhunderts sind in Königsberg mindestens drei weitere Hilfsmittel für den Erwerb des Litauischen erschienen: ein von Philipp Ruhig<sup>49</sup> (1675–1749) besorgtes *Litauisch-deutsches und deutsch-litauisches Lexikon, worinnen ein hinlänglicher Vorrat an Wörtern und Redensarten, welche sowohl in der Heiligen Schrift, als in allerlei Handlungen und Verkehr der menschlichen Gesellschaften vorkommen, befindlich ist, nebst einer historischen Betrachtung der litauischen Sprache wie auch einer gründlichen und erweiterten Grammatik* (1747) sowie, in der Ruhig-Nachfolge, ein im Jahr 1800 von dem Kantor Christian Gottlieb Mielke<sup>50</sup> (1733–1807) publiziertes *Litauisch-deutsches und deutsch-litauisches Wörterbuch, worin das vom Pfarrer Ruhig [...] ehemals herausgegebene zwar zu Grunde gelegt, aber mit sehr vielen Wörtern, Redensarten und Sprichwörtern zur Hälfte vermehrt und verbessert worden. Nebst einer Vorrede des Verfassers, des Herrn Prediger Jenisch in Berlin und des Herrn Kriegs- und Domänenrats Heilsberg, auch einer Nachschrift des Herrn Professor [Immanuel] Kant*. Beigebunden ist ein Lehrmaterial, ebenfalls von Mielke, mit dem Titel *Anfangsgründe einer litauischen Sprachlehre, worin zwar die von dem jüngern Ruhig ehemals herausgegebene Grammatik zu Grunde gelegt, aber mit starken Zusätzen und neuen Ausarbeitungen verbessert und vermehrt worden* (1800).<sup>51</sup>

Die Sprachstudien des Litauischen im Ostpreußen des 17. und 18. Jahrhunderts erklären sich – ähnlich wie die in Halle – primär aus ihrer potentiellen Karrierewirk-

48 Ebd., Bd. 5, S. 406ff.

49 Ebd., Bd. 4, S. 80.

50 Ebd., Bd. 3, S. 212.

51 Detailangaben zu den drei Publikationen bei GLÜCK/PÖRZGEN, *Deutschlernen in Russland* (wie Anm. 44), S. 137ff.

samkeit für den Schuldienst in den preußisch-litauischen Ämtern und für ein dann hoffentlich nachfolgendes Pfarramt.<sup>52</sup> Gestützt wurden sie durch eine pietistisch geprägte religiöse Überzeugung, einen daraus entspringenden missionarischen Impetus und den Willen der politisch Verantwortlichen, zumal nach der Großen Pest der Jahre 1709/10, die öffentliche Ordnung wiederherzustellen und Einnahmen in Naturalien und Geld zu erzielen.<sup>53</sup>

## 2.4 Polnisch

Der früheste namentlich bekannte polnische Schulmeister in Königsberg ist allem Anschein nach Johannes Elberus. Er wurde im Februar 1636 bestellt, um der 1634 auf dem Steindamm errichteten polnischen Schule vorzustehen; zugleich war er Präzentor an der Altstädtischen Pfarrkirche. Zu seinen Aufgaben gehörte es, die Jugend in der polnischen, deutschen und lateinischen Sprache zu unterrichten. Dafür erhielt er ein Jahresgehalt von 200 Mark sowie freie Wohnung und zwei Achtel trockenes Brennholz sowie die üblichen Akzidenzien aus der Schule selbst. Elberus wurde offenbar nach wenigen Jahren aufgrund politischer Bedenken abberufen.<sup>54</sup> Für 1667 ist ein Josef Janowski als Rektor einer Königsberger polnischen Schule bezeugt<sup>55</sup>, zwei Jahre später ist Jakob Dobrcynski Rektor der polnischen Schule auf dem Tragheim. Er wurde durch die preußische Regierung bestellt.<sup>56</sup>

52 Ein gutes Beispiel dafür ist der seit 1620 als Kantor an der Lateinschule zu Insterburg tätige Christoph Reimann. Er legte 1622 sein Amt nieder, um sich nach Darkehmen zu begeben und die litauische Sprache zu erlernen. So hoffte er, für den Kirchen- und den Schuldienst „desto brauchbarer zu werden“ (zit. nach SCHRÖDER, Lexikon [wie Anm. 2], Bd. 6, S. 167). – Rund 150 Jahre später, um 1778, unterwies Christian Gottlieb Mielke, Pfarrer zu Mehlkehmen (Ostpreußen), den späteren Inspektor der Königsberger Friedrichsschule, Karl Gotthard Kleber, im Litauischen (SCHRÖDER, Lexikon [wie Anm. 2], Bd. 3, S. 212). Mielke selbst war später als Superintendent im ostpreußischen Ragnit tätig.

53 Die Große Pest im Preußen der Jahre 1709 und 1710 hatte vor allem in Ostpreußen gewütet und hier mehr als ein Drittel der Bevölkerung dahingerafft (bis zu 250.000 Menschen). Königsberg stand unter Quarantäne; dort starben fast 10.000 Einwohner, ein Viertel der damaligen Bevölkerung. Der Bezirk Gumbinnen war am schwersten betroffen und weitgehend ausgelöscht; das Amt Insterburg allein zählte mehr als 4.500 Pestopfer. Ähnlich waren die Verluste in den Ämtern Ragnit, Tilsit und Memel. In den vier Ämtern zusammen waren mehr als 8.000 Bauernhöfe verödet. Die Landwirtschaft, der Landhandel und das Gewerbe waren zusammengebrochen.

54 SCHRÖDER, Lexikon (wie Anm. 2), Bd. 5, S. 291.

55 Ebd., Bd. 5, S. 458.

56 Ebd., Bd. 5, S. 228.

Die frühen polnischen Schulen in der Stadt scheinen nicht unbedingt einen guten Ruf gehabt zu haben, waren sie doch anders als in Danzig oder doch zumindest in stärkerem Maße als dort Einrichtungen im Bereich des städtischen Prekariats, modern ausgedrückt: soziale Brennpunkte. Nach 1680 war ein Prczialchowski Rektor der polnischen Kirchscheule.<sup>57</sup> Unter ihm hielt der schon unter seinem Vorgänger wahrnehmbare Niedergang der Schule an, so dass der angesehene Hofprediger von Sanden den Vorschlag unterbreitete, den Rektor zu entlassen und seine Stelle durch zwei Studenten aus dem Alumnat vertreten zu lassen. Gegen Ende des 17. Jahrhunderts war ein ehemaliger Karmelitermönch namens Czachory als polnischer Schulhalter auf dem Schnürlingsdamm in der Königsberger Vorstadt tätig.<sup>58</sup> Er geriet mit dem Rektor der polnischen Kirchscheule auf dem Steindamm, Jakob Prczyborowski<sup>59</sup>, in Konflikt, der behauptete, die Kirchscheule sei die einzige rechtmäßige polnische Schule der Stadt. Czachory und sein Kollege Johann Möller<sup>60</sup>, ebenfalls Karmelitermönch und Konvertit, aus Prag stammend, der eine polnische Winkelscheule im Dreikönigskrug, offenbar also in den Nebenräumen eines Wirtshauses, betrieb, entgegneten, dass die Kirchscheule nur für die Stadtteile Steindamm und Tragheim bestimmt sei und die polnisch sprechenden Kinder der Vorstadt ohne die übrigen Schulen ohne Unterricht seien. Der Rektor der Kirchscheule, Jakob Prczyborowski, beschuldigte schließlich Czachory und Möller der Hinneigung zum Katholizismus und des Verkehrs mit den Jesuiten. Angesichts des Übertritts einiger angesehener Königsberger Bürger zur katholischen Kirche und der daraufhin unter der protestantischen Bevölkerung herrschenden Unruhe erwies sich die Invektive als probates Mittel, die Konkurrenten aus dem Felde zu schlagen. Gleichzeitig reinigte sich Prczyborowski von dem Verdacht, selbst im Stillen Katholik zu sein. In einem Schreiben an die Regierung wies er darauf hin, dass „sich allhier in Königsberg Karmeliter, Piaristen, Bernhardiner und andere Ordensmönche häufig ein[finden], welche nach abgelegtem Mönchshabit unter dem falschen und betrüglichen Schafskleide in der Stadt Königsberg hin und wieder polnische Winkelschulen [...] einrichten, wodurch die Seelen der Jugend gefährdet werden.“<sup>61</sup> Da die in den polnischen Schulen unterrichteten Königsberger Kinder keineswegs Polen, sondern vielmehr polnisch-masurisch sprechende evange-

57 Ebd., Bd. 6, S. 151f.

58 Ebd., Bd. 5, S. 188.

59 Ebd., Bd. 6, S. 152.

60 Ebd., Bd. 6, S. 74f.

61 Ebd., Bd. 6, S. 152.

lische Preußen waren, galt die religiöse Orientierung der dortigen Lehrerschaft als in besonderem Maße bedeutsam. Die Obrigkeit blieb in der Folgezeit misstrauisch, und König Friedrich I. von Preußen erließ im August 1701 ein Verbot, die „polnischen Winkelschulen und die abtrünnigen Mönche von zweifelhafter Religion betreffend“.<sup>62</sup> – 1725 war ein Pilchowski Rektor der polnischen Kirchscheule.<sup>63</sup>

In den Jahren nach 1711 machte die polnische Schule auf dem Tragheim negative Schlagzeilen. Unter ihrem Rektor Paul Czachorski war die Anstalt, die bereits im letzten Viertel des 17. Jahrhunderts nur ein kümmerliches Dasein gefristet hatte, weiter abgesunken. Wie aus einem Bericht des für die Schule zuständigen Pfarrers an den Akademischen Senat hervorgeht, war der Lebenswandel des Rektors wenig vorbildlich: „Anstatt des Betens, Lobens und Dankens hört man Fluchen und Lästern. Anstatt der Information bemerkt man Schlägerei, nicht nur unter sich, sondern auch mit andern [...]. Hatte doch im vergangenen Jahr ein Unteroffizier dem Rektor durch die Lenden gestochen. Deshalb fürchten sich die Leute, ihre Kinder zur Information zu schicken, damit die Kinder kein böses Exempel erhalten.“ Erneut wandte sich die Geistlichkeit an den König; Czachorski wurde jedoch erst 14 Jahre später seines Amtes enthoben.<sup>64</sup>

Dass polnische Sprachkenntnisse in den 1770er Jahren im Königsberger Schulwesen ihren Stellenwert haben konnten, zeigt die Biographie des Stephan Wannowski, geb. 1749 als Sohn eines Predigers in Ostaszyn (Weißrussland). 1779 wurde er auf das Rektorat der Königsberger deutsch-reformierten Schule berufen, ausdrücklich unter dem Aspekt der Pflege der polnischen Sprache, die an der Schule reguläres Schulfach werden sollte. „Da die Anstalt vielfach von Schülern reformierten Bekenntnisses aus Polen besucht wurde, so hoffte man, mehr Zugang von dort zu erlangen, wenn ein Rektor, der der polnischen Sprache mächtig wäre, angestellt würde.“ Wannowski war zu diesem Zeitpunkt vermutlich als polnisch-reformierter Prediger tätig. Er erwies sich als hervorragender Pädagoge und Schulleiter.<sup>65</sup> Auch die Bestallung des ehemaligen Königsberger Studenten Jakob Drewinski (geb. 1757) als Konrektor der Provinzialschule zu Tilsit um 1780 hatte mit der Bedeutung des Polnischen, diesmal als

62 Ebd., Bd. 6, S. 153.

63 Ebd., Bd. 6, S. 136.

64 Ebd., Bd. 5, S. 187f.

65 Ebd., Bd. 4, S. 267f.

Handelsidiom, zu tun. Drewinski sollte zwei Wochenstunden Polnisch unterrichten, ausdrücklich „für die künftigen Kaufleute“; er erteilte auch Französischunterricht.<sup>66</sup>

Wie nicht anders zu erwarten, verfügte Königsberg auch über vereidigte polnische Dolmetscher, so etwa Johann Braun, der im Adresskalender für 1784 genannt und dort unter den Referendarii geführt wird.<sup>67</sup> Ein weiterer Dolmetscher aus dem gleichen Adresskalender ist Paul Grodzinsky.<sup>68</sup>

Als Druckort für Polnischlehrbücher ist Königsberg weniger prominent als Danzig, doch es gibt eine Reihe von frühen Publikationen. Schon 1558, 1563, 1571, 1577, 1590 und 1595 – und damit früher als in Danzig (1607) – erscheinen Ausgaben des 1539 von dem Krakauer und Wiener Drucker Hieronymus Wietor<sup>69</sup> (gest. 1546) verlegten polnisch-deutschen Vokabulariums unter Titeln wie *Wokabularz rosmaitych Sentency y potrzebnych, Polskim y Niemieckim Młodziencom na pożytek teras zebrany. Ein Vokabular mancherlei schönen und notwendigen Sentenzien, der polnischen und deutschen Jugend zu Nutz zusammengetragen* (1571). Aus späterer Zeit zu nennen sind etwa die *Polnische Grammatik mit beigefügter Lehre vom Unterschiede der Polonismorum und Germanismorum* (1750) von Christian Friedrich Müller<sup>70</sup> oder die Arbeiten des Danziger polnischen Predigers und Lehrers des Polnischen am Danziger Gymnasium, Christoph Coelestin Mrongovius<sup>71</sup>, die nach 1794 und bis ins 19. Jahrhundert hinein in Königsberg erscheinen.

## 2.5 Jiddisch

Dank eines ausgeprägten jüdischen Lebens und selbstverständlichen Miteinanders gehörten in Königsberg auch Formen des Hebräischen und das Jiddische zu den Sprachen, die das Interesse der Mehrheitsgesellschaft fanden. 1746 wurde der aus Pommern stammende Georg David Kypke (1724–1779) als Extraordinarius der orien-

66 Ebd., Bd. 5, S. 252.

67 Ebd., Bd. 5, S. 107.

68 Ebd., Bd. 5, S. 396.

69 Das Buch findet seinen Widerhall auch im niederdeutsch-russischen Gesprächsbuch von Tönnies Fonne (Fenne) (Pskov 1607). Zu Tönnies Fenne (Fonne) vgl. SCHRÖDER, ebd., Bd. 5, S. 316ff. – Zu Wietor vgl. SCHRÖDER, Lexikon (wie Anm. 2), Bd. 6, S. 309ff., speziell zu seinen polnischen Gesprächsbüchern siehe GLÜCK/SCHRÖDER, Deutsch lernen in den polnischen Ländern (wie Anm. 5), S. 105ff.

70 GLÜCK/SCHRÖDER, ebd., S. 86.

71 SCHRÖDER, Lexikon (wie Anm. 2), Bd. 6, S. 93f. – Vgl. auch GLÜCK/SCHRÖDER, ebd., S. 105ff.



talischen Sprachen an die Königsberger Universität berufen. Er hatte in Königsberg und Halle studiert. Gleichzeitig erfolgte seine Zulassung als Übersetzer für die Sprachen Hebräisch und Jiddisch. 1755 wurde er zum Ordinarius ernannt, im gleichen Jahr erhielt er auch die Inspektion über die Synagoge.<sup>72</sup> Als 1756 der Proselyt Christian Gottfried Seligmann (1717–1780, ehemals als Jakob Hirsch Rabbi und Lehrer der Prager Talmud-Schule)<sup>73</sup> vom Magistrat als vereidigter Übersetzer für die genannten Sprachen bestellt wurde, richtete Kypke ein Schreiben an das Staatsministerium, in dem er auf seine bisherigen Funktionen und guten Dienste hinwies und bat, die von ihm angefertigten Übersetzungen ohne weitere Prüfung durch Seligmann als gültig anzusehen. Das Ministerium entsprach Kypkes Bitte; offenbar waren in der Folgezeit beide Sprachmittler nebeneinander tätig. Kypke ist noch für 1767 als Übersetzer nachweisbar. Seligmann hatte zwischenzeitlich in Königsberg Philosophie und Mathematik studiert, und er war gleichzeitig als Privatdozent für Judaistik sowie als Lehrer am Friedrichskolleg tätig. 1760 erhielt er eine Anstellung als Landmesser beim Baudezernat der Stadt; seinen Zeitgenossen galt er als redlich und rechtschaffen. Nach seinem Tode wurde 1780 der Proselyt Franz Kaspar Monti vom Magistrat für die Neubesetzung der Stelle vorgeschlagen. Die Regierung lehnte den Vorschlag ab: Monti besitze nicht die erforderliche Kenntnis des Deutschen.<sup>74</sup> Für 1786 ist Salomon Jonas als Übersetzer aus dem Hebräischen und Jiddischen in Königsberg bezeugt. Ob die beiden letztgenannten auch Sprachunterricht erteilt haben, bleibt fraglich.<sup>75</sup>

Das Königsberger Judentum strahlte auch in andere Teile des deutschen Raumes aus. Ein Beispiel dafür ist Karl Wilhelm Friedrich, eigentlich Isaak Jakob (geb. um 1740), ein um 1776 zum Protestantismus konvertierter Jude. Er lernte in Königsberg und Nancy Französisch und ließ sich um 1780 in Prenzlau nieder, wurde jedoch von den dort ansässigen Juden des Glaubenswechsels wegen gemieden. Daraufhin übertrug ihm der Stadtrat 1783 die seit 1773 vakante Sprachmeisterstelle an der Großen Stadtschule. Friedrich ging 1797 nach Stettin. Er ist der Verfasser eines 1784 in Prenzlau erschienenen Lehrmaterials *Unterricht in der Judensprache und Schrift zum Gebrauch für Gelehrte und Ungelehrte*.<sup>76</sup> Als Begründung für seine Arbeit gibt Friedrich im Vorwort an, deutsche Freunde hätten ihn auf den Gedanken gebracht, seine Spra-

72 SCHRÖDER, Lexikon (wie Anm. 2), Bd. 5, S. 477f.

73 Ebd., Bd. 6, S. 235f.

74 Ebd., Bd. 6, S. 79.

75 Ebd., Bd. 5, S. 462.

76 Ebd., Bd. 2, S. 117; Bd. 5, S. 348f.

che darzustellen: „‘Es ist eine wahre Schande‘, sagten sie, ‘dass wir Christen eine Nation, mit welcher wir täglich umgehen und Verkehr haben, nicht verstehen sollen, sobald sie untereinander ihre jüdisch-deutsche Sprache anstimmen, da sie doch unsere Muttersprache selbst sprechen.“<sup>77</sup> Das Buch ist mit Privileg des Königs von Preußen gedruckt und dem Justizminister Karl Abraham von Zedlitz (1731–1793) gewidmet.

Ein weiterer prominenter Königsberger Jude war der 1756 in Kopenhagen geborene Isaak Abraham Euschel<sup>78</sup> (1756–1804). Während seiner Königsberger Studienzeit nach etwa 1782 verdiente er seinen Lebensunterhalt als Erzieher der Söhne Meyer Friedländers, eines Bruders des Seidenfabrikanten und Mitinitiators der jüdischen Aufklärung in Preußen David Friedländer (1750–1834), der Schüler und Freund Moses Mendelssohns (1729–1786) war. Euschel war mit Immanuel Kant (1724–1804) befreundet und sein Schüler. Er wurde im Oktober 1786 von der Universität vorgeschlagen, um den damals für das Amt eines vereidigten Übersetzers aus dem Hebräischen und Jiddischen vorgeschlagenen Schutzjuden Simon Zacharias aus dem Feld zu schlagen; letzterer wurde vom Ältesten der Königsberger jüdischen Gemeinde favorisiert.<sup>79</sup> In späteren Jahren war Euschel als Geschäftsmann, Druckereidirektor und Direktor der Jüdischen Freischule in Berlin tätig. Durch ihn und seine Förderer wurde Königsberg zu einem Ausgangspunkt der Judenemanzipation in Deutschland. Ob Euschel selbst Unterricht im Jiddischen erteilt hat, ist nicht bekannt.

## 2.6 Ein zweiter Ausblick

Das Königsberger Sprachenkaleidoskop lässt zunächst einmal die Bedeutsamkeit der Nachbarsprachen Polnisch und Litauisch erkennen, Sprachen, die man lernte, um einen Alltag zu meistern, in dem ein hohes Maß an gesellschaftlicher und individueller Mehrsprachigkeit gegeben war und der damit weniger monolithisch deutsch ablief, als es der deutsche Nationalismus des 19. und 20. Jahrhunderts später wahrhaben wollte. Daneben wurden die „klassischen“ modernen Fremdsprachen deutscher Hansestädte, Französisch, aber auch Italienisch und Englisch, und in einzelnen Fällen mit Sicherheit auch Niederländisch erworben, obwohl für letztere Sprache die konkreten Belege bisher fehlen, was aber auch mit der späten „Geburt“ dieser National-

77 Ebd., Bd. 5, S. 349 (zit. nach Herbert E. BREKLE et al., *Bio-bibliographisches Handbuch zur Sprachwissenschaft des 18. Jahrhunderts*, Bd. 3, Tübingen 1994, S. 138–142).

78 SCHRÖDER, *Lexikon* (wie Anm. 2), Bd. 5, S. 307f.

79 Ebd., Bd. 6, S. 319.

sprache und ihrer engen Verwandtschaft zum Niederdeutschen zu erklären sein mag. Jiddisch war (neben Türkisch in der Donaumonarchie) der Exot unter den modernen Sprachen des 17. und 18. Jahrhunderts im deutschsprachigen Raum, und Königsberg hatte eine stattliche und gut vernetzte jüdische Minderheit. Eine Brücke zur jüdischen Kultur schuf der Hebräischunterricht der Gymnasien und der Königsberger theologischen Fakultät; in den 1750er und 1760er Jahren war das Fach Judaistik durch einen Privatdozenten (Seligmann bzw. Jakob Hirsch) vertreten. Belege für einen planvollen Erwerb des Jiddischen durch Nichtjuden fehlen allerdings, auch wenn Lehr- und Lernmittel vorhanden waren und ein solcher Erwerb, etwa in Handelskreisen, aber auch mit theologischem Hintergrund, durchaus angezeigt gewesen wäre.<sup>80</sup>

### 3. Lettland: Riga und Mitau (Jelgava)

Das Miteinander der Sprachen und, damit verbunden, die gestufte Mehrsprachigkeit der städtischen Eliten, aber auch weiterer Kreise, setzen sich ins Baltikum hinein fort. Im lettischen und estnischen Bereich verschieben sich die Gewichte allerdings insofern, als einerseits das Russische politisch eine größere Rolle spielte und die Nachbarsprache Schwedisch deutlicher vorhanden war, und andererseits die konsequente Hebung der Nationalsprachen Lettisch und Estnisch (Standardisierung, Erhebung zu Schriftsprachen) in zunehmendem Maße als identitätsstiftend und daher als politisch bedeutsam gesehen wurde. Von entsprechenden Bemühungen, das Litauische betreffend, war oben schon die Rede. Formen des natürlichen Spracherwerbs dominierten, doch auch der Bereich der Privaterziehung und des öffentlichen Unterrichts bot ein breites Sprachenangebot. Das Dolmetscherwesen blühte seit dem Mittelalter: Riga liefert in Gestalt des Tolken Philipp (1212) einen der ältesten Belege überhaupt für die Existenz eines Sprachmittlers im baltischen Raum.<sup>81</sup>

<sup>80</sup> Immerhin ist Jiddischunterricht für die Universität Leipzig im 18. Jahrhundert bezeugt. Vgl. dazu Konrad SCHRÖDER, *Linguarum Recentium Annales*, Bd. 4, Augsburg 1985, S. 106, Eintrag Nr. 350, sowie S. 316, Eintrag Nr. 383. Vgl. auch Konrad SCHRÖDER, *Wahre Exoten? Die weniger gelernten Fremdsprachen der frühen Neuzeit: Eine Tour d'Horizon*, in: *Lehren und Lernen fremder Sprachen zwischen Globalisierung und Regionalisierung. Symposium zum 70. Geburtstag von Herbert Christ (Gießener Beiträge zur Fremdsprachendidaktik)*, hrsg. v. Lothar Bredella/Franz-Joseph Meißner, Tübingen 2001, S. 95–117, bes. S. 102.

<sup>81</sup> SCHRÖDER, *Lexikon* (wie Anm. 2), Bd. 6, S. 134. – Philipp war Lette; er wurde am Hof des Bischofs Albert zu Riga erzogen und zum Dolmetscher herangebildet.

Lettland verfügte über zwei bedeutende Bildungszentren: das hansisch-kaufmännisch geprägte Riga mit seiner Domschule und das eher adlig geprägte Mitau (Jelgava), die Hauptstadt von Kurland, mit seinem Akademischen Gymnasium, der Academia Petrina, von Riga nur 44 Kilometer entfernt. Die Lehrerschaft der Rigaer Domschule umfasste stets auch solche Mitglieder, die Kenntnisse und Fähigkeit gehabt hätten, neusprachlichen Unterricht zu erteilen, auch wenn sie für andere Fächer angestellt waren. Solche Lehrstunden hätten als „Privata“ außerhalb des Lehrplans oder sogar als zu honorierende „Privatissima“ stattgefunden; der Übergang zur „Sprachmeisterei“ war stets fließend. Ein Beispiel in diesem Zusammenhang ist der aus Hamburg stammende Johann Heinrich Beuthner (1693–1731), der seit 1717 als Musikmeister an der Domschule tätig war, jedoch bereits während seines Studiums in Jena ein Unterrichtsmaterial *Kurz und gut, oder Handleitung zur italienischen Sprache, nebst einigen miscellaneis italicis* (Jena 1713) veröffentlicht hatte.<sup>82</sup>

### 3.1 Französisch in Riga

Französisch war im 18. Jahrhundert neben Deutsch die wohl wichtigste Sprache an der Rigaer Domschule. Zu den Französischlehrern gehörte nach 1764 mit hoher Wahrscheinlichkeit auch Johann Gottfried Herder (1744–1803), der im Jahr zuvor die Fächer Griechisch, Hebräisch, Französisch und Mathematik am Friedrichskolleg zu Königsberg unterrichtet hatte.<sup>83</sup> Später war Herder eine Zeit lang als Prediger an zwei Hauptkirchen Rigas tätig. – Schon für die 1730er Jahre ist an der Domschule ein Sprachmeister des Französischen namens Hermet bezeugt. Unter seiner Leitung führten am 9. Februar 1730 sieben Scholaren der Schule mit Erlaubnis der Obrigkeit die Komödie „Le médecin malgré lui“ von Molière auf.<sup>84</sup> Der 1755 auf das Rektorat der Domschule berufene Johann Gotthelf Lindner aus Stolpe, zuvor in Königsberg als Hofmeister und Hilfslehrer des Französischen und anderer Fächer am Friedrichskolleg tätig, unterrichtete die Sprache täglich privatim. 1765 kehrte er nach Königsberg zurück.<sup>85</sup> Auch sein Nachfolger, Gottlieb Schlegel, Rektor von 1765 bis 1780, unter-

82 Ebd., Bd. 1, S. 57.

83 Ebd., Bd. 2, S. 209ff.

84 G. SCHWEDER, Die alte Domschule und das daraus hervorgegangene Stadt-Gymnasium zu Riga, 1. Teil, 1211–1804, 2. Aufl. Riga, Moskau 1910, S. 33.

85 SCHRÖDER, Lexikon (wie Anm. 2), Bd. 3, S. 126.

richtet „die Anfänger und Fortgehenden in der französischen Sprache“.<sup>86</sup> – Auch an der Reformierten Gemeindeschule zu Riga wurde im Verlauf des 18. Jahrhunderts mitunter Französischunterricht erteilt, so etwa durch den Sprachmeister Pierre Didier aus Frankreich. Er gab 1731 seine Stellung an der Schule auf, blieb aber offenbar bis zu seinem Tode 1742 in der Stadt.<sup>87</sup>

### 3.2 Russisch in Riga

Die Domschule verfügte seit 1771 über einen besonderen Russischlehrer, Vasilij Petin. Sein stattliches Jahresgehalt betrug 300 Reichstaler. Für die Übersiedelung nach Riga hatte er 50 Taler Reisegeld erhalten, und auch eine Wohnung mit wenigstens drei Zimmern war Bestandteil des Anstellungsvertrags. Dafür sollte Petin zusätzlich im Waisenhaus, wo sich die Wohnung befand, Russisch unterrichten. Die Zuwendungen zeigen, dass der Russischunterricht politisch gewollt war: Lettland war seit 1721 russische Provinz, und Russisch in den 1770er Jahren an der Domschule obligates Fach. Von jedem Schüler der vier Oberklassen der Schule sollte für den Russischunterricht vierteljährlich ein halber Reichstaler entrichtet werden. Petin war bis 1776 an der Domschule tätig.<sup>88</sup> Im Januar 1775 wurde als Teil des Schulactus erstmals eine russische Primanerrede gehalten.<sup>89</sup>

Seit März 1777 war Johann Heckert<sup>90</sup> aus Stralsund Lehrer des Russischen an der Domschule. Seine Biographie und seine Arbeiten zeigen die so ganz andere polyglotte Vernetzung manches baltischen Sprachlehrers. Heckert war zuvor als Lehrer der schwedischen Sprache in St. Petersburg sowie beim Adligen Seekadettenkorps zu Kronstadt tätig gewesen. In den 1760er Jahren hatte er 14 Dialoge aus der 1689 in Berlin erschienenen *Nouvelle Grammaire Royale Française* des J. Robert Des Pepliers<sup>91</sup> ins Schwedische und Russische übersetzt. Diese Dialoge hatte er dann in seine russische Übersetzung und Bearbeitung der 1769 in Uppsala erschienenen *Schwedischen Grammatik* des Abraham Sahlstedt eingefügt. Die Arbeit erschien unter dem

86 SCHWEDER, Domschule (wie Anm. 82), S. 40.

87 SCHRÖDER, Lexikon (wie Anm. 2), Bd. 2, S. 26.

88 Ebd., Bd. 3, S. 315f.

89 SCHWEDER (wie Anm. 82), S. 40.

90 SCHRÖDER, Lexikon (wie Anm. 2), Bd. 2, S. 194.

91 Es handelt sich dabei um eines der erfolgreichsten Lehrwerke des ausgehenden 17. und des 18. Jahrhunderts. Zu J. Robert Des Pepliers vgl. ebd., Bd. 2, S. 21f.; Bd. 5, S. 221.

Titel *Svedskaja Grammatika* 1775 in St. Petersburg.<sup>92</sup> Heckerts Nachfolger als Sprachmeister des Russischen am Domgymnasium war 1784 Johann Heinrich Oldekopp<sup>93</sup>; 1790 unterrichtete Martin Michailow Russisch an der Schule<sup>94</sup>; in den Jahren nach 1790 war ein Le Clerk der Russischlehrer für die unteren Klassen. Er unterrichtete auch an der zeitweilig mit der Rigaer Domschule als unterster Klasse verbundenen Jakobsschule.<sup>95</sup>

Ein herausragender Lehrer des Russischen in Riga in den 1770er Jahren war Jakob Rodde<sup>96</sup> (gest. 1789), im Hauptamt „Sekretär und Translateur eines Hochedlen Rats der russisch-kaiserlichen Stadt Riga“. Rodde war 1717 mit Erlaubnis des Zaren Peters des Großen, dessen schwedischer Gefangener er war, nach Halle gegangen, um Theologie zu studieren. In Halle hatte er von 1717 bis 1719 innerhalb der Theologischen Fakultät Russischunterricht erteilt. 1773 veröffentlichte er in Riga seine *Russische Sprachlehre zum Besten der deutschen Jugend*.<sup>97</sup> Das Werk lehnt sich eng an die *Rossijskaja Grammatika* des Michail Vasil'evič Lomonosov (1711–1765) an, wie Rodde im Vorwort zur 1. Auflage ausdrücklich bemerkt: Er habe die Grammatik Lomonosovs „zum Schulgebrauche bequemer zu machen gesucht. Denn da allhier in Riga durch die weise stadtväterliche Veranstaltung eines hochedlen Rats bei der Domschule ein besonderer Lehrer der russischen Sprache verordnet ist und auch in anderen Städten hiesiger Provinzen dergleichen Lehrer bestellt sein sollen: so ist eine kurzgefasste russische Grammatik hiesigen Orts von der größten Notwendigkeit.“<sup>98</sup> Aus einer Passage im Vorwort zur 2. Auflage geht hervor, dass der erste Druck sehr schnell vergriffen war, wobei ein nicht geringer Teil der Bände in Deutschland verkauft wurde.

Wahrscheinlich ist Rodde auch der Herausgeber einer 1778 in Riga erschienenen zweisprachigen Ausgabe der älteren, 1749 in St. Petersburg bei der dortigen Akademie der Wissenschaften erschienenen Sammlung *Dialogues domestiques, Gespräche von Haussachen, Domašnie Razgovory, Colloquia domestica*, die später Bestandteil der 4. Auflage der *Russischen Sprachlehre* wurde. Darüber hinaus ist Rodde der Betreuer, wenn nicht der Bearbeiter, eines 1784 in Riga erschienenen zweibändigen *Rossijskoi*

92 Ebd., Bd. 4, S. 81.

93 Ebd., Bd. 3, S. 265.

94 Ebd., Bd. 3, S. 212.

95 Ebd., Bd. 3, S. 104.

96 Ebd., Bd. 4, S. 42f.

97 2. Aufl. 1778, 3. Aufl. 1784, 4. Aufl. 1789, Nachdruck der Auflage von 1773: München 1982.

98 Jakob RODDE, *Russische Sprachlehre*, 1773, Vorrede, S. 3 (unpaginiert).

*Leksikon' po alfavitu. Deutsch-russisches Wörterbuch.*<sup>99</sup> Der bedeutende Kenner Russlands und des Baltikums Hartwig Ludwig Christian Bacmeister (1730–1806), Student in Göttingen und von 1766 bis 1778 Inspektor des Sankt Petersburger Akademischen Gymnasiums<sup>100</sup>, hat Roddes Arbeiten positiv gewürdigt.

Gegen Ende des 18. und im beginnenden 19. Jahrhundert war Riga neben Moskau und Leipzig Druckort für das Œuvre des an der Universität Moskau zunächst als Lektor der deutschen Sprache wirkenden, aus Braunschweig stammenden Johann Heym (1759–1821). In Riga erschienen 1794 seine *Russische Sprachlehre für Deutsche* und das zugehörige *Russische Lesebuch* (spätere Ausgabe des Lesebuchs Riga 1805), in den Jahren 1795 und 1796 wurde Heyms *Deutsch-russisches und russisch-deutsches Wörterbuch* in Riga verlegt (spätere Ausgabe Riga 1801).<sup>101</sup>

### 3.3 Polnisch in Riga

Polnisch gehörte in Riga offenbar zu den weniger gelernten Sprachen, zumindest im Verlauf des 18. Jahrhunderts. Auch an der Domschule gab es damals allem Anschein nach keine offizielle Gelegenheit, die Sprache zu lernen. Für das ausgehende 17. Jahrhundert ist allerdings ein Stanislaus Johann Malczowski als polnischer Übersetzer und öffentlicher Notar beim Rat zu Riga bezeugt. Er ist auch als verordneter polnischer Sprachmeister in der Stadt tätig geworden, betrieb offenbar eine polnische Schule und hat eine große Anzahl von polnischen Lehrmaterialien verfasst, die neben den „normalen“ Facetten auch handelsorientierte Texte bieten, so etwa eine *Vollständige polnische Grammatica nebst einem kleinen Dictionario in der deutschen und polnischen Sprache* (Riga 1680), ein Lehrbuch *Die rechte Anführung der Jugend oder Der rechte und gründliche Weg zu der polnischen Sprache [...] Nicht allein für einen und jeden, der die Sprache aus dem Grunde lernen und fassen soll, sondern auch in Sonderheit zur Unterrichtung derer, welche der Sprache wegen von hier nach Polen verschickt werden, da sie doch keinen Grund der Sprache daselbst lernen [...]* (Riga 1680), ein Vokabular *Der Jugend zu*

99 Das russische Titelblatt bezeichnet Rodde als Herausgeber. Das Werk geht wohl auf den Extraordinarius bei der Kaiserlichen Universität zu Moskau Franz Hölderhof (Geltermog) (1778) zurück. Vgl. dazu GLÜCK/PÖRZGEN, *Deutschlernen in Russland* (wie Anm. 44), S. 182f. – Zu Hölderhof, seinen estnischen Verbindungen, seiner Deportation nach Kasan und seiner Dozentenzeit in Moskau vgl. SCHRÖDER: *Lexikon* (wie Anm. 2), Bd. 5, S. 445f.

100 SCHRÖDER, *Lexikon* (wie Anm. 2), Bd. 5, S. 34ff.

101 Ebd., Bd. 2, S. 226f.; Bd. 5, S. 441f.

*Nutz deutsches und polnisches vermehrtes und verbessertes Vokabularium [...] (Riga 1681, 2. Auflage Riga 1688, 3. Auflage 1719) und ein Gesprächsbuch Die deutschen und polnischen Dialogi, das ist Sehr nützliche Gespräche (Riga 1684). Eine spätere Auflage des letztgenannten Werkes (Riga 1697) weist im Untertitel besonders auf die merkantile Zielsetzung hin: Es handelt sich um Gespräche, darinnen alle Waren, wie sie hiesiger Orten in Kauf und Verkauf täglich vorkommen, nebst einigen nützlichen Komplimenten und Kaufmannsbriefen, wie auch Kontakten und Obligationes, nach dem polnischen Handel eingerichtet, enthalten.* Malczowski ist 1699 letztmals bezeugt.<sup>102</sup> Von Interesse ist der von Malczowski gegebene Hinweis, dass es auch in Riga in Handelskreisen üblich war, die nachwachsende Generation zum Sprachenlernen in ein befreundetes Handelskontor ins Ausland zu schicken, anstatt sie bei den lokalen Sprachmeistern unterweisen zu lassen. Dagegen wehrten sich die Sprachlehrer vor Ort mit dem Argument, dass derartige Sprachstudien im Ausland nicht effizient seien.<sup>103</sup>

### 3.4 Englisch in Riga

Das Englische hielt spätestens 1785 an der Domschule Einzug. Lehrer war Johann Georg Rievethal (1754–1818) aus Köslin, Zögling des Friedrichskollegs zu Königsberg. Rievethal war zuvor als Privaterzieher in adligen Familien Lettlands tätig gewesen. An der Domschule rückte er bereits 1786 zum Konrektor auf, von 1798 bis 1802 war er zugleich als Kustos der Stadtbibliothek tätig. In späteren Jahren wirkte er als Gouvernementssekretär und Kollegiensekretär. Er hat eine Reihe von Unterrichtsmaterialien für das Englische und Französische publiziert, so etwa *Lectures intended for the Instruction and Amusement of Young People Who Apply Themselves to the English Tongue* (3 Bde., Riga 1792–1794), *Historical and Moral Miscellanies* (Riga 1794) und *Deutsches Übersetzungsbuch für diejenigen, welche die englische Sprache erlernen* (Riga 1797). Das Übersetzungsbuch erschien auch unter dem Titel *Deutsches Lesebuch für*

102 Ebd., Bd. 3, S. 146ff. Hier sind auch weitere Publikationen Malczowskis verzeichnet. GLÜCK /SCHRÖDER, *Deutschlernen* (wie Anm. 5), S. 57f., 62f., 67, liefern zu einigen Publikationen ausführlichere Kommentierungen.

103 Zur Kritik an den frühen Formen der Sprachreise vgl. Konrad SCHRÖDER, *Der Iter Litterarius als sprachliche und kulturelle Grenzüberschreitung. Zu den fremdsprachendidaktischen Aspekten der Auslandsreise*, in: *Sprachliche Aspekte des Reisens*, hrsg. v. Matthias Schulz (wie Anm. 18), S. 169–184, bes. S. 175ff.



*Engländer, welche die deutsche Sprache erlernen.*<sup>104</sup> Gleichzeitig erteilte der auf Herders Betreiben 1780 als Rektor an die Domschule berufene Gießener Privatdozent Karl Philipp Michael Snell (1753–1806) privatim Englischunterricht an junge Rigaer Kaufleute, einen Unterricht, der von Zeitgenossen als besonders einträglich eingestuft wurde. Auch Snell unterrichtete junge Engländer im Deutschen. 1787 kehrte er nach Hessen zurück.<sup>105</sup>

### 3.5 Lettisch in Riga

Ähnlich wie die Bemühungen um das Litauische als Schul- und Predigtsprache in den litauischen Ämtern Preußens sind auch die frühen Arbeiten zur lettischen Sprache eng mit der Hebung der Volksbildung, mit der christlichen Verkündigung, mit der Gewinnung nationaler Identität, aber durchaus auch mit kirchlichen Karrieren verknüpft: Die aus dem deutschen Raum zuwandernden Lehrer und Pfarrer mussten die Sprache lernen, um von ihren Gemeinden verstanden zu werden und ihr Vertrauen zu gewinnen, und deutschstämmige Pfarrer halfen ihnen dabei, indem sie entsprechende Hilfsmittel schufen. Viele der einschlägigen Publikationen haben Bezug zum kirchlichen Leben, wobei neben die Grammatiken und Wörterbücher auch Erbauungsschriften und Sammlungen von Kirchenliedern traten. Dass die so entstehenden sprachlichen und kulturellen Brücken zum Lettischen auch breiter genutzt werden konnten, etwa von Kaufleuten und Gewerbetreibenden, versteht sich von selbst.

Die früheste grammatische Darstellung des Lettischen ist die 1644 in Riga erschienene *Manuductio ad linguam lettonicam facile [...] [et] certa monstrata* des Johann Georg Rehehusen, Pfarrer zu Kokenhusen (Koknese, seit 1636) und Ascheraden (Aizkraukle, seit 1644). Im Vorwort sagt Rehehusen, dass das Werk als Manuskript schon 14 Jahre vor der Drucklegung manchem Deutschen geholfen habe, „mit Nutz und Ruhm“ der Kirche zu dienen.<sup>106</sup> Allerdings ist die nur 17 Seiten umfassende Arbeit in vieler Hinsicht unbefriedigend.

104 SCHRÖDER, Lexikon (wie Anm. 2), Bd. 4, S. 35f. – Rievethals Publikationen sind aufgelistet bei Konrad SCHRÖDER, Lehrwerke für den Englischunterricht im deutschsprachigen Raum 1665–1900. Einführung und Versuch einer Bibliographie, Darmstadt 1975.

105 Ebd., Bd. 4, S. 163ff.

106 Ebd., Bd. 6, S. 166f. – Neudruck, hrsg. v. A. Bielenstein (Magazin der Lettisch-literarischen Gesellschaft 20), Mitau 1901. Faksimile-Ausgabe, hrsg. v. Trevor G. Fennell unter dem Titel *The First*

Ein weiterer früher Förderer des Lettischen war Liborius Depkin (1652–1708). Er stammte aus einem lettischen Pfarrhaus, aus Sissegall (Madliena), studierte in Rostock, Helmstedt und Leipzig und erhielt 1680 einen Ruf auf das Rektorat der Rigauer Domschule, den er offenbar ablehnte. Es folgte eine Zeit als Prediger in Lemsal (Limbaži), bevor er 1690 als Pastor an der Johanniskirche zu Riga tätig wurde. Depkin publizierte 1705 in Riga ein *Wörterbüchlein, wie etliche gebräuchliche Sachen auf Deutsch, Schwedisch, Polnisch und Lettisch zu bezeichnen sind*, eine Bearbeitung des von Georg Dressel 1688 vorgelegten *Vocabularium in vier Sprachen*. Darüber hinaus arbeitete er an einer lettischen Bibelübersetzung mit; ein von ihm begonnenes lettisches Wörterbuch ist unfertiges Manuskript geblieben.<sup>107</sup> Bereits 1704 hatte er einen „Vortrag“ dazu ohne Jahresangabe in Riga drucken lassen: *Vortrag zu einem längst gewünschten lettischen Wörterbuche, mehrenteils aller derer Wörter, so in der lettischen Bibel und allen andern in der lettischen Sprache ausgefertigten Büchern befindlich sind und aus genauer Nachfrage der lettischen Sprachkundigen haben angeschafft werden, auch immer mehr in derselben Sprache, sowohl in Kurland als auch in Livland, gebräuchlich sein können, welches dann mit göttlicher Hilfe künftigen Johannis unter die Presse zu geben gesonnen, inzwischen aber auch durch diesen Vortrag geübterer und gelahrterer Leute Sinnen zur Kommunikation ihres geneigten Beitrags aufmuntern und erbitten wollen.*<sup>108</sup> – Georg Dressel, Pastor zu Pinkenhof (Piņķi Riga) unweit Riga gegen Ende des 17. Jahrhunderts, ist auch der Verfasser einer *Ganz kurzen Anleitung zur lettischen Sprache*, die 1685 in Riga erschien.<sup>109</sup>

In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhundert ist Gustav Bergmann (1749–1814) ein weiteres Beispiel für die sprachfördernde Rolle des protestantischen Pfarrhauses. Er war der Sohn eines deutschstämmigen lettischen Pfarrers aus Neuermühlen (Ādaži) bei Riga, wurde im Elternhaus zweisprachig erzogen, und er besuchte das Gymna-

Latvian Grammar. J. G. Rehehusen's *Manuductio ad linguam lettonicam*. A facsimile text with annotated translation and commentary, Melbourne: Latvian Tertiary Committee 1982. – Die Ausgabe von 1644 ist in der UB Uppsala vorhanden.

107 SCHRÖDER, *Lexikon* (wie Anm. 2), Bd. 5, S. 216f.

108 Bestandsnachweis und Nachweis einer Faksimile-Ausgabe bei Konrad SCHRÖDER, *Die skandinavischen und baltischen Sprachen sowie Jiddisch und Rotwelsch*. Ein Verzeichnis der Lehr- und Lernmaterialien 1500–1800 einschließlich der Neudrucke und ausgewählter Sekundärliteratur. Mit Standortnachweisen (Augsburger I&I-Schriften 78), S. 76f. – Vgl. auch GLÜCK/PÖRZGEN, *Deutschlernen in Russland* (wie Anm. 44), S. 72f.

109 SCHRÖDER, *Lexikon* (wie Anm. 2), Bd. 5, S. 252. Hinsichtlich der *Ganz kurzen Anleitung* vgl. SCHRÖDER, *Die skandinavischen und baltischen Sprachen* (wie Anm. 108), S. 77. Hier Bestandsnachweise und Nachweis einer Faksimile-Ausgabe.

sium zu Weimar und die Universität Leipzig. Dann kehrte er als Pfarramtskandidat nach Hause zurück. Seine Stationen im lettischen Kirchendienst waren nach 1771 Arasch bei Wenden (Cēsis), Salisburg (Mazsalaca) und Rujen (Rūjiena). Bergmann publizierte theologische Texte in lettischer Sprache, darunter eine Predigtpostille für die Bauern des Rujenschen Kirchspiels, biblische Erzählungen und eine Glaubenslehre, letztere, „weil er das Auswendiglernen des Lutherschen Katechismus durch die ‚nicht denkenden Bauern‘ für eine zwecklose Quälerei hielt“. In diesem Zusammenhang betrieb er in Rujen eine eigene Druckerei. Er hinterließ „umfangreiche und fast abgeschlossene Niederschriften“ für ein lettisch-deutsches Wörterbuch. In Rujen druckte er auch eine Vaterunser-Sammlung in 152 Sprachen (1780) und ein unvollendet gebliebenes Unterrichtsmaterial *Spanischer und portugiesischer Dolmetscher, mit der Aussprache* (1810). Zu seinem Œuvre zählen im Übrigen Übersetzungen aus dem Französischen und Englischen: Bergmann war sprachlich breit aufgestellt.<sup>110</sup>

Nicht unerwähnt bleiben sollte im Kontext der Bemühungen um das Lettische das 1748 erschienene *Liber memorialis letticus* des Pfarrers an der Rigaer Johanniskirche Kaspar Elvers.<sup>111</sup> Es handelt sich dabei um ein deutsch-lettisches Wörterbuch, das offenbar „besser für die praktische Nutzung geeignet“ war als die Werke der Vorgänger. „Von den meisten Vorgängern wie den Wörterbüchern von Fürecker, Depkin (1704), Manzel unterscheidet es sich durch mehr Konsequenz und Systematik in der Makro- und Mikrostruktur.“<sup>112</sup>

110 Ebd., Bd. 5, S. 71f. – Die beiden Zitate sind Heinrich SCHAUDINN, Deutsche Bildungsarbeit am lettischen Volkstum des 18. Jahrhunderts, Hannover-Döhren 1975, S. 99 und S. 107f. entnommen.

111 SCHRÖDER, Lexikon (wie Anm. 2), Bd. 5, S. 292.

112 Von Manzel und Fürecker ist in Abschnitt 3.6 die Rede. – Zur deutsch-lettischen Lexikographie des 17. und 18. Jahrhunderts allgemein vgl. Ineta BALODE, Deutsch-lettische Lexikographie. Eine Untersuchung zu ihrer Tradition und Regionalität im 18. Jahrhundert (Lexicographica, Series major 3), Tübingen 2002. Die beiden Zitate zum *Liber memorialis letticus* finden sich auf S. 52.

### 3.6 Lettisch in Mitau

Die Geschichte des Umgangs mit den Sprachen in Mitau ist zum einen geprägt durch Bemühungen im oben dargestellten Sinne um das Lettische, zum anderen durch die sprachliche Rückbindung an Mitteleuropa, mit Französisch, Italienisch und Englisch – Deutsch konnte man ohnehin.

Der wohl früheste mit Mitau verbundene Förderer der lettischen Sprache und Kultur ist Georg Manzel (1593–1654), Sohn eines deutschen Pfarrers aus Semgallen (Zemgale). Nach Studien an der Viadrina in Frankfurt (Oder) sowie am Fürstlichen Pädagogium zu Stettin und in Rostock, wo er den Magistergrad erwarb, kehrte er in seine Heimat zurück. Er wollte weiterstudieren, wurde aber vom Herzog von Kurland ins Pfarramt gedrängt und ging nach Tauerkaln (Taurkalne). Seit 1620 betreute er die lettische Gemeinde in Selburg (Sēlpils), wobei die in der Jugend erworbenen, bruchstückhaften Lettischkenntnisse zunächst genügen mussten. Er bemühte sich während dieser Zeit, seine Sprachkenntnisse zu verbessern. 1625 wurde er vom schwedischen König Gustav Adolf an die Johanniskirche zu Dorpat (Tartu) berufen, wo er später als Probst und Konsistorialrat tätig war. Er ist damit auch ein Bindeglied zum heute estnischen Teil des alten Livlands. Manzel gab 1631 den lutherischen Katechismus in lettischer Sprache neu überarbeitet heraus, und er übersetzte Kirchenlieder ins Lettische. 1632 wurde er von Gustav Adolf zum Theologieprofessor an der neu gegründeten Dörpter Universität berufen, deren Rektor er 1636 wurde. Hier begann er mit seiner für die lettische Literaturgeschichte bedeutenden Predigtsammlung *Lang gewünschte lettische Postille, Das ist: Kurze und einfältige, jedoch schriftmäßige Auslegung und Erklärung der sonntäglichen und vornehmsten Fest-Evangelien, so im Fürstentum Kurland und Semgallen, auch im überdünischen Lieflande, so weit die lettische Sprache sich erstreckt [...], gelesen werden* (Riga 1654, spätere Drucke 1699, 1746, 1769 und 1823). 1633 in Dorpat zum Doktor der Theologie promoviert, wurde Manzel 1637 als Hauptprediger nach Mitau berufen; fünf Jahre später wurde er Pfarrer des Mitauer herzoglichen Hofes. Er lebte nun auf seinem Gut ganz in der Nähe der Stadt. Im gleichen Jahr 1638 erschien in Riga sein wohl bedeutendstes Werk *Lettus, das ist Wortbuch, samt angehängtem täglichen Gebrauch der lettischen Sprache; allen und jeden Ausheimischen, die in Kurland, Semgallen und [im] lettischen Livlande bleiben und sich redlich nähren wollen, zu Nutze verfertigt*. Das Werk besteht aus vier Teilen, einem deutsch-lettischen Wörterbuch, einer *Phraseologia lettica*, einer Beigabe zur Phraseologie unter dem Titel

*Zehn Gespräche* und den im Vorjahr separat erschienenen *Sprüchen Salomonis* als Lese-material (Neudruck Riga 1929).<sup>113</sup>

Ein weiterer mit der Stadt Mitau verbundener Pionier des Lettischen ist der aus Brieg stammende Heinrich Adolphi (1622–1686). Er war seit 1661 Frühprediger und Kurländischer Superintendent in Mitau.<sup>114</sup> 1685 ließ er dort seinen auf Vorarbeiten des Manzel-Schülers Christoph Fürecker (1615–1684 oder 1685)<sup>115</sup> basierenden *Ersten Versuch einer kurz verfassten Anleitung zur lettischen Sprache* drucken. Adolphi ist auch durch eine lettische Liedersammlung<sup>116</sup> sowie ein Lettisches Hand- und Gebetbuch bekannt geworden. Daneben sind die sprachlichen Bemühungen eines weiteren deutschstämmigen Theologen, Jakob Lange (1711–1777) aus Königsberg, mit Mitau assoziiert.<sup>117</sup> Lange hatte das Collegium Fridericianum seiner Heimatstadt besucht und dort neben den alten Sprachen und Hebräisch auch Französisch gelernt. Im Englischen hatte er Privatunterricht genommen. Nach einem Theologiestudium ab 1727 an der Königsberger Universität wurde er 1731 selbst Lehrer am Fridericianum. Im gleichen Jahr trat er um der Sprache wegen in das Königsberger Litauische Seminar ein und wurde litauischer Prediger im Insterburgischen Kreis. Im Gefolge einer Reise nach Berlin wurde er im gleichen Jahr zum Begleiter eines preußischen Kommissars auf einer durch den Oberprediger D(aniel?) E(rnst?) Jablonski (1660–1741?) organisierten konfessionellen Friedensmission in Polen. Nach seiner Rückkehr 1732 nach Königsberg riet man ihm, die Stadt zu verlassen und als evangelischer Prediger nach St. Petersburg zu gehen, da sein Name durch den Kontakt mit Sozianern, Katholiken und Juden in Polen Schaden genommen habe. Lange lebte von 1732 bis 1736 in St.

113 SCHRÖDER, *Lexikon* (wie Anm. 2), Bd. 6, S. 44ff.

114 Ebd., Bd. 1, S. 7f.

115 Vgl. Gero von WILPERT, *Deutschbaltische Literaturgeschichte*. München 2005, S. 86f. – Fürecker hatte in Dorpat studiert, war lutherischer Geistlicher geworden und wirkte in späteren Jahren selbst als Professor an der Dörpfter Universität. Sein Lebenswerk galt der lettischen Sprache und Kultur. Er ist besonders als Liederdichter in Erscheinung getreten.

116 *Lettische geistliche Lieder und Collecten, wie sie sowohl in öffentlicher christlicher Versammlung als auch zu Hause in Andacht zu gebrauchen, teils vormals von dem weiland hochehrwürdigen und hochgelehrten Herrn Georgio Mancelio aus dem Deutschen übersetzt, teils hernach auch von dem weiland wohlgelehrten Herrn Christophoro Fürecker in wohllautende Reime verfasst, und sowohl von ihm als auch anderen Liebhabern der lettischen Sprache mit vielen schönen Reimliedern vermehrt, zum ersten Mal zusammen ausgegeben und mit der Übersetzer Namen Initialbuchstaben angedeutet* (Mitau 1685).

117 Ausführlicher Lebenslauf bei BALODE, *Deutsch-lettische Lexikographie* (wie Anm. 112), S. 20ff. – Vgl. auch SCHRÖDER, *Lexikon* (wie Anm. 2), Bd. 6, S. 5f.

Petersburg, wo er vermutlich Russisch lernte und sich unter anderem auch den orientalischen Sprachen zuwandte. Gleichzeitig wird berichtet, dass er an der Förderung des Petersburger Schulwesens aktiven Anteil genommen habe. 1736 wurde ihm eine lettische Gemeinde in Livland in Aussicht gestellt. Mit intensiven Sprachstudien des Lettischen bereitete sich Lange auf die neue Aufgabe vor. In Langes Tagebuch heißt es dazu: „Ich war von dieser Zeit ab in meinen Nebenstunden auf die Lippen der Letten geheftet.“<sup>118</sup> Im März 1737 wurde er vor dem Konsistorium zu Riga einer lettischen Sprachprüfung unterzogen, „die er glänzend bestand“.<sup>119</sup> Er wurde als Pfarrer nach Wohlfahrt (Ēvele) berufen und arbeitete sich in der Folgezeit so weit in die Sprache ein, dass ihn der Generalsuperintendent Jakob Benjamin Fischer (1684–1744) zur Mitarbeit an der Textrevision für die zweite Bibelausgabe von 1739 heranzog. 1745 versetzte man ihn nach Smilten (Smiltene). Im Zusammenhang mit seinem Bibelprojekt fasste Lange den Entschluss zur Erarbeitung eines deutsch-lettischen Wörterbuchs, das unter dem Titel *Vollständiges deutsch-lettisches und lettisch-deutsches Lexikon 1772–1773* in Oberpahlen (Põltsamaa, Estland) und 1777 in Mitau erschien. Von 1771 bis 1777 war Lange selbst als livländischer Generalsuperintendent mit Sitz in Riga tätig.

Von 1742 bis 1744 und dann wieder in den Jahren 1765 und 1766 ist Mitau der Wohnort des Kurländers Gotthard Friedrich Stender (1714–1796). Seine Biographie ist komplex: Er erfuhr seine Schulbildung in Kurland, studierte in Jena und Halle und wurde Lehrer an der dortigen Waisenhausschule. Dann kehrte er nach Mitau zurück, um als Konrektor der Großen Stadtschule tätig zu werden. Er durchlief mehrere Pfarrstellen in Lettland und Litauen. In den Diensten des Herzog Karls von Braunschweig wurde er schließlich in Helmstedt tätig, und er übernahm das Rektorat der in Königslutter neu errichteten Realschule. Es folgten eine Berufung als Geograph an den Dänischen Hof und die zweite Rückkehr nach Mitau. Stender wirkte erneut als Pfarrer, diesmal in Selborg (Sēlpils) und Sonnaxt (Sunākste), 1782 wurde er Probst des Selborgischen Sprengels. Offenbar war er gestuft zweisprachig aufgewachsen (deutsch, lettisch), sein Lettisch perfektionierte er jedoch erst in der Zeit nach 1742. 1761 veröffentlichte er in Braunschweig eine *Neue vollständigere lettische Grammatik, nebst einem hinlänglichen Lexikon wie auch einigen Gedichten*, deren 2. Ausgabe mit

118 Zitiert nach SCHAUDINN, Deutsche Bildungsarbeit (wie Anm. 110), S. 109.

119 BALODE, Deutsch-lettische Lexikographie (wie Anm. 112), S.21. Die Prüfung ist insofern von Interesse, als sie zeigt, dass zumindest zu diesem Zeitpunkt deutsche Pfarrer ohne hinreichende lettische Sprachkenntnisse nicht mehr ohne weiteres berufen wurden.

neuem Titelblatt 1763 wiederum in Braunschweig erschien. Eine neue, ebenfalls als 2. Auflage bezeichnete Fassung wurde 1783 in Mitau gedruckt. Die Arbeit wurde ergänzt durch ein 1789 in Mitau erschienenenes zweibändiges *Lettisches Lexikon, in zwei Teilen abgefasst und den Liebhabern der lettischen Literatur gewidmet*. Stenders Grammatik und Lexikon galten ein Jahrhundert lang als Standardwerk. Im Übrigen hat Stender ein breit gestreutes Œuvre mit einem pastoraltheologischen und auf den lettischen Kulturraum bezogenen Schwerpunkt vorgelegt. Es umfasst auch eine 1756 in Königsberg verlegte *Lettische biblische Geschichte*, einen *Katechismus in Versen* (Mitau 1781) sowie ein *Neues lettisches Gesangbuch nebst einem kleinen Gebetbuch, zur Heiligung der Letten* (Mitau 1783).<sup>120</sup>

### 3.7 Französisch und Italienisch in Mitau

Unter den Französischlehrern, die unmittelbar oder als Hofmeister adliger Zöglinge mittelbar mit der Petrinischen Akademie zu Mitau verbunden waren, ist der aus Bonn stammende Stephan Brandt (1738–1813) von besonderem Interesse. Er wurde 1777 berufen, nachdem er, der katholische Priester, zuvor in Bonn und Frankfurt (Main) als Zeitungsredakteur tätig gewesen war. Brandts Wirken in Mitau war erfolgreich, dies zeigt die Tatsache, dass er im Jahre 1801, als in Mitau eine Universität gegründet werden sollte, als Universitätslektor vorgesehen war. An der Akademie bzw. deren Nachfolge-Institution, dem Gymnasium Illustre (1806), wirkte er bis zu seinem Tode.<sup>121</sup>

Negativer ist das Bild des aus Italien stammenden Johann Baptist Corsi, seit 1775 Sprachmeister des Italienischen an der damals neu gegründeten Akademie. Sein Lebenswandel erregte Anstoß, und so wurde er im November 1777 vor das Konzil geladen. Er wurde für schuldig befunden und mit der Billigung des Herzogs von Kurland in feierlicher Versammlung einen Monat später des Amtes enthoben. Der Herzog verwies ihn des Landes.<sup>122</sup>

Der Versuch, die Sprachen Französisch und Italienisch dauerhaft an der Mitauer Stadtschule zu etablieren, endete in einem Fiasko: 1731 war Johann Heinrich Metz als Rektor der Stadtschule bestätigt worden. Er war zuvor Rektor der Lateinschule zu

120 SCHRÖDER, *Lexikon* (wie Anm. 2), Bd. 4, S. 182ff.; Bd. 6, S. 260f.

121 Ebd., Bd. 5, S. 107.

122 Ebd., Bd. 5, S. 177.

Goldingen (Kuldīga) in Kurland gewesen und berufen worden, weil er „nicht gemeine Kenntnisse“ besaß, „nicht allein in den alten Sprachen, sondern auch in den neueren (der Französischen und Italienischen)“. Allerdings erwies er sich als „ein erzbeißiger, zänkischer Mann, dessen verleumderische Zunge einem jedweden, der ihm vorkam, Ehre und guten Namen abschnitt“. Die Stadtschule erlebte durch ihn einen solchen Niedergang, dass der Magistrat schließlich beim Herzog von Kurland Klage führte. Der Herzog setzte im September 1739 eine Untersuchungskommission ein. Sie erklärte Metz für schuldig. Dann aber wurde der Herzog gestürzt. Der Magistrat berief sich nun auf ein älteres herzogliches Reskript, das die Schulkollegen der städtischen Jurisdiktion unterstellte, und war damit erfolgreich. Der Rektor wurde zu Michaelis 1740 entlassen, wollte aber nicht weichen. Daraufhin ließ der Magistrat im Juli 1741 die Fenster und Türen in der Rektorwohnung beseitigen. Metz dichtete die Fenster mit Bettlaken ab und blieb in seiner Wohnung, bis ihn die Kälte des Winters vertrieb. Er wurde zum Bettler und starb wenig später.<sup>123</sup>

### 3.8 Englisch in Mitau

In den Jahren nach 1775 verfügte die Petrinische Akademie über einen erfahrenen, weltgewandten Lehrer des Englischen in Gestalt des Parker Richard Proctor. Er war der Sohn eines begüterten englischen Holzhändlers, hatte seine Schulzeit in Eton verbracht und in Oxford die Magisterwürde erlangt. Proctor wurde Hofmeister in der Familie des Militärs und Politikers Lord Sackville, der ihn wiederholt bei politischen Geschäften ins Vertrauen zog, bis sich Proctor durch die Eheschließung mit einer Katholikin gesellschaftlich unmöglich machte. In aussichtsloser Lage ging er nun selbst zum Militär und wurde Offizier. Proctor kam im Siebenjährigen Krieg zum Einsatz. Nach Ende der Kampfhandlungen nahm er in Bremen seinen Abschied. Die folgenden Jahre verbrachte er als Gesandtschaftssekretär am Kurkölnischen Hof. 1770 übernahm er die Stelle eines Lektors der englischen Sprache am Pädagogium zu Halle. Ein Jahr später wurde er auch zum Lektor des Englischen an der Hallenser Universität ernannt. 1775 wechselte er an die Petrinische Akademie, wo er sein Amt bis zu seinem Tode 1797 mit Auszeichnung versah.<sup>124</sup> Proctor ist Autor einer 1778 in

123 Ebd., Bd. 6, S. 64f. – Zitate: Gustav Adolf Friedrich Orto, Die öffentlichen Schulen Kurlands zu herzoglicher Zeit, 1567–1806, Mitau 1904, S. XCVII.

124 SCHRÖDER, Lexikon (wie Anm. 2), Bd. 3, S. 337f.



Mitau erschienenen *Englischen Sprachlehre*; Nachfolger im Amt war sein Sohn Heinrich, der bis 1823 am Mitauer Gymnasium Illustre wirkte.<sup>125</sup>

### 3.9 Russisch in Mitau

Auch in Mitau wurde Russisch gelernt, wenn auch wohl nicht mit gleicher Intensität wie in Riga. Der letzte Russisch-Lektor des 18. Jahrhunderts an der Petrinischen Akademie war Otto Johann Anderson (1778–1829). Er hatte in Moskau studiert und wurde im August 1799 in Mitau angestellt. 1806 unternahm er eine Reise nach Wilna (Vilnius), dort wurde er als Sekretär des Wilna-Litauischen Oberforstmeisters von Müller tätig. In der Folgezeit erkrankte er und bat von Wilna aus um seine Entlassung aus dem Schuldienst, die ihm im Juni des Jahres zugestanden wurde. Im September 1828 ist Anderson als Assessor der Gouvernementsregierung zu Wilna bezeugt.<sup>126</sup>

## 4. Estland: Reval (Tallinn), Dorpat (Tartu) und Pernau (Pärnu)

Der nördlichste Teil des alten Livlands gehörte von 1710 bis 1919 als Gouvernement Estland zum Zarenreich. Das Gebiet bis zur Düna (Daugava) kam 1721 als Gouvernement Livland hinzu, während der Süden des Baltikums erst mit der Ersten Polnischen Teilung 1772 zu Russland kam, als Teil des Gouvernements Witebsk (Vitebsk). Entsprechend deutlicher war im nördlichen Teil des Baltikums schon in früher Zeit die Präsenz des Russischen, nicht zuletzt auch im Bildungsbereich. In der Zeit vor 1710 dominierten ritterschaftlich- bzw. hansisch-deutscher und schwedischer Einfluss.

### 4.1 Estnisch

Die frühesten Bemühungen um das Estnische gehen auf die schwedische Zeit zurück, wobei auch in Estland deutsche und baltendeutsche Pfarrer in der Erforschung der dem Finnischen verwandten uralaltaischen Sprache die Initiative übernahmen. Sie hatten von Amts wegen der Verpflichtung, sich mit der für sie zunächst meist völlig fremden Sprache zu befassen. Eines der frühesten Beispiele ist Johann Gutsclaff (gest. 1657 in Reval). Er stammte aus Dabern in Pommern und hatte in Greifswald

125 Ebd., Bd. 6, S. 155.

126 Ebd., Bd. 5, S. 15.

und Leipzig studiert. Gutsloff erwarb im Kontakt mit der einheimischen Bevölkerung die südestnische Sprachform und brachte 1648 in Dorpat eine Schrift *Observationes grammaticae circa linguam esthonicam* heraus, wie es auf dem Titelblatt heißt: *judicia tentandi et experiendi causa in lucem editae*, die zweitälteste Auseinandersetzung mit dem Estnischen überhaupt.<sup>127</sup> Sein Zeitgenosse Heinrich Stahl aus Reval (um 1600 bis 1657) hatte in Rostock, Greifswald und Wittenberg studiert. In späteren Jahren war er als Pastor und Probst in der Landschaft Jerwen (Järvamaa) tätig. Seit 1636 Assessor des estländischen Kuratoriums, wurde er 1638 Domprobst und Oberpastor am Dom zu Reval. Er hatte bereits 1637 in Reval eine *Anführung zu der estnischen Sprache, auf wohlgemeinten Rat und bittliches Ersuchen publiziert*. Damit gilt Stahl als Begründer der estnischen Kirchenliteratur und Schriftsprache.<sup>128</sup> Heinrich Goeseken (1612–1681) hatte seine Schulbildung in Alfeld, Lemgo und Lippstadt erhalten. Nach einem Studium in Rostock und Königsberg sowie einer Tätigkeit als Hauslehrer des deutschen Hofpredigers in Stockholm ging er 1637 nach Reval. Er erlernte das Estnische und wurde Pfarrer im Kreis Harrien (Harjumaa) und in Goldenbe(c)k (Kullamaa) in der Wie(c)k (Läänemaa). Seit 1647 und bis 1681 amtierte er als Probst in der Wie(c)k und Beisitzer des Königlichen Konsistoriums zu Reval. Goeseken ist Autor einer 1660 in Reval erschienenen *Manuductio ad linguam oesthonicam; Anführung zur estnischen Sprache, bestehend nicht alleine in etlichen Praeceptis und Observationibus, sondern auch in Verdolmetschung vieler deutscher Wörter*. Im Übrigen hat er Kirchenlieder übersetzt und eine Bibelübersetzung vorgelegt sowie Gelegenheitsschriften hinterlassen.<sup>129</sup> Ein weiterer deutschstämmiger Pfarrer, der sich als Grammatiker des Estnischen versuchte, ist Anton Thor Helle (1683–1748). Er hinterließ das Manuskript einer Grammatik des Estnischen.<sup>130</sup> Es wurde von Eberhard Gutsleff junior 1732 seinem nachstehend ausführlicher genannten Werk *Kurz gefasste Anweisung* mit zugrunde gelegt, und auch August Wilhelm Hupel hat es für seine *Estnische Sprachlehre* von 1780 (siehe unten) mitbenutzt.

Der Titel der 1732 in Halle erschienenen *Kurz gefassten Anweisung zur estnischen Sprache* des Eberhard Gutsleff junior zeigt auf schöne Weise den für das Baltikum

127 Ebd., Bd. 2, S. 176. Bestandsnachweise und Neudrucke dieses und der im Folgenden genannten Titel bei SCHRÖDER, Die skandinavischen und baltischen Sprachen (wie Anm. 108), S. 71–74. Vgl. auch die teilkommentierte Darstellung bei GLÜCK/PÖRZGEN, Deutschlernen in Russland (wie Anm. 44), S. 3–7.

128 SCHRÖDER, Lexikon (wie Anm. 2), Bd. 4, S. 175.

129 Ebd., Bd. 2, S. 143f.

130 Ebd., Bd. 4, S. 207f.; Bd. 6, S. 273.

so typischen theologischen Bezug, aber auch die lebenspraktische Ausrichtung des Werks insgesamt: *Zuförderst denen, welche das Evangelium Christi der estnischen Nation deutlich und verständlich zu predigen von Gott berufen werden, hienächst allen Ausländern, welche hier im Lande dieser Sprache im gemeinen Leben benötigt sind; endlich auch allen Einheimischen, welche in der ihnen schon bekannten Sprache gern den rechten Grund und eine reine Schreibart erlernen wollen [...].* Der Erwerb des Estnischen trägt gleichermaßen mutter- und fremdsprachliche Züge, ganz so wie der des Lettischen und Litauischen weiter südlich. Gutsleff (geb. um 1700) war Enkel des Johann Gutsclaff und Sohn des Eberhard Gutsleff senior. Er hatte von 1720 bis zu seiner Rückkehr nach Reval 1723 in Halle studiert. In der Folgezeit war er als Diakon und Schulinspektor in Reval tätig, später dann als Superintendent der Insel Oesel (Saaremaa) und Oberpastor zu Arensburg (Kuressaare). Der Verbindung zu den Herrnhuter Missionaren um Nikolaus Ludwig von Zinzendorf bezichtigt wurde er von der russischen Obrigkeit gefangen gesetzt und nach St. Petersburg gebracht, wo er 1749 in der Peter-und-Paul-Festung starb.<sup>131</sup>

In den Jahren nach 1735 hielt sich Eberhard Gutsleffs des Jüngeren Sohn Johann Christoph als Student in Halle auf. Hier pflegte Heinrich Milde<sup>132</sup> Kontakt zu ihm; er benutzte das Werk des Vaters Eberhard Gutsleff junior, um angesichts der steigenden Zahl baltischer Studenten in Halle im Alter von fast 60 Jahren die estnische Sprache zu erlernen.

Doch zurück zum Vater Gutsleffs des Jüngeren: Eberhard Gutsleff der Ältere (1654–1724) hatte in Wittenberg studiert; von 1700 bis zu seinem Tode war er Pastor an der Heiliggeistkirche zu Reval. Er übersetzte Teile der Bibel ins Estnische, engagierte sich aber auch eine Zeit lang als estnischer Schulhalter in Reval: Im Mai 1719 berichtete er in einem Brief, dass ihm manche Eltern 10 Taler jährlich anböten, wenn er nur ihre Kinder in seine Schule aufnehme. Die Schule florierte nicht zuletzt angesichts der Tatsache, dass im Anschluss an das erstmals 1721 in Halle in estnischer Sprache gedruckte *Haus- und Kirchenbuch* die Alphabetisierung der estnischen Bevölkerung im Großraum Reval schnell fortschritt. Den Herrschenden wurde der Bildungseifer der kleinen Handwerker und Bauern im Umgang mit dem Buch jedoch nach einiger Zeit suspekt: Das schnell vergriffene Werk sollte, so das Petikum einiger Honoratioren in der Stadt, nicht wieder aufgelegt werden, und im Juni 1724 ordnete

131 Ebd., Bd. 2, S. 176; Bd. 5, S. 401.

132 Ebd., Bd. 3, S. 215ff.

der zuständige Superintendent sogar an, dass Kinder aus estnischen Handwerkerfamilien nicht länger in Gutsleffs Schule im Lesen unterrichtet werden sollten.<sup>133</sup>

Auch August Wilhelm Hupel (1737–1819) war von Geburt Deutscher. Er stammte aus Buttstedt bei Weimar und hatte das Weimarer Gymnasium besucht. Nach dem Studium übernahm er 1757 eine Hauslehrerstelle in Riga. Drei Jahre später wurde er Prediger in Eeks bei Dorpat, 1763 dann Prediger in Oberpahlen (Põltsamaa, Estland). Hier wirkte er 41 Jahre lang als Theologe, Sprachwissenschaftler und Publizist. Hupel war sprachbegabt. Bei seiner Ankunft in Riga konnte er neben Deutsch und den alten Sprachen Französisch, Italienisch und Englisch, die er während des Studiums erlernt hatte. Estnisch lernte er später vor Ort. Rufe nach Riga, Reval und St. Petersburg lehnte er ebenso ab wie die ihm 1798 angetragene livländische Generalsuperintendentur. Hupel ist Autor einer 1780 in Riga und Leipzig erschienenen *Estnischen Sprachlehre für die beiden Hauptdialekte, den Revalschen und den Dörptschen, nebst einem vollständigen estnischen Wörterbuch* (2. Auflage Mitau 1818).<sup>134</sup> Für sein Werk benutzte er neben dem schon genannten Grammatik-Manuskript von Anton Thor Helle auch eine handschriftliche Grammatik des dörptisch-estnischen Dialektes, die der aus Weißenfels stammende Pastor zu Odempäh (Otepää) und Mitbearbeiter des dörptisch-estnischen Gesangbuchs von 1729, Johann Christoph Clare, bei seinem Tod 1743 hinterlassen hatte.<sup>135</sup>

## 4.2 Russisch

Schon vor der Zeit, in der Estland zum Zarenreich gehörte, sind Belege für die Befassung mit dem Russischen als Fremdsprache überliefert. Ein sehr frühes Beispiel ist Hinrik von der Heyde; er hielt sich als Lehrer des Russischen und Estnischen um das Jahr 1440 in Reval auf.<sup>136</sup> Um die Wende zum 16. Jahrhundert stellte Thomas Schrowe, Ratsherr und Bürgermeister von Dorpat, ein handschriftliches russisch-deutsches Gesprächsbuch zusammen. Schrowe nahm 1496 an einer hansischen Gesandtschaft nach Moskau teil. Die Arbeit enthielt auf mehr als hundert Blättern ein Vokabular und Gespräche und darf insofern als Prototyp späterer deutsch-russischer Gesprächs-

133 Ebd., Bd. 2, S. 176; Bd. 5, S. 401.

134 Ebd., Bd. 2, S. 247f.

135 Ebd., Bd. 5, S. 165.

136 Ebd., Bd. 4, S. 258.

bücher gelten.<sup>137</sup> Der aus Wismar stammende Jurist Laurentius Schmidt, seit 1540 Ratssekretär zu Reval, brachte 1551 Bruchstücke eines niederdeutsch-russischen Sprachführers zu Papier.<sup>138</sup> Offenbar verfügte er selbst allerdings nicht über umfangreiche Russischkenntnisse.

Im Jahr 1725 wurde Johann Friedrich Mentz vom Rat der Stadt Reval als Russischlehrer an dem 1631 von König Gustav Adolf von Schweden gegründeten Gymnasium der Stadt angestellt. Er hatte zugleich das Amt eines Translateurs der Stadtkämmerei und Rentei inne und war der früheste Russischlehrer der Schule. Seine jährliche Besoldung war mit 100 Rubeln angesetzt, außerdem sollte er an den auszuschüttenden Nebeneinnahmen der Schule gleichberechtigt beteiligt sein, worauf er aber verzichtete. Mentz war bis 1750 an der Schule tätig.<sup>139</sup> Nachfolger war sein Schwiegersohn, Johann Christoph Prawe; auch er Translateur bei der Kämmerei und Rentei. Prawe unterrichtete zugleich an der 1319 erstmals erwähnten Ritter- und Domschule in der Oberstadt; diese Stelle hatte er bis 1768 inne. Gleichzeitig versah er das Amt eines Generalgouvernementssekretärs.<sup>140</sup> Im Oktober 1782, möglicherweise nachdem die Stelle einige Jahre vakant gewesen war, wurde ein gewisser Buchholz als Lehrer des Russischen in den Klassen Prima und Sekunda des Gymnasiums angestellt. Er war Major in der russischen Armee. Da er durch Reisen und andere Obliegenheiten allerdings verhindert war, den Unterricht ohne Unterbrechung zu erteilen, wurde er im Juni 1783 entlassen.<sup>141</sup> Auch sein Nachfolger, von Kabrit, war russischer Major. Er wurde im September 1783 angestellt, nahm aber 1785 seinen Abschied.<sup>142</sup> Auf ihn folgte für Gymnasium und Domschule der Magistratssekretär Arnold Paul Lützens. Er hatte am Gymnasium die Aufgabe, den beiden oberen Klassen Russischunterricht zu erteilen, inzwischen in einem Umfang von zehn Stunden wöchentlich. Die Verstärkung des Faches von zuvor vier Stunden geschah teilweise auf Kosten des überragenden Fächerkanons. Lützens war am Gymnasium bis 1798 tätig. Über seine Besol-

137 Die Handschrift, früher in der Staatsbibliothek Berlin aufbewahrt, ist verschollen. Vgl. ebd., Bd. 4, S. 125; Bd. 6, S. 231. – Zu Thomas Schrowe und zu Laurentius Schmidt vgl. auch Kristine Koch, *Deutsch als Fremdsprache im Russland des 18. Jahrhunderts. Ein Beitrag zur Geschichte des Fremdsprachenlernens in Europa und zu den deutsch-russischen Beziehungen (Die Geschichte des Deutschen als Fremdsprache 1)*, Berlin, New York 2002, S. 32.

138 SCHRÖDER, *Lexikon* (wie Anm. 2), Bd. 4, S. 117.

139 Ebd., Bd. 6, S. 62f.

140 Ebd., Bd. 6, S. 151.

141 Ebd., Bd. 5, S. 116f.

142 Ebd., Bd. 5, S. 465.

ding wachte das Kollegium der Allgemeinen Fürsorge, das auch das Gehalt stellte. Dabei wurde die Stadthalterchaftsverfassung zugrunde gelegt; Einwendungen des Stadtmagistrats wurden nicht berücksichtigt.<sup>143</sup> Um Lütkens zu entlasten, wurde im gleichen Jahr 1785 noch ein zweiter Russischlehrer, Šelavanov, Fähnrich in der russischen Armee, angestellt. Seine Aufgabe war es, in den Klassen Tertia und Quarta weitere 8 Stunden Russisch zu unterrichten.<sup>144</sup> Letzter Russischlehrer des 18. Jahrhunderts war ein gewisser Petrov, angestellt 1798, im Hauptamt Übersetzer. Er war bis zu seinem Tod im Jahre 1800 an der Schule tätig.<sup>145</sup> Es fällt auf, dass die Stellenbesetzungen und die Dotierung der Kandidaten ebenso wie die Studentafel selbst, zumal gegen Ende der interessierenden Periode, politisch motiviert waren, wobei die kaiserlich-russischen Gouvernementsbehörden den Ton angaben.

## 4.2 Schwedisch, Italienisch, Französisch und Englisch

Schwedisch als Fremdsprache war in Estland in der Zeit seiner Zugehörigkeit zu Schweden (1561–1710) eher mittelbar als unmittelbar präsent, anders als später das Russische. Estland hatte sich freiwillig Schweden angeschlossen, und so blieb es vor sprachen- und kulturpolitischen Angleichung bewahrt. Außerdem war Deutsch in jenen Tagen die internationale Sprache in Schweden, und Deutsch war auch die Leitsprache Estlands und des gesamten Baltikums. Man hatte also eine gemeinsame Sprache. Allerdings gab es in Estland akademische Lehrer und auch Sprachmeister anderer Sprachen mit schwedischem Hintergrund. So bewarb sich 1704 auf die vakante Sprachmeisterstelle an der Universität Pernau<sup>146</sup> ein Pierre Lefèbre aus Reims, der Sohn eines protestantischen Bürgermeisters aus der Champagne. Nach abgebrochenem Studium und Militärdienst in der französischen Armee war er bei Straßburg von den Kaiserlichen gefangengenommen worden. Nach seiner Befreiung wollte er sich in Hamburg niederlassen, um Sprachunterricht zu erteilen. Dann aber begleitete er den Feldmarschall Hans Christoph Graf von Königsmarck (1600–1663), einen Heerführer in schwedischen Diensten, auf einem Feldzug nach Pommern. Von dort gelangte er nach Schonen; er wurde Hofmeister in mehreren angesehenen schwe-

143 Ebd., Bd. 6, S. 35f.

144 Ebd., Bd. 6, S. 210 (Eintrag Schelawanow).

145 Ebd., Bd. 6, S. 134 (Petrov).

146 Pernau war von 1699 bis 1710 der Standort der Universität Dorpat. Im Studienjahr 1704/05 hatte sie rund 1000 Studierende, eine für damalige Verhältnisse außerordentlich hohe Zahl.

dischen Familien und hielt sich schließlich in gleicher Funktion in Riga auf. Da er neben seiner Muttersprache auch das Deutsche und, nach 15-jährigem Schweden-Aufenthalt, das Schwedische vollkommen beherrschte, bewarb er sich bei der Universität Pernau um die damals vakante Sprachmeisterstelle, wurde jedoch abgewiesen.<sup>147</sup> Dies mag mit der Tatsache zusammenhängen, dass sich zu diesem Zeitpunkt bereits ein aus Frankreich stammender Sprachmeister des Französischen an der Hochschule aufhielt: Jacques Massot, ein Reformierter. Er war von 1701 bis 1709 in Pernau tätig.<sup>148</sup> Außerdem unterrichtete damals in Pernau ein Schwede aus der Gegend von Göteborg, Samuel Ausén. Er hatte nach 1691 in Uppsala drei Jahre lang Philosophie und Sprachen studiert und dann ein sechsjähriges Jurastudium abgeschlossen. 1701 war er zum Professor in Pernau ernannt worden. Ausén kündigte neben anderen auch italienischen Vorlesungen an und schrieb italienische Verse. 1705 versah er das Rektoramt. Nach Auflösung des Standorts Pernau 1710 kehrte er nach Göteborg zurück, wo er später als Hofgerichtsrat tätig war. Er starb 1734.<sup>149</sup>

Bereits 1631, als erste Pläne zu einem Ausbau des Dörppter Gymnasiums zu einer schwedischen Universität diskutiert wurden, hatte der livländische Generalgouverneur den zuvor in Helsingör ansässigen Daniel Roboan de Saintenay als Professor der französischen Sprache berufen. Die Gründung kam jedoch in der gewünschten Form nicht zustande; das weitere Schicksal des Berufenen ist ungewiss.<sup>150</sup>

Dass die Existenz eines Sprachmeisters in Dorpat nicht minder prekär war als an den meisten Universitäten Deutschlands<sup>151</sup>, zeigt das Schicksal des Ulrich Heinrich Schlüter aus Stockholm: Von Geburt Schwede hatte Schlüter in Jena studiert, danach war er am sachsen-altenburgischen Hof tätig gewesen und hatte sich in Frankreich aufgehalten. 1691 wurde er für die Dörppter Sprachmeisterstelle empfohlen, doch der Kanzler ging nicht auf den Wunsch ein. 1693 schaltete sich der Universitätssenat ein: Angesichts der Tatsache, dass viele Adlige in Dorpat studieren, sei ein französischer Sprachmeister dringend geboten. Auf Schlüter wurde dabei ausdrücklich hingewiesen. Als weiterer Kandidat wurde aber auch ein de Fassola genannt, ein Spanier, der nach zeitgenössischem Bericht fünf Sprachen beherrschte und in Dorpat Franzö-

147 SCHRÖDER, Lexikon (wie Anm. 2), Bd. 6, S. 15f.

148 Ebd., Bd. 6, S. 55.

149 Ebd., Bd. 5, S. 30.

150 Ebd., Bd. 6, S. 203f.

151 Vgl. dazu Mark HÄBERLEIN (Hrsg.), Sprachmeister. Sozial- und Kulturgeschichte eines prekären Berufsstands (Schriften der Matthias-Kramer-Gesellschaft 1), Bamberg 2015, passim.

sisch, Italienisch, Spanisch und Polnisch unterrichten wollte. Im Januar 1694 entschied sich der Kanzler für Schlüter, allerdings wurde er zunächst nur probeweise zugelassen, und er erhielt kein festes Gehalt. Einstweilen, so der Kanzler, müsse er mit Privatstunden sein Auskommen finden. Im Sommer 1696 musste Schlüter persönlich in Stockholm vorstellig werden, um sich im Amt des Sprachmeisters bestätigen zu lassen. Im Rahmen der Feierlichkeiten der Universität Dorpat im Jahre 1697 zur Krönung Karls XII. von Schweden (1682–1718) erregte er dann aber mit einer französischen Festrede Aufsehen. Obgleich Schlüter in der Folgezeit seine Aufgaben als Sprachmeister zu allgemeiner Zufriedenheit erledigte, reichten seine Einkünfte aus dem Universitätsamt und seinen Privatstunden nicht aus. Am Universitätsstandort Pernau wurde er nach 1699 als Sprachmeister des Französischen und Italienischen geführt. Ob er allerdings jemals Italienischunterricht erteilt hat, bleibt fraglich. Er starb im Oktober 1703 in Pernau.<sup>152</sup>

Ein früher Englischlehrer in Reval und später in Dorpat kann Daniel Sarcovius (1661–1704) aus Åbo (Turku) gewesen sein. Er hatte in Åbo studiert und war danach als Hauslehrer in Narwa (Narva) tätig gewesen. Auf einer Schiffsreise nach Holland und England hatte er sich solide Englischkenntnisse zugelegt. 1689 wurde er auf das Rektorat der Domschule zu Reval berufen, 1695 wechselte er als Professor der Logik, Physik und Metaphysik an die Universität Dorpat. Er starb 1704 als Rektor der Universität zu Pernau. Dass er seine Sprachkenntnisse privatim und privatissime unterrichtlich genutzt hat, ist nicht erwiesen, aber doch, dem Usus der Zeit gemäß, wahrscheinlich.<sup>153</sup>

In späteren Jahren war Johann Wilhelm von Krause (1757–1828) Professor und Englisch-Privatlehrer an der Universität Dorpat. Er kam aus dürftigen Verhältnissen, stammte aus Niederschlesien und hatte seine Schulbildung in Brieg erhalten. Ein Theologiestudium an der Universität Leipzig hatte er im dritten Jahr abgebrochen und war Artillerist in Anhalt-Zerbstischen Diensten geworden. Sein Korps stand in britischem Sold; es kam 1782 im Amerikanischen Freiheitskrieg zum Einsatz. Krause kehrte 1784 nach Deutschland zurück. Er hatte seine zuvor schon erworbenen Englischkenntnisse in Amerika perfektioniert. Drei Jahre später ging Krause nach Livland, wo er bis 1796 als Hofmeister, später dann als Landwirt tätig war. Seit etwa 1798 lebte er in Dorpat. Da er nach Abschluss seiner Schulbildung und vor Beginn seines

152 SCHRÖDER, Lexikon (wie Anm. 2), Bd. 6, S. 226f.

153 Ebd., Bd. 4, S. 89.



Studiums Architekturschüler des Stadtbaumeisters von Zittau gewesen war, wurde er 1803 zum ordentlichen Professor der Ökonomie und Architektur an der 1802 wiedergegründeten Dörpfer Universität ernannt; wenig später verlieh ihm die Hochschule die Würde eines Doktors der Philosophie. In der Folgezeit leitete Krause zur allgemeinen Zufriedenheit das gesamte Bauwesen der Universität. Für diese Tätigkeit wurde er 1809 mit dem russischen Wladimirorden 4. Klasse ausgezeichnet, 1817 erhielt er ein Landgut in Kurland, wo er in der Folgezeit privatisierte. Krause hat neben einigen Schriften im Bereich der Baukunst und der Nationalökonomie ein *Englisches Lesbuch in Prosa und Gedichten für Anfänger, mit einem vollständigen Wörterbuche und einer kurzen englischen Grammatik* (Dresden und Leipzig 1792) vorgelegt.<sup>154</sup>

## 5. Ein Fazit und ein Ausblick auf die Gegenwart

Die im 19. und frühen 20. Jahrhundert europaweit bewunderte Mehrsprachigkeit der bürgerlich-akademischen Eliten im Baltikum hat einen langen Vorlauf, der bis ins ausgehende Mittelalter zurückreicht. Beteiligt waren die regionalen (später nationalen) Sprachen Litauisch, Lettisch und Estnisch, die gleichermaßen als Mutter- und als Fremdsprachen für Teile der Gesellschaft(en) des Baltikums von Bedeutung waren, sodann – auch wieder als Mutter- und als Fremdsprache – das aus der Hanse- und Ordensritterzeit und den Urbanisationsprojekten des Hoch- und Spätmittelalters stammende und durch kontinuierliche Zuwanderung bis ins 18. Jahrhundert weiter gestärkte Deutsch; beteiligt waren aber auch – als Fremdsprachen jenseits des Deutschen – die Sprachen der politischen Herren und Schutzmächte – Schwedisch, Polnisch und Russisch – sowie die Sprachen der nicht-germanophonen wirtschaftlichen und kulturellen Partner in Westeuropa – Französisch, Englisch, Italienisch – und, in geringerem Maße bzw. zeitlich begrenzter – Niederländisch und Spanisch. Die Aufzählung ergibt einen Sprachenmarkt mit 12 Sprachen, ein reiches Feld für individuell gestufte plurilinguale Entwicklungen.

Jahrhunderte lang war auf dem politisch nicht sehr stabilen und volkssprachlich vielfältigen Gebiet des alten Kur- und Livland Deutsch die dominante Sprache, von manchen heute zu einer Art von postkolonialem Idiom stilisiert, wiewohl dieser Vergleich auf vielfältige Weise hinkt und Geschichte klittert. Das Deutsche diente als kulturelles Bindeglied zwischen den vorwiegend deutsch geprägten Städten und den

Grundherren der Umgebung, es betraf aber – anders als eine nachkoloniale Sprache – das soziale Leben jenseits der Städte und Landgüter nicht, oder höchstens indirekt, durch die aufklärerische Tätigkeit und die auf die Regionalsprachen bezogene Spracharbeit deutscher Pastoren. Großräumigkeit, Abgeschiedenheit und das undurchlässige ständische System hatten einer flächendeckenden Germanisierung von Anfang an entgegengewirkt. In den Kirchspielen des Hinterlandes sprach man die jeweilige regionale Sprache. Sprachkontakte zu den Slawen jenseits der Wälder und Seen gab es nur in geringem Maße. Die Abgrenzungen waren auch religiöser Natur, in altkirchlicher Zeit: hier Katholizismus, dort Orthodoxie. Mit der Reformation spielten konfessionelle Abgrenzungen auch innerhalb des Baltikums eine Rolle: Polnisch inspirierter, offensiver Katholizismus ersetzte im Zeitalter der Gegenreformation in Teilen Litauens zunächst vorhandene vielfältigere religiöse Strukturen, während das heutige Lettland und Estland nun der lutherischen Kirche zugetan waren, ganz wie der Norden Deutschlands und Skandinavien.

Für die bürgerlich-akademische Oberschicht waren Deutschland (hier zunächst der nieder- und mitteldeutsche Bereich) und auch die Niederlande sowie Frankreich, Italien und England kulturelle Bezugspunkte. Für die Kaufleute in den Handelsstädten waren mittel- und westeuropäische Häfen wichtige Zielorte. Zum Sprachenlernen nutzte man – je nach Geldbeutel – die Möglichkeiten der Privaterziehung, das schulische Bildungsangebot oder die Dienste freier Sprachmeister, und man lernte auf Reisen, besonders auf den mitunter längeren Seereisen, oder aber, wie damals im gesamten Europa üblich, im Rahmen von Auslandsaufenthalten in befreundeten Kontoren. Gleichzeitig hielt man das als Erst- oder Zweitsprache erworbene Deutsch auf einem so hohen Niveau, dass in späteren Jahren ein Studium in Deutschland selbst möglich wurde – etwa ein Jura- oder Theologiestudium.

Mitteleuropäische und besonders deutsche Hofmeister und Hauslehrer waren im Baltikum weit verbreitet. Schon die Siedlungsstruktur (Landgüter weitab von städtischen Angeboten) machte Hauslehrer unabdingbar. Auch die Hauslehrer und Hofmeister waren meist im frühneuzeitlichen Sinne mehrsprachig, sie hatten neben den Latein- und Französischkenntnissen aus ihrer Lateinschulzeit nicht selten an den Artistenfakultäten weitere Sprachen gelernt, Italienisch, Englisch oder Spanisch, und, wenn sie bereits in früheren Anstellungsverhältnissen gelebt hatten, ihren aktiven Umgang mit Fremdsprachen im weiteren Leben fortgesetzt. Gerade im späten 17. und 18. Jahrhundert war in Mitteleuropa eine gestufte Vier- oder Fünfsprachigkeit in Akademikerkreisen die Regel, nicht, wie heute leider, die Ausnahme. Die Hofmei-

ster des Baltikums gaben ihr Können weiter und lernten selbst noch neue Sprachen hinzu.

Die im Baltikum gesprochenen regionalen Sprachen hatten lediglich ein geringes Potenzial, von den anderssprachigen baltischen und sonstigen Nachbarn erworben zu werden, es sei denn, mit Blick auf ganz bestimmte, konkrete – öffentliche oder private – Verwertungszusammenhänge. Die deutschen Pfarrer im Baltikum des 17. bis 19. Jahrhunderts waren in der einzigartigen Situation, baltische Sprachen als Fremdsprachen lernen zu müssen, um dann mit ihren Kenntnissen die Muttersprachen ihrer Gemeinden und damit die Gemeindemitglieder selbst kulturell und besonders in Glaubensfragen voranzubringen. Im Übrigen aber war angesichts der geringen internationalen Akzeptanz der baltischen Idiome die baltische Seite im Normalfall gezwungen, im Bereich des Sprachenlernens initiativ zu werden. Heute sucht man seine Zuflucht bei der internationalen Sprache Englisch allein – ein kurzschlüssiges und kommunikative Abläufe nivellierendes Verhalten, das zu sprachlicher und kultureller Verarmung führt.

Sprache ist der intimste Besitz des Menschen; sie ist Wort gewordene Kultur; sie schafft Identität, befördert das Wir-Gefühl. Sprache bedarf der Behutsamkeit, des Augenmaßes, der Pflege, ganz besonders, wenn die Menschen, die sie sprechen, kulturell vorankommen wollen. Da stehen natürlich Sprachveränderungen an, in der Lexik, in der Syntax, Neuschöpfungen auch, wenn kultureller „Nachholbedarf“ gegeben ist, die aber müssen den übergeordneten Funktionsweisen des jeweiligen sprachlichen Systems und seinen Traditionen und Funktionsmöglichkeiten genügen. Sprachveränderungen mit der Brechstange aus partei-, gender- oder gar werbeideologischen Gründen, wie sie in Deutschland inzwischen üblich sind, laufen auf Sprachisolation und Sprachzerstörung hinaus. Die Einführung von *Newspeak* ohne Rücksicht auf sprachliche Traditionen, sprachliche Form und sprachliche Funktionalität gehört zum Arsenal totalitärer Ideologien. – Derartige Rasonnements zeigen, vor welche Verantwortung und welche Probleme sich die Pfarrer des Baltikums gestellt sahen, da ihnen doch der Auftrag erteilt war, die Sprachen einer „zurückgebliebenen“ Landbevölkerung auf den Stand von mitteleuropäischen Kultursprachen zu bringen, als Sprachen der Bibel, der Verkündigung, des Wortgottesdiensts, und allgemeiner, als Schriftsprachen. Dass sie so erfolgreich waren, hängt mit ihrem Amtsverständnis zusammen, ihrer Behutsamkeit, ihrem Augenmaß, und mit der sich von Luther herleitenden sprachpflegerischen Tradition der evangelischen Kirche, die nicht selten singend daherkommt: Überall in der lutherischen Welt ist das Kirchenlied stilbildend

geworden. Die Predigtsprache wurde zum Vorbild, nicht abgehoben, maniert und fremdwortdurchsetzt, sondern der lutherischen Tradition folgend: „dem Volk aufs Maul geschaut“. Ein einmaliger historischer Glücksfall ist, dass die meisten frühen Pastoren des Baltikums, seien sie nun deutscher oder baltendeutscher Herkunft, in Halle, Wittenberg, Rostock, Greifswald oder Königsberg studiert hatten: Damit war für sie das Studium der baltischen Sprachen und die Arbeit an diesen Sprachen nicht nur ein Karriereschritt, sondern ein Akt tätiger christlicher Liebe, bezogen auf die Bedürfnisse der Menschen vor Ort, eine Wohltat eben gerade ohne koloniale Hintergedanken, eine positive Facette im Miteinander, und so im Bild des Deutschtums.

Worin aber lag der heute in der internationalen Sprachenpolitik angesichts der weltweiten Herrschaft weniger Hegemonialsprachen trotzig beschworene „Mehrwert der Mehrsprachigkeit“ für das Baltikum? Er lag in einer besseren handels- und kulturpolitischen Vernetzung mit der Befähigung zu Auslandseinsätzen und Auslandsstudien, in einer größeren kulturellen Vielfalt in den mehrsprachigen und sprachenteiligen Gesellschaften vor Ort und in einem kritischeren und selbstkritischeren Umgang mit den eigenen Lösungsansätzen und Lebensweisen. Man lernte voneinander, innerhalb eines in seiner Gesamtheit stabilen Systems plurilingualer Kommunikation. Der Totalitarismus des 20. Jahrhunderts in Deutschland und Russland und seine sprachenpolitischen Folgen haben die baltische Mehrsprachigkeit weitgehend zerstört.



## Französischunterricht auf der Ostsee

### 1. Herders Plan für eine zweisprachige Realschule im *Journal meiner Reise im Jahre 1769*

Im *Journal meiner Reise* im Jahre 1769 entwirft der junge Herder den Plan für eine zweisprachige Realschule. In ihm erhält der Französischunterricht eine philosophische, psychologische und didaktische Fundierung, die im Hinblick auf die reale Geschichte des modernen Fremdsprachenunterrichts ihrer Zeit weit voraus ist. Was ein Realgymnasium zur Beförderung der Humanität im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts hätte sein können, zeigt diese visionäre Planungs- und Ideenskizze, die in ihrem Pathos ganz den Geist des Sturm und Drang atmet.

Als der 24-jährige Johann Gottfried Herder (1744–1803) im Frühsommer des Jahres 1769 von Riga aus in See stach, lag bereits eine erfolgreiche Karriere als Pädagoge, Theologe und Schriftsteller hinter ihm. Im Spätherbst 1764 hatte er an dem renommierten Dom-Gymnasium eine Stelle als Hilfslehrer angenommen, in mehreren realistischen Fächern, darunter auch in Französisch unterrichtet und zugleich als Pfarrer gewirkt. Die Domschule, eine protestantische Gelehrtenschule alten Stils, legte den Schwerpunkt der Bildung auf die klassischen Fächer. Daneben verzeichnet das Schulprogramm bereits fakultativen Französischunterricht, die Realienfächer sowie Zeitungslektüre – zarte Reformschritte in einer Zeit, in der die Vorbehalte gegen das humanistische Gelehrtenschulwesen und den überkommenen Lateinunterricht in den bürgerlichen Eliten wuchsen.

Herder verließ Riga mit Unbehagen. Dem jungen Mann – kein einfacher Charakter – war die Enge des Schulwesens in der peripheren Handels- und Hafenstadt<sup>1</sup> zuwider geworden, und ganz körperlich-sinnlich trieb ihn der weite Horizont der Ostsee hinaus zu neuen, ganzheitlichen Erfahrungen. Auf den sanften Wellen des Meeres war das Schiff für den jungen Mann in der Sinnkrise ein schwankender Ort, der die bisherigen Sicherheiten und alten Ordnungen fraglich machte und in seiner

1 Rainer WISBERT, *Das Bildungsdenken des jungen Herder*, Frankfurt a. M./Bern/New York 1987, S. 106.

sinnlich erfahrbaren Wirkung auf Körper und Geist stimulierend wirkte (allerdings zunächst als Seekrankheit): Seine Reise war ein Akt enthusiastisch gefühlter Befreiung. In dem im Wortsinn ozeanischen Raum fasste er den Plan für sein *Journal meiner Reise* im Jahr 1769.<sup>2</sup>

Herders Reisejournal lässt sich gattungsmäßig nicht eindeutig bestimmen. Tagebuchartige Selbstreflexionen stehen neben Träumereien und Exklamationen. Ganze Serien von Ausrufe- und Fragezeichen durchziehen den Text, ebenso Skizzen von Reformplänen und persönliche Bekenntnisse des *Philosophen auf dem Schiffe*<sup>3</sup>. Als relativ kohärenter Block steht der Schulplan für eine reformierte Realschule in diesen fluiden Eruptionen und Ergüssen. In ihm erhält der Französischunterricht eine philosophische, didaktische und psychologische Fundierung, die im Hinblick auf die reale Geschichte des modernen Fremdsprachenunterrichts geradezu einzigartig erscheint.<sup>4</sup>

## 2. Allgemeine Erziehungs- und Bildungsbedingungen

Herder entwirft eine didaktische Gesamtkonzeption für seine Reformschule, die den Französischunterricht in den umfassenden philosophischen und geschichtlichen Kontext von seiner Lehre des Menschen und seiner Bildung einordnet und die äußeren und inneren Bedingungen des Fremdsprachenlernens von der Schulorganisation über die Lehrgegenstände, die Schüler-Lehrer-Beziehung bis zu den Inhalten und Zielen des Französischunterrichts in den Blick nimmt.

Zu den äußeren Bedingungen gehören für Herder drei Entwicklungsstufen des fremdsprachenlernenden Schülers, nämlich Kind, Knabe, Jüngling (die Mädchen bleiben außen vor). Damit öffnet Herder seine didaktischen Überlegungen in der Tradition des Comenius für eine lebensalter- und entwicklungsangemessene Gestaltung

2 Der Text wird zitiert nach Johann Gottfried HERDER, *Journal meiner Reise im Jahr 1769*. Pädagogische Schriften. Band 9/2 von Herders Werken, hrsg. v. Rainer WISBERT, Frankfurt a. M.: Deutscher Klassiker Verlag 1997. Darin ausführliche Kommentare zu Entstehung des Journals, Struktur und Gehalt, Wirkung sowie Textgrundlage.

3 Ebd., S. 16.

4 Man hatte Herder zuvor das Rektorat der kaiserlichen Ritterschule für den livländischen Adel angeboten, um ihn zum Verbleib in Riga zu bewegen. So hatte er sich wohl schon vor der Abreise mit einem Schulplan nach eigenen Vorstellungen beschäftigt. Das Reisejournal ist auszugsweise ab 1810, vollständig jedoch erst 1878 erschienen. Vgl. HERDER, *Journal meiner Reise* (wie Anm. 2), Kommentar, S. 889.

von Unterricht: Inhalte, Methoden und allgemeine Zielsetzungen werden stufengemäß differenziert betrachtet. In strikter Opposition gegen den herkömmlichen Lateinunterricht und mit der Sprachauffassung Rousseaus von der natürlichen Entwicklung des Menschen sowie in Auseinandersetzung mit den philanthropischen Schriften Basedows (1724–1790) und Ehlers (1732– 1800)<sup>5</sup> soll das Fremdsprachenlernen mit dem Sprechen beginnen. Der Hörsinn hat vor dem Auge entwicklungspsychologisch begründete Priorität, die gegenüber der einseitigen Betonung von Lesen und Abstraktion in der traditionellen Gelehrtenschule eine Neubewertung der menschlichen Sinne für das Lernen bedeutet.

Zu den äußeren Bedingungen des Fremdsprachenlernens gehört die Ständestruktur der Gesellschaft, weil für Herder Erziehung und Bildung historisch gewordene Zielvorstellungen der eigenen gesellschaftlich-sozialen Kultur sind. Doch versucht er letztlich, die Sozialstruktur des Ancien Régime im Allgemeinmenschlich-Humanen zu überwinden, weil es ihm vorgängig um die Bildung des Menschen zur Humanität geht. Daher vermeidet Herder eine sozialstrukturelle Festlegung der intendierten Schülerschaft. Wegen der möglichen künftigen Leitung der livländischen Ritterschule wird er den jungen Adel, wegen seiner Humanitätsidee und den Unterrichtserfahrungen am Domgymnasium das gebildete Bürgertum im Blick gehabt haben; erwähnt werden im *Journal* auch Handwerker, Künstler und Kaufleute. Herder denkt den Erziehungsauftrag seiner Reformschule ganzheitlich, als eine alle Kräfte des Menschen bündelnde Aufgabe – Vernunft, die Sinne, das Gefühl, die Urteilskraft und den Geschmack und bestimmt so das Leitbild des für seine Reformschule intendierten Schülers: *der aufgeklärte, unterrichtete, vernünftige, gebildete, Tugendhafte, genießende Mensch, den Gott auf der Stufe der Cultur fordert.*<sup>6</sup>

5 Bereits Johann Bernhard Basedows *Vorstellung an Menschenfreunde und vermögende Männer über Schulen und Studien und ihren Einfluß in die öffentliche Wohlfahrt, mit einem Plan eines Elementarbuches der menschlichen Erkenntnis* (Hamburg [1768]) enthielt einen kompletten Schulreformplan. Auch Martin Ehlers entwickelte in seinen *Gedanken von den zur Verbesserung der Schulen nothwendigen Erfordernissen* (Altona, Lübeck: Iversen 1766) ein Reformprogramm für die Erziehung durch den Staat.

6 WISBERT, Bildungsdenken (wie Anm. 1), S. 171.



### 3. Der Plan einer dreistufigen Realschule

Auf der Grundlage seines Bildungs- und Erziehungsprogramms skizziert Herder den Plan für eine dreistufige Realschule,<sup>7</sup> die sich an entwicklungspsychologischen Stufen der Menschen, den in ihnen vorherrschenden Seelenkräften, an stufenmäßigen Lernmotivationen sowie an den in jeder Klasse wiederkehrenden drei Wissensbereichen (Naturkunde/Mathematik, Geschichte/Geographie und Philosophie/Religion) orientiert. Hinzu kommt als grundlegender, die Welt aufschließender Gegenstandsbereich die Sprache, genauer: die Muttersprache.

Lern- und entwicklungspsychologisch ist das Kind in der ersten Realklasse<sup>8</sup> durch Gefühl und konkrete Sinneserfahrung charakterisiert sowie durch seine Neugier; die Lerngegenstände sollen daher aus der alltäglichen Umgebung genommen werden, von denen der Lehrer lebendige Begriffe vermittelt; der Lernvorgang soll sich auf die äußere Gestalt der Welt richten, in deren Mitte das lernende Kind mit seinen elementaren Bedürfnissen steht – die revolutionäre Umkehr einer traditionellen theologischen Sicht auf Lernprogramme, in deren Zentrum Gott steht.

Die zentrale Lernmotivation in der zweiten Realklasse ist die Einbildungskraft, die sich in den naturwissenschaftlichen Fächern auf Anschaulichkeit, den praktischen Umgang mit Instrumenten und in Geographie auf Erzählungen und Bilder stützt. In Geschichte ist vor allem das Erlernen sprachlicher Rede- und Schreibformen wie das Schildern und Erzählen schülerangemessen. Herder beschränkt sich weder in Geographie noch in Geschichte auf die eigene Nation und Kultur, sondern betont den Eigenwert jeder Einzelkultur, er nennt das den *Wettlauf der Völker*. Gerade das Fremde wie die griechische Mythologie stimuliere die Phantasie der Knaben. Hier liegt auch eine der Wurzeln für Herders Plädoyer für den Französischunterricht.

Die rationale Welterklärung gewinnt erst in der dritten Realklasse an Bedeutung, weil sie der intellektuellen Neugier, der Vernunft und Rationalität der jungen Menschen entspreche. Die Spannweite der Unterrichtssituationen reicht von Berufspraktika bei Handwerkern und Künstlern bis zu abstrakter Anleitung zu Philosophie, Metaphysik und Logik. Herder ist an einer ganzheitlichen Erziehung und Bildung der

7 Real bedeutet für ihn zunächst „die Art der Auseinandersetzung des Schülers mit den Unterrichtsgegenständen“ (WISBERT, ebd., S. 262), nämlich wirkliche, lebendige und ganzheitliche Erfahrungen zu machen. Von heute her gesehen könnte man unter Herders Realschule ein Realgymnasium verstehen, das durch neuartige Beziehung der Schulfächer zur Welt charakterisiert ist.

8 Der Schüler bleibt so lange in einer Klasse, bis er in seiner Entwicklung, in seiner Bildung und in seinen Kenntnissen genügend vorangeschritten ist.

aktiven jungen Menschen interessiert, die nicht nur zu abstrakten Denkleistungen fähig sind; sie sollen auch anspruchsvolle Tätigkeiten in verschiedenen Berufsfeldern kennenlernen.

Der Schulplan unterscheidet die drei Weltzugänge Naturwissenschaften/Mathematik, Geschichte/Geographie und Philosophie/religiöse Unterweisung (hinzu kommt noch die Sprachbildung, die die Basis des gesamten Unterrichts darstellt) auf jeder der drei Klassenstufen. Insgesamt ergeben sich daher neun Bereiche, in denen Herder die großen Linien einer höheren Realbildung skizziert, die dem Lernenden bei der harmonischen Entfaltung aller seiner Kräfte helfen können und die Interessen eines aufgeklärten, auf Nützlichkeit für Berufs- und Welttätigkeit angewiesenen Bürgertums aufnimmt.

#### 4. Sprachunterricht

Herder skizziert für seinen großen Wurf einer Reformschule den gesellschaftlichen, politischen und ideengeschichtlichen Rahmen, in dem der Sprachunterricht erst seine didaktische Dimension erhält. Die Kategorien der Entwicklungsangemessenheit, der anthropologischen Grundannahmen (Entwicklungsstufen, Seelenkräfte), der Lernmotivation und der allgemeinen Ziele von Erziehung und Bildung gelten daher auch für den Mutter- und Fremdsprachenunterricht. Der Lateinunterricht wird aus seiner Rolle als zentrales Bildungsfach hinausbefördert. In seine Rolle schlüpfen der Muttersprachenunterricht – und Französisch als erste Fremdsprache.

Diese Bevorzugung des muttersprachlichen und neusprachlichen Unterrichts schlägt sich in einer neuen Schulorganisation nieder. Die drei flexibel über mehrere Jahre laufenden Klassen werden von Herder in einer Sachfachschule und in einer Sprachenschule zusammengefasst. Die Sachfachschule findet am frühen Vormittag statt, die Sprachenschule ab 10 Uhr und nachmittags. Das Hauptgewicht liegt auf dem muttersprachlichen Unterricht, in dem in der ersten Klasse die Sachthemen aller drei Wissensbereiche so unterrichtet werden, dass sie zugleich der sprachlichen Bildung dienen. Erst die zweite und dritte Klasse Deutsch werden mit spezifisch deutschen Themen nachmittags unterrichtet. Französisch als erste Fremdsprache hat jeden Tag eine Stunde, in jeder der drei Klassen also 6 Zeitstunden in der Woche, das entspricht 8 heutigen Schulstunden. Herders Realschule bietet also eine neusprach-

liche Erziehung in den beiden Fächern Deutsch und Französisch mit Betonung der realistischen Sachfächer.

Unter Sprachunterricht versteht Herder zunächst den muttersprachlichen Unterricht. Die Nationalsprache ist für ihn der vielleicht wichtigste Faktor für die Identität eines Menschen, denn sie bestimmt grundlegend seine Weltsicht, sein Denken und Fühlen. Herders geniale Idee ist, dass jeder Fachunterricht zugleich Deutschunterricht sein soll. Damit wird die deutsche Sprache zur Unterrichts-, Bildungs- und allgemeinen Verkehrssprache im Realgymnasium.

Die Kinder auf der ersten Klassenstufe sollen einen ganzheitlich-sinnlichen Zugang zu ihrer Muttersprache über Anschauung, Erfahrung und *lebendige Uebung* entwickeln. Bereits wenn sie naturgeschichtliche und historische Sachverhalte besprechen, erfahren sie neue Begriffe der Naturbeschreibung und des historischen Erzählens sowie eine einfache Syntax, die eben auch Ziel eines muttersprachlichen Beschreibens und Erzählens sind. Damit kommt das Prinzip der inneren Konzentration der Lerninhalte zum Tragen, das die Effizienz und die Ökonomie des reformierten Unterrichts begründet – eine Überzeugung, die in den Diskussionen um einen „sprachsensiblen“ Fachunterricht neue Bedeutsamkeit erlangt hat.<sup>9</sup>

Erst ab der zweiten Klasse wird der Deutschunterricht zu einem eigenständigen Fach. Nach dem Reden kommt nun das Schreiben hinzu. Alles, was der Knabe in den drei Wissensbereichen lernt und womit er lernt – mit Bildern, Modellen, Texten –, ist grundsätzlich geeignet für Schreib- und Stilübungen. Muttersprachliche Erziehungsziele sind beispielsweise die Genauigkeit im Beschreiben und Erzählen, die Lebhaftigkeit, mit der eine Geschichte gestaltet wird, die Angemessenheit, mit der eine Empfindung sprachlich geäußert wird usw. Die geschriebenen Worte werden aus dem sprachlichen Lebenszusammenhang der Schüler genommen. Hierin wird eine geniale Ökonomie des Lernens von Sachen und Wörtern zum methodischen und didaktischen Prinzip: Herders Realschule bildet *Sachenreiche Köpfe indem sie Worte lehret, oder vielmehr umgekehrt, lehret Worte, indem sie Sachen lehret*.<sup>10</sup> Sachenreiche Köpfe durch Worte auszubilden, das wird auch in den zeitgleichen philanthropischen

9 Kerstin LOCHON-WAGNER, Quo vadis? Tendenzen in der Geschichtsdidaktik, in: Seminar – Lehrerbildung und Schule 1 (2018), S. 100–109, hier S. 106.

10 HERDER, Journal meiner Reise (wie Anm. 2), S. 55. In den spätaufklärerischen Reformbemühungen für den altsprachlichen Unterricht sollte mit Sachunterricht durch Sprachlernen der übergroße Anteil von Grammatik und Rhetorik zurückgedrängt werden. Vgl. Georg JÄGER, Schule und literarische Kultur, 2 Bände, Stuttgart 1981, hier Band 1, S. 16.

Schriften Basedows zu einem zentralen Bildungsziel. Danach ist Sprachenlernen jedoch nur ein notwendiges Übel, weil es zwar der Kommunikation dient, nicht aber der Vermehrung der Ideen und Sachen. Im Gegensatz dazu hat das Sprachenlernen bei Herder eine ganz eigenständige, der muttersprachlichen Bildung dienende Funktion.

Auf der dritten Stufe des muttersprachlichen Unterrichts geht es um eine umfassende Erziehung zu einem angemessenen Stil für die Themen des individuellen und öffentlichen Lebens von der Philosophie, Metaphysik und Logik über die Fachsprachen von Kunst und Handwerk bis zu den Bereichen von Politik, Ästhetik, Moral und Theologie. Da der Zugang zur Grammatik erst über die Vernunft möglich ist, siedelt Herder den Grammatikunterricht auf dieser Stufe an. Insgesamt erscheint der Sprachunterricht auf dieser Klassenstufe als eine enzyklopädische Überbürdung von Schule und Schüler im Geist von Sturm und Drang, auch wenn man berücksichtigt, dass die Schüler so lange in der Klasse bleiben, bis sie das Ziel der Stufe erreicht haben.<sup>11</sup>

## 5. Französischunterricht

In Herders Stufenplan nimmt nach dem muttersprachlichen der französische Unterricht die zentrale Stellung ein: Ich will, daß selbst der Gelehrte besser Französisch, als Latein könne!<sup>12</sup> Das ist etwas erstaunlich: Nach eigenem Bekunden sprach Herder selbst wenig Französisch. Zudem sieht er die Nachahmung französischer Lebensart sehr kritisch vor dem Hintergrund seiner eigenen Begeisterung für eine deutsche Nationalkultur. Aber Herder konstatiert ein wechselseitiges Bereichern der Nationalsprachen, eine *Überlieferung von Volk zu Volk*.<sup>13</sup> Als Sprache, die der Bildung zur Humanität dient, trägt jede Nationalsprache, aber eben besonders die französische, ihren Teil bei. Sie ist ganz pragmatisch nützlich als lebendiges Kommunikationsmittel in Europa, vermittelt Kenntnisse einer (noch überlegenen) europäischen Kultur und ist schließlich unentbehrlich, weil sie die gebildetste und am leichtesten in an-

11 Horst Joachim FRANK, *Dichtung, Sprache, Menschenbildung. Geschichte des Deutschunterrichts von den Anfängen bis 1945*, 2 Bände, München 1973, hier Band 1, S. 225; vgl. auch WISBERT, *Bildungsdenken* (wie Anm. 1), S. 342.

12 HERDER, *Journal meiner Reise* (wie Anm. 2), S. 58.

13 WISBERT, *Bildungsdenken* (wie Anm. 1), S. 331.

dere übertragbare Sprache ist, mit einer Grammatik, die die sprachliche Ausformung universeller Prinzipien ist. Letztlich soll der Schüler in der Auseinandersetzung mit der französischen Sprache auch die eigenen sprachlichen Möglichkeiten durch Abgrenzung von dieser erkennen, weil sich im Horizont der Muttersprache nicht alle sprachlichen Möglichkeiten erschöpfen. Mit der damit verbundenen Relativierung der eigenen Weltsicht durch Fremdes und Unvertrautes wird der Schüler zur Toleranz angeleitet – auch dies ein Beitrag zur Humanität. Deutschunterricht und Französischunterricht treten für Herder in ein komplementäres Verhältnis.

Herder schreibt den drei Französischklassen spezifische Prinzipien zu: die erste Klasse ist dem Prinzip Leben, die zweite der Geschmacksbildung und die dritte der Vernunft verpflichtet. Er lässt den Anfangsunterricht im Sinne des philanthropischen Sprachunterrichts ganz apodiktisch mit Sprechen beginnen: *Die Sprache soll nicht aus Grammatik, sondern lebendig gelernt werden; nichts fürs Auge und durchs Auge studirt, sondern fürs Ohr und durchs Ohr gesprochen, ein Gesetz, das nicht zu übertreten ist.*<sup>14</sup> Fremdsprachenlernen bedeutet für die Schüler die Versprachlichung ihrer eigenen Erfahrungssituationen. Mit dieser Umkehrung der traditionellen Sprachvermittlung ist nichts weniger intendiert als eine Revolution des Anfangsunterrichts und der Rolle des Lehrers. Er wird zum Helfer im Bildungsprozess des Lernenden: *Der Schüler kann fragen, der Lehrer muß ihm antworten, und sich nach ihm richten.*<sup>15</sup> Eine anthropologische Grundannahme des jungen Herder ist die ursprüngliche Aktivität und Neugier der Lernenden, an denen sich Schule und Unterricht ausrichten müssen. Der Lehrer kann Sprachbildung der Lernenden nur vorbereiten, durch die Auswahl der Lerngegenstände und durch die Aufmerksamkeitssteuerung.

Wie können wir uns einen solchen Französischunterricht ungefähr vorstellen? Dazu müssen wir uns von der Ebene der Herderschen Visionen in die reale Unterrichtspraxis am Dessauer Philanthropin begeben. Dessen Leiter Johann Bernhard Basedow hatte für den 13. bis 15. Mai 1776, also sieben Jahre nach der Redaktion des *Journals*, zu einem öffentlichen Examen in die Schule geladen.<sup>16</sup> Der Schriftsteller

14 HERDER, *Journal meiner Reise* (wie Anm. 2), S. 59. Dieser Grundsatz wurde in den neuhumanistischen Reformansätzen bereits 1751 bei Gesner für den altsprachlichen Unterricht der Schüler niederer Klassen höherer Schulen formuliert. Vgl. JÄGER, *Schule und literarische Kultur* (wie Anm. 10), S. 14.

15 HERDER, *Journal meiner Reise*, ebd., S. 59.

16 Nicht erst die philanthropische Schulpraxis, sondern bereits die Schriften von Basedow und Ehlers (vgl. Anm. 5) haben in den 1760er Jahren der neuen Erziehungslehre zum Durchbruch verholfen. Dem jungen Herder gelten beide als Inspirationsquelle für den eigenen Schulplan. Vgl.

Johann Gottfried Schummel war bei einer Französischstunde anwesend und berichtet von seinen Beobachtungen. Hier beispielsweise die Einführung neuer Vokabeln:

*Heute nahm sie [die Schüler – W.K.] Herr Simon im Französischen vor und erklärte ihnen ein Bild vom Frühlinge. Erst fragte er sie eins und das andre, hernach brachte er ein Modell von einem Pfluge und von einer Egge und zeigte ihnen alles, woraus der Pflug bestünde, und wie es der Bauer machte, wenn er pflügte.<sup>17</sup>*

Die Kupfertafel XVI (1774) von Daniel Nicolaus Chodowiecki, die der Lehrer erklärt, heißt „Im Frühling“ und ordnet die Geräte ein in einen Arbeits-, Zeit- und Sozialzusammenhang. Auf diesen ganzheitlichen Zusammenhang neuer Begriffe wie *la herse* kommt es auch Herder an, denn er ermöglicht es dem lernenden Kind, neues Wissen über verschiedene Sinne und mit lebendigem Gefühl zu erwerben. Charakteristisch ist der Bezug des Unterrichts zu den nützlichen Dingen wie den landwirtschaftlichen Geräten des Ackerbaus, die in einer weitgehend agrarisch geprägten Gesellschaft den Schülern bereits aus ihrem Alltag vertraut sind. Nach dem Hinweis des Lehrers auf diesen weltbedeutsamen und erfahrungskonstituierenden Kontext beginnt der Unterricht mit der Abbildung eines visuell erfassbaren Gegenstandes, der außerdem als Modell präsentiert wird. Alles, worauf der Lehrer zeigen kann, *die bekanntesten Sachen des gemeinen Lebens*<sup>18</sup>, wird in der Fremdsprache benannt oder ist Gegenstand eines Lehrgesprächs. Eine Prämisse des spätaufklärerischen Sprachunterrichts Herders und der Philanthropen wird hier exemplarisch deutlich: die Verbindung von Sprach- mit Sachunterricht. Dieser Fremdsprachenunterricht ist in der Nähe heutiger bilingualer Unterrichtskonzepte. Insgesamt kann man feststellen, wie sehr Herders Prinzipien des Französischunterrichts bei der Avantgarde der philanthropischen Un-

Jürgen OVERHOFF, Die Frühgeschichte des Philanthropismus (1715–1771): Konstitutionsbedingungen, Praxisfelder und Wirkung eines pädagogischen Reformprogramms im Zeitalter der Aufklärung, Tübingen 2004.

<sup>17</sup> Johann Gottlieb SCHUMMEL, Fritzens Reise nach Dessau (Neudrucke pädagogischer Schriften, 6), Leipzig: R. Richter 1891 (1. Auflage 1776), S. 82. Die Kupfertafel XVI (1774) von Daniel Nicolaus Chodowiecki ist abgedruckt in Johann Bernhard BASEDOW, Elementarwerk. Mit den Kupfertafeln Chodowieckis u.a. Kritische Bearbeitung in 3 Bänden, hrsg. v. Theodor Fritsch, Leipzig 1909, Band 3, ohne Seitenzählung. Zur Interpretation dieser Kupfertafel im Rahmen der Versinnlichungsmethode der Dessauer Philanthropisten vgl. Marcus REINFRIED, Das Bild im Fremdsprachenunterricht. Eine Geschichte der visuellen Medien am Beispiel des Französischunterrichts, Tübingen: Narr 1992, S. 63–66.

<sup>18</sup> HERDER, Journal meiner Reise (wie Anm. 2), S. 59.

terrichtstheoretiker vorbereitet, aber in wesentlichen Punkten wie der gleichberechtigten Betonung von Sachen und Wörtern auch verschieden waren.

In der zweiten Klasse geht es um Geschmacksbildung, für Herder ein wesentlicher Beitrag der französischen Kultur zu einer zeitgenössischen Bildung, weil die Schüler nicht nur intellektuell die Sprache lernen, sondern sie auch fühlen und empfinden sollen. Der Geschmack wird ausgebildet durch Lesen und Schreiben der stilistischen Meisterautoren wie Fénelon und Voltaire, die als Klassiker auch in den Klassenzimmern der preußischen Gelehrtenschulen behandelt wurden. Hinzu kommen Autoren, die ihre Präferenz bei Herder der Rhetorik (Bossuet), den pädagogischen, ästhetischen und poetischen Vorlieben (Rousseau) und dem Briefstil (Madame de Sévigné) verdanken. Die produktive Auseinandersetzung mit den Autoren ist als Teil einer Realbildung offen für naturwissenschaftliche (Buffon), philosophische und historische Texte.<sup>19</sup> Mit ihnen soll sich der Schüler nachahmend auseinandersetzen, um Kenntnisse zu erwerben, aktiv über „fachsprachliche“ Register zu verfügen und für eine spätere Berufsausübung vorbereitet zu sein.

In der Abschlussklasse sieht Herder unter der Bildungsanforderung der Vernunft die Auseinandersetzung mit der französischen Grammatik vor. Für ihn ist das Französische als erste Fremdsprache deshalb besonders geeignet, weil gute Lehrbücher vorliegen, die die nationale Eigenart der Sprache aus universellen Prinzipien herleiten und daher *Philosophisch an sich schon, vernünftig*<sup>20</sup> sind. Er rekurriert auf die *Grammaire générale de Port-Royal* (1660) von Antoine Arnauld und Claude Lancelot sowie auf die Debatte in Frankreich um universelle Prinzipien einer Grammatik bei Restaut, Duclos und Régnier-Desmarais.<sup>21</sup> Weil Herder für die Oberstufe seiner Realschule auf die formale Geistesbildung durch die Auseinandersetzung mit einer logischen Grammatik setzt, besitzt die Sprachbildung für ihn mehr als nur eine Hilfs-

19 Herders Begriff des Geschmacks ist daher umfassender als Kants Definition als „Vermögen der Beurteilung des Schönen“ (Immanuel KANT, Kritik der Urteilskraft, Werke in zwölf Bänden, Frankfurt a. M. 1977, Band 10, S. 115).

20 HERDER, Journal meiner Reise (wie Anm. 2), S. 60.

21 Auch diese Autoren stehen im Zusammenhang mit der Grammaire de Port-Royal: Charles Pinot DUCLOS (1704–1772) war später Mitverfasser dieser Grammatik; außerdem Pierre RESTAUT (1694–1764), *Principes généraux et raisonnés de la grammaire française*, 1730 und François Séraphin RÉGNIER-DESMARAIS (1632–1713), *Traité de la grammaire française*, 1705. Im Unterricht verwendet wurde in Deutschland allerdings nur Restaut mit 30 Auflagen bis 1799, und auch dieser passte eher zu einer lateinkundigen, akademischen Klientel. Vgl. Walter KUHFUSS, Eine Kulturgeschichte des Französischunterrichts in der frühen Neuzeit. Französischlernen am Fürstenhof, auf dem Marktplatz und in der Schule in Deutschland, Göttingen 2014, S. 359–360.

funktion für die Sachfächer. Für Herder ist die Beschäftigung mit der französischen Grammatik Denkschulung und sprachliche Bildung zugleich.

Auf dieser Ebene der Auseinandersetzung mit der fremden Sprache wird die französische Kultur transzendiert zu einem Teil der allgemeinen Menschheitsgeschichte, die sich im Vermittlungsprozess der fremden Sprachen entdecken lässt. In diesem fortschreitenden Entwicklungsprogramm, in dem der junge Mensch zu sich selbst und – trotz aller Rückschläge in der Menschheitsgeschichte – zu einer geschichtlich begründeten aufklärerischen Vernunft kommt, deuten sich im Reisejournal von 1769 skizzenhaft bereits die grundlegenden Konzepte des späteren Herder an: die Geschichtlichkeit seines Sprachdenkens, Humanität als in der Geschichte fortschreitende Entwicklung zu Freiheit und Vernunft, ein sprachorientierter Kulturbegriff von Nation, der sich im Wettbewerb der Kulturnationen schärft (und darin liegt auch eine Aufgabe des Französischunterrichts).

## 6. Fazit

Herders Plan für eine Realschule dokumentiert seinen intensiven Wunsch nach einem epochalen Wandel im Schulwesen, den er im *Journal* utopisch vorwegnimmt. Im gleichen Jahr 1769, in dem Friedrich der Große in Berlin das Neue Palais mit Schäferszenen à la Watteau dekorieren ließ und in galantem Französisch parlierte, stellen die gewaltigen Bruchstücke der sprachphilosophischen Fremdsprachendidaktik des 24-Jährigen Herder in der ozeanischen Sinnkrise eine eindeutige Absage an ein aristokratisch-höfisches Sprach- und Kulturmodell und an einen obsolet gewordenen Lateinunterricht dar – auch wenn er Elemente eines reformerischen Altsprachenunterrichts der Spätaufklärung aufnimmt und auf den Neusprachenunterricht überträgt. Auf der anderen Seite ist seine Vision eines künftigen Französischunterrichts auch eine Absage an den reinen Parlierunterricht mancher französische Sprachmeister. Es ist vielmehr die ganzheitliche, alle Gemüts-, Verstandes- und Seelenkräfte beanspruchende Konzeption eines Fremdsprachenerwerbs, die an der Peripherie der sprachkulturellen Zentren Weimar, Berlin und Potsdam, eben in Riga und im Ostseeraum, entwickelt wurde und dezidiert bürgerliche und realistische Elemente verband. Es ist ein Klassenunterricht mit einer neuen Bildungsidee, einer Ausrichtung auf die Selbstentfaltung des Individuums, auf die kognitive Bildung über Grammatik und mit einem immanenten Bezug auf eine protestantische Theologie, die stärker an Toleranz als an Offenbarungsdogmatik interessiert war. Was ein Realgymnasium



zur Beförderung der Humanität in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts hätte sein können, wenn das *Journal* denn sofort und nicht erst 1878 vollständig veröffentlicht worden wäre, zeigt Herders visionäre Planungs- und Ideenskizze – von der er sich später allerdings wieder distanzierte: Im Plan für das Weimarer Ernestinum (1785)<sup>22</sup> schlug Herder als verantwortlicher Generalsuperintendent für das Weimarer Schulwesen als erste Fremdsprache wieder Latein vor.

Sein Schulplan markiert das Denkmögliche, er hätte einen provokanten Enthusiasmus und eine avantgardistische Position in die Schuldebatte eingebracht, die dem Französischunterricht bei seinem Eintritt in den Fächerkanon des neuhumanistischen Gymnasiums hätte nützlich sein können: das Französische erhielt hier nämlich ein Bildungspotential, das ein starkes Argument im Wettkampf um einen Platz im Gymnasium des 19. Jahrhunderts hätte werden können. So aber wurde der Fächerkanon nach 1815 wieder auf das Lateinische und Griechische verengt. Nach der Niederlage Napoleons wurde der Französischunterricht für mehr als eine Generation aus dem neuhumanistischen Gymnasium hinaus- und in die Realschulen hineinbefördert, wo Französisch das gesamte 19. Jahrhundert hindurch wichtigste Fremdsprache war.<sup>23</sup>

22 Vgl. Johann Gottfried HERDER, Eingabe an den Herzog Karl August vom 14. Dezember 1785. Pädagogische Schriften, Band 9/2 von Herders Werken, hrsg. v. Rainer Wisbert, Frankfurt a. M.: Deutscher Klassiker Verlag 1997, S. 498.

23 Johannes KRAMER, Das Französische in Deutschland. Stuttgart: Steiner 1992, S. 140.

BERND MARIZZI

## Mehrsprachigkeit der spanischen Konsuln im Ostseeraum

Nach einer allgemein gehaltenen Einführung in die Geschichte der spanischen Konsuln im Ostseeraum wird die sprachliche Kompetenz der bedeutendsten Vertreter dieser Berufsgruppe dargestellt. Im Mittelpunkt stehen drei Persönlichkeiten: Johann Baptist Viriot (1784–1837), Georg von Stresow (1792–1859) und der Literat Ángel Ganivet (1865–1898), der wohl bekannteste Amtsträger.

### 1. Allgemeiner Überblick

Die immer intensiver werdenden Handelsbeziehungen und die zunehmenden Migrationsströme förderten das moderne Konsularwesen, dessen Ursprünge im mediterranen Raum des Mittelalters anzusiedeln sind. Zwischen 1650 und 1800 richteten alle großen europäischen Länder Konsulate ein, die aber noch nicht als Organe zur Vertretung der nationalen Interessen gedacht waren. Sie wahrten vielmehr die Interessen der Landsleute außerhalb des jeweiligen Herrschaftsbereichs, vor allem in Handels- und Rechtsfragen.

Im 19. Jahrhundert erreichte das Konsularwesen seine volle Blüte. Eine Sonderform des Konsularamtes bezog sich von Anbeginn an auf den Seehandel. Ständig steigende Außenhandelsvolumina, das Wachsen der Kolonialreiche, die schnelle Zunahme der Bevölkerungsbewegungen, aber auch das Entstehen neuer unabhängiger Staaten, vor allem in Nord- und Südamerika, ließen die Zahl der konsularischen Vertretungen um ein Vielfaches wachsen. Diese hatten zwei Hauptaufgaben zu erfüllen: erstens die Betreuung der im Einzugsgebiet ansässigen Angehörigen der jeweiligen Nation und zweitens die Versorgung des Heimatlandes mit Berichten und Nachrichten, womit sie auch eine genuin diplomatische Aufgabe übernahmen, die der Informationssammlung. Die zweite Aufgabe erklärt, warum sie den damals entstehenden Außenministerien unterstellt wurden; veritable Repräsentanten und Vertreter ihrer Souveräne waren sie jedoch nie.<sup>1</sup>

1 Als erste Übersicht vgl. den Sammelband von Jörg ULBERT und Lukian PRIJAC (Hrsg.), *Consuls et services consulaires au XIXème siècle – Die Welt der Konsulate im 19. Jahrhundert – Con-*

Die Erforschung des Konsularwesens war lange Zeit eine Domäne der Juristen. Der Gegenstand bietet aber eine große Bandbreite für unterschiedliche Fragestellungen und Disziplinen. Orientalisten ziehen zum Beispiel die Berichte der Konsuln im Mittelmeerraum für ihre Studien zur islamischen Welt heran, Sozial- und Wirtschaftshistoriker interessieren sich für die handelspolitischen Aspekte ihrer Tätigkeit und nicht zuletzt werden sie auch als interkulturelle Vermittler in den Blick genommen. Angesichts ihrer Sprachkenntnisse ist gerade im Zusammenhang mit dem Titel des vorliegenden Bandes die oft indirekte Funktion der Konsuln als Kulturmittler nicht zu übersehen.

Im Mittelpunkt der folgenden Darstellung stehen Spaniens Beziehungen zum Ostseeraum im weiteren Sinn, darüber hinaus Hamburgs Bedeutung für den Seehandel und besonders die drei schon genannten Persönlichkeiten.

Johann Baptist Viriot (geb. 1754 in Wien, gest. 1837 in Wien) mit Sitz in Hamburg, zu dessen Arbeitsgebiet die Hansestädte an der Ostsee gehörten,

Georg von Stresow (geb. 1792 in Riga, gest. 1859 in Nizza), Kaufmann in Riga,

Ángel Ganivet (geb. 1865 in Granada, gest. 1898 in Riga), spanischer Literat, der als Konsul in Riga seinem Leben ein Ende setzte.

Traditionell war Spanien im Ostseeraum wirtschaftlich nicht sehr aktiv. Die Handelsbeziehungen des Landes förderten eher den Kontakt mit Hamburg, besonders ab 1791, als Spanien die Restriktionen im direkten Südamerikahandel lockerte.<sup>2</sup> Die umfangreichen Aktivitäten deutscher Kaufleute im Atlantikhandel führten bald zur Präsenz deutscher Unternehmer in Spanien<sup>3</sup>, vor allem in Cádiz, dem wichtigsten Seehafen Spaniens als Umschlagplatz im Verkehr mit Südamerika. Deutschland förderte besonders den Export verarbeiteter Produkte (sächsisches und schlesisches Lei-

ship in the 19th Century, Hamburg 2010.

2 Man vergleiche dazu beispielhaft die Geschichte der Hamburger Kaufmannsreederei Wappäus im Karibik-Handel. In: Annette Christine Vogt, Ein Hamburger Beitrag zur Entwicklung des Welthandels im 19. Jahrhundert. Die Kaufmannsreederei Wappäus im internationalen Handel Venezuelas und den dänischen sowie niederländischen Antillen (Beiträge zur Unternehmensgeschichte 17), Wiesbaden 2003.

3 In diesem Zusammenhang darf der Hinweis auf einen der wichtigsten Förderer der spanischen Romantik nicht fehlen. Der Kaufmann und ab 1816 Hamburgische Konsul in Cádiz, der Literaturfreund Nikola(us) Böhl von Faber (1770–1836) war in Hamburg von Joachim Heinrich Campe (1746–1818) erzogen worden und wurde das Vorbild für die Figur des Johannes in Campes Roman *Robinson der Jüngere*, einem der ersten Bestseller der deutschen Literatur. Nikolaus Böhl ist zugleich der Vater einer der Hauptfiguren der spanischen Romantik: Fermín Caballero (d.i. Cecilia Francisca Josefa Böhl de Faber y Larrea, 1796–1877).

nen) und den Import von Rohstoffen (Kakao, Zucker, Indigo usw.) über den günstig gelegenen Hafen in Andalusien.<sup>4</sup>

Die guten Beziehungen zu Hamburg beruhten auch auf dem Kontakt mit baskischen Handelsfirmen. Dies führte schon in der Zeit des Dreißigjährigen Krieges zur Aufnahme diplomatischer Beziehungen mit den Hansestädten, die durch den Westfälischen Frieden (1648) international anerkannt wurden. Die politische Zersplitterung Deutschlands nach 1648 machte es für Spanien unabdingbar, eine umsichtige Auswahl jener Standorte zu treffen, an denen man vertreten sein wollte. Angesichts der kulturellen und vor allem religiösen Unterschiede konzentrierte sich für Spanien das bilaterale Verhältnis insbesondere auf die handelspolitische Komponente, wobei die Konkurrenz Spaniens mit anderen Kolonialmächten immer auch eine Rolle spielte.

Spanische Konsuln gab es in Hamburg ab 1740 auf Grund der schon erwähnten Geschäftsbeziehungen Hamburg – Cádiz – Lateinamerika.<sup>5</sup> Die ersten formell anerkannten Konsuln waren Mitglieder der Familie Poniso (Giacomo und seine Nefte Juan Bautista), die aus Mailand stammte. Giacomo Poniso war in erster Linie als Informant und Spion im Bereich der Wirtschaftsentwicklung des nördlichen deutschen Sprachraums tätig. Seine Nachrichten behandelten Themen wie den Aufbau einer preußischen Gesellschaft für den Seehandel mit China und Indien und die verschiedenen Absprachen im Kontext der Bedrohung der Seewege durch muslimische Korsaren aus Nordafrika.<sup>6</sup> Wie sein Neffe benutzte Giacomo Poniso die italienische Sprache, obwohl die bevorzugte Fremdsprache im diplomatischen Kontext das Französische war.

Ponisos Nachfolger, der baskische Kaufmann Antonio Sampelayo, der von 1768 bis 1776 dem Konsulat vorstand, verwendete die französische Sprache beispielsweise in seinem Versuch, eine eher operettenhafte Affäre diplomatisch zu bereinigen – den Totschlag des Grafen Visconti.<sup>7</sup>

Auf Sampelayo folgte mit Manuel Urcullu (1777–1791) ein weiterer baskischer Kaufmann als spanischer Konsul in Hamburg. Er verstand es, den Warenverkehr zwi-

4 Klaus WEBER, *Deutsche Kaufleute im Atlantikhandel, 1680–1830: Unternehmen und Familien in Hamburg, Cádiz und Bordeaux*, München 2004.

5 Generell zur Erweiterung des spanischen Konsularwesens im 18. Jahrhundert vgl. Jesús PRADELLES NADAL, *Diplomacia y comercio: La expansión consular española en el siglo XVIII*, Alicante 1992, hier S. 457ff.

6 Vgl. PRADELLES NADAL, *Diplomacia y comercio* (wie Anm. 5), S. 463.

7 Ebd., S. 464.

schen Hamburg und Bilbao zu fördern.<sup>8</sup> Dies führte dazu, dass die Familie Urcullu in den spanischen Konsularbeziehungen mit dem Ostseeraum eine einflussreiche Stellung einnahm, was sich darin ausdrückt, dass mehrere Träger des Namens Urcullu in den Listen der Konsularbeamten Spaniens auftauchen, so ein Miguel Mariano Urcullu, der mehrere moderne Fremdsprachen beherrschte<sup>9</sup> und ab 1820 ein Leopoldo Gómez Urcullu als spanischer Vizekonsul in Riga.<sup>10</sup>

## 2. Johann Baptist Viriot (1754–1837)

Die Liste spanischer Konsuln in Hamburg ist lang; unter ihnen ist Johann Baptist Viriot von besonderem Interesse. Viriot war Konsul von 1794 bis 1814, zwei Amtsperioden lang, zur Zeit der Koalitionskriege.<sup>11</sup> Er ist den spanischen Historikern als Juan Bautista Virio bekannt und gilt ihnen als ein fähiger Aufklärer und Ministerialbeamter innerhalb der verschiedenen Regierungen Karls III. und Karls IV. Sein Name de Virio ist die Hispanisierung seines wohl auf französische Wurzeln zurückgehenden Familiennamens Wiriot. Geboren wurde er 1754 in Wien als erstes von drei Kindern eines ‚distillators‘ (Brennmeisters) am Hof von Maria Theresia. Seine Eltern Johannes Nicolai Wiriot und Barbara Cordier waren im Gefolge von Franz Stephan von Lothringen (1708–1765) nach Wien gelangt.<sup>12</sup>

1775 (mit 21 Jahren) trat er in die Dienste des Sekretärs der spanischen Botschaft in Wien, José de Anduaga y Garimberti (1751–1822). Zwei Jahre später kam er nach Madrid, wo er im Sekretariat des *Consejo de Estado*, des Staatsrates, tätig wurde. Viriot arbeitete dann einige Zeit an der spanischen Botschaft in London und bereiste in offiziellem Auftrag mehrere Länder Nord- und Mitteleuropas sowie des Baltikums. In der spanischen Geschichtsschreibung ist er eine *figura importante de la ilustración española*,<sup>13</sup> eine bedeutende Figur der spanischen Aufklärung und *part of the high civil*

8 Vgl. Hans POHL, Die Beziehungen Hamburgs zu Spanien und dem spanischen Amerika in der Zeit von 1740 bis 1806 (Vierteljahrschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, Beihefte 45), Wiesbaden 1963, S. 301.

9 Vgl. PRADELLS NADAL, Diplomacia y comercio (wie Anm. 5), S. 466.

10 Ebd., S. 469.

11 Ebd., S. 469–473.

12 Im Folgenden wird generell Viriot als die deutsche Form seines Familiennamens verwendet.

13 Vgl. Emilio DIAZ DE LA GUARDIA BUENO, Pensamiento de un ilustrado español. Juan Bautista Virio, in: Historia de la Educación 8 (1989), S. 199–220, hier S. 199 (Abrufbar unter: <http://revis->

*servants*<sup>14</sup>, wobei gleichzeitig betont wird, dass man von ihm nicht viel weiß: *un personaje prácticamente desconocido para la historiografía*.<sup>15</sup>

Viriot ist also für die Allgemeinheit eine unbekannt historische Person, die dem Verfasser des vorliegenden Beitrags im Zusammenhang seiner Forschungen zur Geschichte des Deutschlernens<sup>16</sup> in Spanien aufgefallen ist und zwar bei den Arbeiten zur ersten in Spanien gedruckten Grammatik des Deutschen, der *Gramática de la lengua alemana, dividida en tres partes*. Diese wurde 1792 mit Privileg von der *Imprenta Nacional* veröffentlicht und stammt von Antonio de Villa (Hauptschaffensperiode 1788–1811), Dominikanerpater und Ausländerseelsorger im Madrider Allgemeinen Krankenhaus (*Hospital General y de la Pasión*), dem heutigen Museo Nacional Reina Sofía.<sup>17</sup> Das Lehrwerk beruht auf einer französischen Vorlage von 1753, ein Umstand, der für die kulturelle Produktion Spaniens dieser Zeit und bis weit ins 20. Jahrhundert geläufig ist. Die französische Vorlage ist ihrerseits eine Adaption von *Kern der deutschen Sprachkunst* von Johann Christoph Gottsched aus dem Jahre 1725.<sup>18</sup>

Viriot spielte bei der Korrektur des Manuskripts der Deutschgrammatik eine bedeutende Rolle, denn auf Anordnung des damaligen *Secretario de Estado* (Ministerpräsidenten) Conde de Floridablanca (José Moñino y Redondo, 1728–1808) kümmerte er sich um die Revision des Entwurfs. In den spanischen Archiven sind die Eingaben Villas, die Korrekturen Viriots und die Reaktionen des Verfassers Villa erhalten. Sie bilden das erste dokumentierte Beispiel der Entstehungsgeschichte einer Deutschgrammatik in Spanien.<sup>19</sup> Zusätzlich sind zwei Aspekte der Intervention Viriots be-

tas.usal.es/index.php/0212-0267/article/view/6834, Zugriff 21. 04. 2020).

14 Vgl. B. H. STEIN/S. J. STEIN, *Edge of crisis: War and trade in the Spanish Atlantic, 1789–1808*, Baltimore 2009, S. 69.

15 Vgl. PRADELLS NADAL, *Diplomacia y comercio* (wie Anm. 5), S. 233.

16 Als Ergebnis dieser Untersuchungen erschien 2018 in Zusammenarbeit mit Maria Teresa Cortez und María Teresa Fuentes Morán der Band *Deutschlernen in Spanien und Portugal. Eine teilkommentierte Bibliographie von 1502 bis 1975* (Wiesbaden: Harrassowitz) als Band 19 der von Helmut Glück und Konrad Schröder herausgegebenen Reihe *Fremdsprachen in Geschichte und Gegenwart*.

17 Vgl. Bernd MARIZZI, *La Gramática de la Lengua Alemana de Antonio de Villa (1792): fuentes y correctores*, in: *Revista Española de Lingüística Aplicada (RESLA)*, 25 (2012), S. 133–145.

18 Bei der Tagung der Kramer-Gesellschaft in Bamberg 2017 konnte der Verfasser darauf hinweisen, dass Villas Vorlage neben Gottsched in nicht geringem Ausmaß Matthias Kramer war (vgl. Bernd MARIZZI, Matthias Kramer und Spanien, in: Helmut GLÜCK / Mark HÄBERLEIN (Hrsg.), *Matthias Kramer: Ein Nürnberger Sprachmeister der Barockzeit mit europäischer Wirkung* (Schriften der Matthias-Kramer-Gesellschaft zur Erforschung der Geschichte des Fremdsprachenerwerbs und der Mehrsprachigkeit, Bd. 3, Bamberg 2019, S. 153–169).

19 Vgl. MARIZZI, *La gramática* (wie Anm.17).

deutsam: Zum einen verwendet Viriot die deutsche Kurrentschrift in seinen Bemerkungen, Villa aber ist dieser Schreibweise nicht mächtig, was daraus hervorgeht, dass er in der Antwort die deutschen Ausdrücke und Sätze unterstreicht. Zum anderen überlässt er Villa zum Gebrauch bei der Abfassung seines Werks das Lehrbuch der Orthographie *Von der deutschen Rechtschreibung*, ohne dessen Verfasser zu erwähnen. Dieser war aber kein Unbekannter: Es handelt sich um den Autor von *Anton Reiser*, Karl Phillip Moritz. Er hatte 1784 in seiner Zeit als Gymnasialprofessor am Grauen Kloster zu Berlin dieses Lehrbuch verfasst. Dass es schon wenige Jahre später in Madrid zugänglich war, ist bemerkenswert. Moritz' literarisches Hauptwerk erschien in Spanien erst gegen Ende des letzten Jahrhunderts in der Übersetzung von Carmen Gauger.

Viriotics Bedeutung für die Geschichte Spaniens liegt aber weniger in diesen eher nachgeordneten Arbeiten für den Ministerpräsidenten Floridablanca, als vielmehr in seinen Untersuchungen zum Britischen Zollsystern (*Colección alfabética de los Aranceles de la Gran Bretaña*, 1792). Diese führte er während seiner Tätigkeit an der spanischen Botschaft in London durch.<sup>20</sup> Seine Fähigkeiten in wirtschaftlichen Fragen, sein Interesse an der Übernahme von Verbesserungen aus dem Ausland und seine Mehrsprachigkeit machten ihn für den spanischen Minister zur idealen Person bei der Erkundung der Fortschritte in Nord- und Mitteleuropa. Dies war sicher auch der Grund für seine Reisen, wie die von 1790, bei der er Lyon, die Schweiz, Tirol, Böhmen, Oberschlesien bzw. Braunschweig, Niedersachsen, Göttingen, Hamburg und andere Hansestädte besuchte. Er bereiste auch die baltische Region, wo er sich in Reval und Riga aufhielt, und verbrachte Zeit in Königsberg, Danzig und Lübeck.<sup>21</sup>

Dabei verlor er im Gefolge der Französischen Revolution zeitweise den Kontakt zu Spanien, aber nach seiner Rückkehr erhielt er mehrere wichtige Posten in der spanischen Verwaltung – so für kurze Zeit (1796–1797) die Leitung des *Ministerio de Fomento* (des Entwicklungs-, Aufbau- und Förderungsministeriums), nicht zuletzt wegen seiner guten Sprachkenntnisse und seiner schon erwähnten Vertrautheit mit Wirtschafts-, Handels- und Zollangelegenheiten. Davor und danach war er in zwei Amtszeiten Konsul in Hamburg, mit dem Auftrag, in den deutschsprachigen Ländern wirtschaftliche und zollpolitische Neuerungen zu erkunden: zunächst in der Regierungszeit Karls IV., des spanischen Bourbonen, von 1794 bis 1796. In der Er-

20 Vgl. PRADELLS NADAL, *Diplomacia y comercio* (wie Anm. 5), S. 241.

21 Ebd., S. 245.

nennungsurkunde wurde ihm der Raum zwischen Holland und Russland zugeteilt.<sup>22</sup> Vor seiner Pensionierung und seinem Rückzug nach Wien wurde er 1802 noch kurzzeitig Konsul in Livorno, dem wichtigsten Handelsplatz Englands in Italien.<sup>23</sup> Die vorläufig erste Pensionierung erfolgte durch seine Entsendung nach Wien im Jahre 1803 und dieser Zeit entstammen auch seine – letztlich erfolglosen – Versuche, die spanische Verwaltung davon zu überzeugen, in Baden bei Wien ein Konsulat einzurichten. Viriots schon seit längerem schlechte Gesundheit hatte zur Konsequenz, dass er des Öfteren Kurbäder aufsuchte, wie auch Karlsbad im Jahre 1800 und dann 1802.<sup>24</sup>

Viriot nutzte dennoch in diesen sehr instabilen Zeiten den Aufenthalt in Wien, um für Spanien weiterhin Berichte über wirtschaftliche Angelegenheiten zu erstellen, so zum Beispiel 1806, als er – ganz im Sinn der Aufklärung – über die Reformen in Österreich berichtete.<sup>25</sup> Der politische Umsturz in Spanien – Besetzung durch französische Truppen und Thronbesteigung des älteren Bruders Napoleons als Josef I. – bedeutete für Viriot die Rückkehr in den Dienst der spanischen Verwaltung. Er erhielt 1809 einmal mehr seine alte Stelle als Konsul in Hamburg, wo er bis 1811 amtierte, als die diplomatischen Beziehungen zur Hansestadt abgebrochen wurden.<sup>26</sup>

Mit dem politischen Umbruch am Ende der napoleonischen Herrschaft in Spanien endete 1814 Viriots aktiver Dienst für Spanien, und er begab sich erneut nach Wien.<sup>27</sup> Nach seiner jetzt doch endgültigen Pensionierung etablierte er sich dort mit einem stattlichen Ruhegehalt und wurde als Freiherr von Wiriot geadelt. In Wien ist eine Straße nach ihm benannt, die Wiriotgasse im 9. Gemeindebezirk, als Dank dafür, dass er dort die Errichtung einer Kinderbewahranstalt finanziert hatte. Am 27. März 1837 vermachte er testamentarisch die nicht unbedeutende Summe von 36.000 Gulden für diesen Zweck.<sup>28</sup> In den letzten Lebensjahren wirkte sich seine philanthropische Ader auch in Spanien positiv aus, denn in Madrid entstand eine ähnliche, von ihm finanzierte Einrichtung: *Las escuelas de Virio* in der Calle Atocha 115.<sup>29</sup>

22 Ebd., S. 269.

23 Ebd., S. 256, Anm. 61.

24 Ebd., S. 256ff.

25 Ebd., S. 257, Anm. 41.

26 Ebd., S. 264ff.

27 Ebd., S. 269f.

28 Vgl. die Huldigung seiner „neue[n] edle[n] Stiftung“ in Nr. 44 der Zeitschrift *Österreichisches Morgenblatt* vom 11. April 1838.

29 Vgl. Carmen COLMENAR ORZAES, *Las escuelas de párvulos en España durante el siglo XIX*, in: *Historia de la educación* 10 (1991), S. 89–106.



Viriot starb 1837 als *Johann Edler von Vorio* [sic], *gewes. königl. spanischer General Consul, verehelicht, hier geboren, Alsergrund Nr. 197, an Übersetz der Gicht auf die Lunge, alt 85 Jahre.*<sup>30</sup>

Als Konsul sticht der Aufklärer Viriot, wie oben dargelegt, durch sein Interesse für wirtschaftliche Fragen hervor. Man kann aber auch die Meinung vertreten, dass er für die spanische Verwaltung Wirtschaftsspionage im weitesten Sinn betrieb. Dafür war jenseits ökonomischer Kenntnisse auch seine Sprachbegabung grundlegend: neben seiner Muttersprache Französisch und seiner Bildungssprache Deutsch sprach er perfekt Spanisch sowie hinlänglich gut Englisch und Italienisch.

### 3. Georg von Stresow (1792–1859)

Als Konsuln fungierten nicht nur von Spanien entsandte Diplomaten, sondern auch einheimische Geschäftsleute mit guten Beziehungen zum Land. Ein Beispiel dafür ist einer der spanischen Konsuln in Riga aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts: Georg von Stresow.

Von Stresow entstammt einer alten Rigaer Kaufmannsfamilie, sein Vater Johann Georg von Stresow (1750–1846) war Bürgermeister der Stadt. Am 27. Juli 1825 wurde Stresow in St. Petersburg zum spanischen Konsul ernannt.<sup>31</sup> Er leitete die Firma Stresow und Sohn, gegründet 1748 von seinem Großvater, und hatte zahlreiche Titel inne, wie Ratsherr zu Riga (ab 1846) und Ältester großer Gilde. Zur Hundertjahrfeier des Bestehens des Handelshauses erhielt er 1843 den russischen Wladimir-Orden. Laut spanischen Archiven war er besonders lange als Konsul tätig: von seiner Ernennung 1825 bis 1857, als er Riga verließ und nach Frankreich zog, wo er zwei Jahre später starb.<sup>32</sup>

Spanien verlieh ihm für seine Bemühungen den Orden *Isabela la Católica*, dessen offiziell konstituiertes Ziel die Auszeichnung makelloser Treue zu Spanien einschließlich entsprechender Verdienste zum Wohl der Nation war. Sein Schriftverkehr mit den spanischen Behörden liegt im Archivo Histórico Nacional (AHN). Die Korre-

30 Vgl. Wiener Stadt- und Landesarchiv (WStLA), Totenbeschreibamt, B1 – Totenbeschauprotokolle: Band 180, S. 1712, und Wiener Zeitung Nr. 294 vom 27. Dezember 1837.

31 Vgl. Staats- und Gelehrte Zeitung, Hamburg, 9.5.1826, Nr. 126, S. 5.

32 Vgl. Heinrich Julius BÖTHFÜHR, Die Rigische Rathslinie von 1226 bis 1876, Riga, Moskau und Odessa 1877, S. 260. (Abrufbar unter: <http://dom-acc.lndb.lv/data/obj/file/265050.pdf> Zugriff 21. 04. 2020).

spondenz Stresows mit dem Botschafter Spaniens in Russland, Juan Miguel Páez de la Cadena, aus der Zeit zwischen April und Dezember 1833 behandelt in spanischer Sprache vor allem wirtschaftliche Angelegenheiten.<sup>33</sup>

#### 4. Ángel Ganivet (1865–1898)

Der bekannteste Spanier mit Bezug zu Riga ist der Schriftsteller Ángel Ganivet (1865–1898), der als Konsul in Riga seinem Leben auf dramatische Weise ein Ende setzte, um seiner fortgeschrittenen Geisteskrankheit zu entfliehen.

Ángel Ganivet steht im weit gefassten Umkreis der literarisch-gesellschaftspolitischen Strömung, die unter dem Namen *Generación de 1898* bekannt wurde. Die Bewegung ist nach dem Datum des Verlustes der letzten Kolonien Kuba und Philippinen benannt und intendierte eine geistige Umorientierung der nach altspanischen Idealen wie Ehre, Glauben und Vaterland orientierten spanischen Gesellschaft. Philosophisch war der Neuanfang Schopenhauer und Nietzsche verbunden; er verfolgte eine Annäherung an Europa und eine Wiederbelebung des Geisteslebens.

Ganivet, der als einer der Vorläufer dieser Bewegung gilt, stammte aus Granada, wo er seine Schulausbildung mit Auszeichnung absolvierte. Die damals typischen Gymnasialfächer Latein und Griechisch faszinierten ihn, aber auch Französisch und Deutsch lernte er mit Begeisterung. Seine schulischen Leistungen trugen ihm die Note *sobresaliente* (vorzüglich) und den Eintrag ins Ehrenbuch des Gymnasiums ein.<sup>34</sup> Deutsch lernte Ganivet in den Jahren 1886 und 1887 mit dem Deutschlehrbuch von Carlos Fernández [Lletor] de Castroverde (?–1890) bei Mariano Gurría y López (1843–1919). Dieser war zwar *Catedrático* für Latein und auch Autor mehrerer Lateinlehrbücher, war aber in der Lage, die deutsche Sprache zu unterrichten.<sup>35</sup> Die Liebe zu lebenden Fremdsprachen blieb bis zu Ganivets Ende in Riga mit 33 Jahren

33 Signatur: ESTADO 6138 - Caja 2. Darin geht es auch um Sanktionen wie die des Mauro Sanz, Kapitän des Handelsschiffs *Zéfiro*, vom April 1833 (AHN 6128 *Caja 2 – Legajo 73, Expediente 5*), um die Korrespondenz mit Riga und um verschiedene Empfehlungsschreiben, so etwa das für die Firma Jacobi. Ein für Spanien seltenes Fundstück in der Akte ist ein deutschsprachiges Schreiben des Kaufmanns Carl Jacobs aus Riga in Kurrentschrift.

34 Vgl. Antonio GALLEGO MORELL, Ángel Ganivet, el excéntrico del 98, Comares 1997, S. 40.

35 Es gibt Meinungen, welchen den Ruf des Deutschen als schwere Sprache für die Spanier auch darauf zurückführen, dass Deutsch oft von Altphilologen unterrichtet wurde, die dem flektierenden Sprachbau des Deutschen die gleiche große Bedeutung wie in den klassischen Sprachen einräumten und so die Schüler unzählige Formentabellen lernen ließen.

charakteristisch für den jungen Mann, der sich bald unter den lokalen Schriftstellern einen Namen machte.

Wie viele Intellektuelle aus der Provinz wagte er bald den Sprung nach Madrid und versuchte, eine Stelle im Staatsdienst zu erlangen, als Archivar, als Museumsbeamter oder als Griechischprofessor. Bei der im Juni 1891 abgehaltenen *oposición* (dem spanischen Objektivierungsverfahren in Form einer Aufnahmeprüfung in den Staatsdienst) für das Fach Griechisch musste er sich José Alemany (1866–1934) geschlagen geben; er blieb auf dem zweiten Platz.

Ein halbes Jahr später bestand er die Prüfung als Konsularbeamter und trat im Juli 1892 in der belgischen Hafenstadt Antwerpen seinen Dienst als Vizekonsul an, wo er nach dem Tod seiner unehelichen Tochter Natalia die ersten Selbstmordgedanken hegte. Seine Arbeitssprachen dort waren Spanisch und Französisch, er kam aber naturgemäß auch mit Deutsch und Flämisch in Kontakt. In Antwerpen profilierte sich Ganivet als literarischer Autor.

Im Zuge einer Beförderung wurde er Ende 1895 nach Helsinki versetzt, das damals unter dem schwedischen Namen Helsingfors noch dem Zarenreich zugehörig war. Die sprachliche Situation dort war für Ganivet nach Antwerpen, wo er mit Französisch, Flämisch und Deutsch zu tun hatte, ganz neu. Er interessierte sich für die Verteilung der Sprachen Schwedisch und Finnisch innerhalb der Einwohnerschaft von Helsinki/Helsingfors und beschäftigte sich mit dem finnischen Nationalepos *Kalevala*, von dem ein Exemplar aus seinem Besitz in seinem Geburtshaus und Museum in Granada aufbewahrt wird. Im Übrigen aber zog es ihn eher zum Schwedischen, denn für Ganivet war im praktischen Leben Schwedisch eine der wichtigsten Verständigungssprachen im Ostseeraum.<sup>36</sup>

Deshalb nahm er Schwedisch-Unterricht bei einer Sprachlehrerin namens Masha Djakoffski (1871–1934), die als ein Beispiel für die Mehrsprachigkeit und multiethnische Struktur der Region gelten kann. Von Geburt Russin mit polnischem Vater und deutscher Mutter war sie Witwe eines deutschen Seemanns und lebte von ihren Einkünften als Privatlehrerin nordischer Sprachen.<sup>37</sup> Es entstand eine Liebesbeziehung und Ganivet schrieb für sie Gedichte in französischer Sprache, denn sie konnte kein Spanisch – die beiden verständigten sich auf Französisch. Die Gedichte sind *pen-*

36 Vgl. seinen Brief an Nicolás María López laut Antonio GALLEGO MORELL (wie Anm. 34), S. 182.

37 Siehe dazu das Kapitel *La amada del báltico* (Die Geliebte im Baltikum) in Antonio GALLEGO MORELL (wie Anm. 34), S. 131–135.

*sées mélancoliques et sauvages* („melancholische und wilde Gedanken“),<sup>38</sup> sie spiegeln die Befindlichkeit des Schriftstellers wider, der unverheiratet in einer Beziehung lebt und uneheliche Kinder hat, deren Existenz er seiner bisherigen Familie verschweigt. Die Situation spitzte sich zu, als er seine „Familie“, die Mutter seines Sohnes Amelia Roldán Llanos, ihren gemeinsamen Sohn Ángel Tristan und die Schwestern Amalíens aus Spanien nachkommen ließ. Seine noch gute geistige Verfassung, sein zufriedenstellendes Familienleben und die Wohnsituation in der ruhigen Gegend von Kaivopuisto (schwed. Brunnsparken) brachten es mit sich, dass die zwei Jahre in Helsinki die produktivsten Jahre in seinem Schaffen darstellen. Fast alle seine bedeutendsten Werke entstanden hier, darunter auch die *Cartas finlandesas*, die Briefe an seine spanischen Freunde, die zwischen 1896 und 1898 in der Zeitschrift *El defensor de Granada* veröffentlicht wurden.<sup>39</sup>

1898 beschloss Spanien die konsularische Vertretung in Helsingfors (also Helsinki) zu schließen, da die kommerziellen Aktivitäten eine weitere Vertretung nicht mehr rechtfertigten, und das Konsulat wurde nach Riga verlegt. Im Frühjahr trat Ganivet seine Stelle an, nachdem er seine Angehörigen zurück nach Spanien geschickt hatte. Er war alleine, und obwohl seine Wohnung in einer der schönsten Parkanlagen Rigas auf der anderen Seite des Flusses Düna lag, verfiel er in eine schwere Depression, die noch durch eine Syphiliserkrankung erschwert wurde. Er verließ seine Wohnung und zog zu dem befreundeten deutschen Konsul August von Brück (1859–1941), aber auch der von dem deutschen Konsul zugezogene Arzt Ottomar Heinrich von Haken (1854–1929) konnte nur seine bedenkliche geistige Verfassung feststellen und seine Einweisung in eine psychiatrische Anstalt verschreiben. Am 29. November überquerte Ganivet nachmittags die eiskalte Düna in einem Fährschiff, um seine Gefährtin Amelia Roldán und den gemeinsamen Sohn Tristán abzuholen, die aus Spanien über Deutschland nach Riga unterwegs waren. Zweimal sprang er in das eiskalte Wasser, um Selbstmord zu begehen. Sein Leichnam wurde am 3. Dezember in dem kleinen katholischen Friedhof von St. Michael beigesetzt, aber erst 1921 gelang

38 Vgl. Antonio GALLEGO MORELL, *Estudios y textos ganivetanos*, Madrid 1971, S. 86–89 sowie Manuel GARCÍA GARCÍA, *Ángel Ganivet: Cancionero a Mascha Diakovsky (La poesía francesa de Ángel Ganivet)*, Traducción, edición crítica e introducción de Manuel García, Sevilla 2014.

39 Es muss darauf hingewiesen werden, dass Ganivets Neugier und Weltoffenheit im 17. Brief seiner *Cartas finlandesas* den Spaniern offen tut, dass sich die Finnen auf zwei, drei und sogar vier Meter langen Holzplatten fortbewegen. Er bringt darin auch den Gedanken zum Ausdruck, diese Erfindung auch in der Sierra Nevada seiner Heimat Granada, dem „Andalusischen Finnland“ wie er sagt, zu propagieren. Vgl. Ángel GANIVET, *Cartas finlandesas*, Madrid 1998, S. 179f.

es einem Journalisten aus Granada, Enrique Domínguez Rodiño (1887–1974)<sup>40</sup>, Ganivets sterbliche Überreste aufzufinden. Da Ganivet in der Zwischenzeit in Spanien einer der berühmtesten Schriftsteller geworden war, wurde die Überstellung nach Granada veranlasst, wo er 1925 in einem Ehrengrab beigesetzt wurde. Sein zweites Begräbnis gilt noch heute in Granada als die Beisetzung mit der größten Publikumsresonanz aller Zeiten.<sup>41</sup>

Ganivets Interesse für fremde Sprachen manifestierte sich, wie schon angedeutet, bereits in der Schulzeit: Während die meisten seiner Landsleute Französisch als Fremdsprache lernten – eine bis vor einigen Jahrzehnten in Spanien gängige Entscheidung – fügte er schon in Granada Deutsch in seinen Lehrplan ein. Das zweisprachige Antwerpen war für ihn eine Bereicherung und im mehrsprachigen Helsinki zögerte er nicht, eine weitere Sprache in Angriff zu nehmen. Schon vor seinem ersten Besuch in Riga im August 1898 schrieb er an seine Freunde, dass er sich gezwungen sehe, Russisch zu lernen, denn Deutsch reiche nicht mehr aus, um sich verständigen zu können.<sup>42</sup> Einer von ihnen, Miguel de Unamuno (1864–1936), drückte ihm brieflich die Genugtuung darüber aus, dass ein spanischer Intellektueller direkten Kontakt zur russischen Sprache und Kultur aufnehme und damit den für Spanier üblichen „Französischen Filter“ umgehe.<sup>43</sup>

40 Domínguez Rodiño war ein spanischer Journalist, Schriftsteller, Übersetzer und Filmproduzent, dessen Laufbahn in Bremen begann, als er zu Beginn des ersten Weltkrieges in Deutschland blieb und als Reiseschriftsteller die spanischen Zeitungen mit Nachrichten über die kriegerische Auseinandersetzung versorgte. Seine Deutschkenntnisse ermöglichten es ihm, im Zuge langwieriger Nachforschungen in Riga den auf Deutsch verfassten Eintrag ins Sterberegister zu erhalten (vgl. La tragedia de Ganivet, *El Imparcial*, 23.01.1921).

41 Vgl. dazu: <https://www.elindependientedegranada.es/cultura/periodista-que-encontro-momia-angel-ganivet-perdida-cementerio> (Zugriff 16. 04. 2020).

42 Vgl. Antonio GALLEGO MORELL, *Sobre Ganivet*, Granada 1997, S. 187.

43 Vgl. Unamunos Brief an Ganivet laut Antonio GALLEGO MORELL (wie Anm. 34), S. 167f.

## 5. Anstelle eines Fazits

Die unterschiedlichen Lebensgeschichten der spanischen Konsuln im Ostseeraum geben einen Einblick in die Vielfalt der Sprachkompetenzen dieser Gruppe öffentlicher Amtsträger. Die Palette reicht vom sprachgewandten Staatsdiener, für den die Tätigkeit als Konsul Teil der Laufbahn ist (Viriot) über den Kaufmann, für den das Amt des Konsuls Gelegenheit ist, seine Kontakte und Geschäftsbeziehungen weiter auszubauen (von Stresow), bis hin zum Literaten, der die Funktion des Konsuls als Brotberuf einnimmt, um die materielle Grundlage für eine Existenz als Schriftsteller sicherzustellen (Ganivet).



## Die Lettisch-literarische Gesellschaft und ihr Beitrag zur Entwicklung der lettischen Schriftsprache

### 1. Einführung

Die Letten sind dank Missionaren aus dem Osten und dem Westen mindestens seit dem 13. Jahrhundert mit Schrift in Berührung gekommen, jedoch sind schriftliche lettische Texte erst seit der Reformationszeit im 16. Jahrhundert sicher bezeugt.

Die Geschichte der lettischen Schriftsprache kann in drei Hauptperioden eingeteilt werden:

- 1) die altlettische Periode (vom 16. Jahrhundert bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts),
- 2) die Periode der Jungletten (zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts), und
- 3) die Periode der lettischen Nationalsprache (seit dem Ende des 19. Jahrhunderts).

Die altlettische Periode kann weiter in eine früheste Zeit (16. Jahrhundert bis erste Hälfte des 17. Jahrhunderts), eine mittlere Zeit (Mitte des 17. Jahrhunderts bis Mitte des 18. Jahrhunderts) und eine jüngste Zeit (Mitte des 18. Jahrhunderts bis Mitte des 19. Jahrhunderts) unterteilt werden.<sup>1</sup>

Im Zusammenhang mit dem vorliegenden Beitrag ist zunächst die altlettische Periode interessant. Das wichtigste Merkmal dieser Zeit ist, dass die Mehrheit der Autoren keine lettischen Muttersprachler, sondern deutscher Herkunft waren, für die die lettische Sprache nur ihre Zweitsprache war.

Das Ziel dieses Artikels ist es, den Beitrag der deutschbaltischen Autoren zur Schaffung und Weiterentwicklung der lettischen Schriftsprache zu untersuchen. Dabei steht die im 19. Jahrhundert gegründete *Lettisch-literarische Gesellschaft* zur Schaffung und Weiterentwicklung der lettischen Schriftsprache im Mittelpunkt des Interesses. Ein kurzer Einblick wird in die Frühgeschichte des geschriebenen Lettisch gegeben, dann werden die ersten Förderer der Schriftsprache benannt. Der größte

<sup>1</sup> Arturs Ozols, *Veclatviešu rakstu valoda*, Rīga 1965, S. 11–14; Arturs Ozols, *Latviešu literārās valodas vēsture (programma)*, in: Arturs Ozols, *Raksti valodniecībā*, Rīga 1967, S. 513–516.



Teil des Artikels befasst sich mit der Gründung und den Aktivitäten der *Lettisch-literarischen Gesellschaft* im Bereich der Planung und Pflege der lettischen Schriftsprache.

## 2. Zur Frühgeschichte des geschriebenen Lettisch

Die frühesten lettischen Texte entstanden im 16. Jahrhundert in der Stadt Riga – für die Bedürfnisse der lettischen evangelischen Gemeinde und auf der Grundlage der in Riga gesprochenen lettischen Sprache sowie der dortigen mittelniederdeutschen Schreibtradition.<sup>2</sup> Die Texte wurden in den meisten Fällen zunächst für längere Zeit als Handschriften tradiert. Ein typisches Merkmal der Sprache der ersten Periode war ihre hohe Variabilität. Ein weiteres wesentliches Merkmal war auch die Anonymität der Texte – obwohl es klar ist, dass Übersetzer und Autoren Geistliche deutscher Herkunft waren. Beispiele für diese früheste Form der Schriftsprache sind der erste katholische Katechismus (1585) und das lutherische Kirchenhandbuch (1586/87, 1615). Dabei wurden diese Bücher nicht nur in Riga, sondern auch in allen anderen lettischsprachigen Teilen Livlands benutzt.

Diese Texte konnten jedoch weder hinsichtlich der Rechtschreibung, der Sprache noch der Übersetzungsqualität die Bedürfnisse der Geistlichen auf lange Sicht befriedigen. Daher wurde bereits in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts versucht, ein neues Modell der lettischen Schriftsprache zu schaffen. Hier ist Georg Mancelius zu erwähnen, der sich als Erster einer Revision der lettischen Schriftsprache wandte. Er redigierte und veröffentlichte 1631 ein erneuertes Kirchenhandbuch *Lettisch Vademecum*, das ein neues und einheitlicheres Grafik- und Orthographiesystem hatte, welches die Besonderheiten der Phonetik und Grammatik der gesprochenen lettischen Sprache genauer widerspiegelte.<sup>3</sup>

Er führte das hochdeutsche Modell zur Kennzeichnung der Vokallänge mit dem folgenden Buchstaben <h> ein; die Schreibregel blieb bis Anfang des 20. Jahrhunderts in der lettischen Schriftsprache allgemein gültig.

Die von Mancelius vorgeschlagene Neuerung sah die Verwendung der Virgula </> statt der durchstrichenen Buchstaben <ł, ņ, r, f> vor. Er führte die Virgula für zwei Zwecke ein: 1) um palatale (/ł, ņ/) und palatalisierte (/r/) Konsonanten anzuzei-

2 Ernestis BLESE, Mūsu rakstniecības pirmo pieminekļu valoda, in: Izglītības Ministrijas Mēnešraksts 8 (1925), S. 192f.

3 Ludis BĒRZIŅŠ, Valoda un izteiksme Manceļa rakstos, in: Izglītības Mēnešraksts 1 (1944), S. 9–12; 2 (1944), S. 29–34; Arturs OZOLS, Veclatviešu rakstu valoda, Rīga 1965, S. 152–204.

gen, 2) zur Unterscheidung des stimmlosen /s/ von dem stimmhaften /z/. Mancelius führte auch eine ziemlich genaue Markierung von Phonemen ein, wobei sowohl phonetische als auch morphologische Schreibprinzipien verwendet wurden. Da die in Riga gesprochene lettische Sprache stark von der deutschen Sprache beeinflusst war, wählte er in seiner Arbeit bewusst als Grundlage der geschriebenen Sprache die auf dem Land gesprochene Sprachvarietät.

In derselben Zeit suchten auch andere Autoren nach Wegen und Lösungen, die lettische Schriftsprache zu verbessern und ein entsprechendes Schriftsystem dafür zu schaffen. Christoph Fürecker schuf sein eigenes Schriftsystem für die lettische Sprache, indem er die Virgel nicht nur zur Bezeichnung von Konsonanten, sondern auch zur Bezeichnung von Langvokalen verwendete.<sup>4</sup> Dies war ein radikaler Vorschlag, der die lettische Rechtschreibung wesentlich von der deutschen unterscheiden würde; wahrscheinlich wurde deshalb das Modell in gedruckten Texten nicht vollständig eingeführt. Andere Schriftsysteme wurden im 17. Jahrhundert auch von Georg Elger und Johannes Reuter verwandt.

Das Jahr 1685 hat in der Geschichte der lettischen Schriftsprache eine besondere Bedeutung. Drei Neuerscheinungen setzten eine besondere Tradition an, die für die nächsten dreihundert Jahre dominant wurde. In Mitau erschien das neue kurländische Kirchenhandbuch *Vermehretes Lettisches Hand=Buch*, das von Superintendent Heinrich Adolphi für die Veröffentlichung vorbereitet worden war. Es war der erste Versuch, eine konsistente Schriftsprache auf der Grundlage klarer Prinzipien zu begründen und zu verwenden. Diese Prinzipien und Methoden des Schreibens wurden in der Einleitung des Handbuchs beschrieben; sie entsprechen im Allgemeinen Adolphis Grammatik *Erfter Verfuch Einer kurtz=verfallten Anleitung Zur Lettischen Sprache*, die er im gleichen Jahr in Mitau veröffentlichte. Die Schreibtradition ist als Fürecker-Adolphi-Rechtschreibung in die Geschichte eingegangen.<sup>5</sup>

Das dritte und bedeutendste Buch von 1685 ist die Bibelübersetzung von Ernst Glück. Es ist bekannt, wird aber nicht immer eigens betont, dass nicht alle Bücher

4 Kārlis DRAVIŅŠ, Par Kristofora Fīrekera grafikas sistēmu un pareizrakstību, in: Sprāklīga Bidrag. Meddelanden från seminarierna i slaviska språk, jämförande språkforskning, finsk-ugriska språk och östasiatiska språk vid Lunds Universitet 2/8 (1957), S. 42–93; Kārlis DRAVIŅŠ, Vēl par Kristofora Fīrekera grafikas sistēmu, in: Sprāklīga Bidrag. Meddelanden från seminarierna i slaviska språk, jämförande språkforskning, finsk-ugriska språk och östasiatiska språk vid Lunds Universitet 2/9 (1957), S. 5–11.

5 Jānis STRAUBERGS, Kā noritēja Bībeles tulkošanas darbs, in: Izglītības Mēnešraksts 9 (1943), S. 197–200; Anna BERGMANE/Aina BLINKENA, Latviešu rakstības attīstība, Rīga 1986, S. 20f.

der ersten Ausgabe der lettischen Bibel die gleiche Rechtschreibung zugrunde legten; tatsächlich unterschieden sich die frühesten gedruckten Teile des Neuen Testaments (die Matthäus- und Markusevangelien) erheblich von den späteren.<sup>6</sup> Die Unterschiede weisen eindeutig darauf hin, dass es noch keine festen Konventionen für die lettische Schriftsprache gab.

Auch andere Verbesserungen in der ersten Ausgabe der Bibel entsprechen dem kurländischen Kirchenhandbuch von 1685 sowie Adolphis Grammatik. Dies ist nicht verwunderlich, da die kurländischen Pfarrer und Heinrich Adolphi selbst an der Überprüfung der Bibel mitwirkten. In den Jahren 1682 und 1683 hatten mehrere lange Konsultationstreffen stattgefunden, bei denen sehr wahrscheinlich auch Rechtschreib- und andere Sprachthemen diskutiert wurden.<sup>7</sup>

Zu Beginn des 18. Jahrhunderts wurde dann ein relativ gut entwickeltes Grafik- und Orthographiesystem für die lettische Sprache sowie ein normalisiertes grammatisches System der geschriebenen Sprache geschaffen. Die revidierte, vereinheitlichte und teilweise modernisierte Bibelübersetzung von 1739 wurde zu einem Modell für die neue Sprachnorm. Sie stabilisierte die bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts vorherrschenden Sprach- und Rechtschreibregeln.

### 3. Die frühesten Förderer der Schriftsprache

Zusätzlich zur Schaffung und Standardisierung der Orthographie beschäftigten sich die Autoren seit dem Beginn des 17. Jahrhunderts auch mit der Verständlichkeit und Korrektheit der geschriebenen lettischen Sprache. Zu dieser Zeit wurde klar, dass die Sprachverwendung in den ersten meistens zum Vorlesen gedachten Druckwerken, insbesondere, wenn der Vorleser lediglich über geringe Sprachkenntnisse verfügte, dem Zuhörer gewisse Schwierigkeiten bei der Rezeption des Textes bereiten konnte. Mancelius schrieb im Vorwort zu seinem *Lettifch Vade mecum* (1631):

6 Emīlija LĀME, Loģiskais princips Glūka rakstībā, in: Filoloģijas materiāli. Profesoram J. Endzelīnam sešdesmitajā dzimšanas dienā veltīts rakstu krājums, Rīga 1933, S. 104–110; Jolanta WIŚNIOCH, Darbības vārdu pagātnes formu distribūcijas likumi Glikā Bībeles tulkojumā, in: Baltu filoloģija XXIV/2 (2015), S. 119–141; Jolanta WIŚNIOCH, Tagadnes un pagātnes dsk. 1. un 2. personas galotņu -am, -at un -ahm, -aht lietojums 17. gs. latviešu valodas rakstos, in: Baltu filoloģija XXVI/2 (2017), S. 121–136.

7 Jānis STRAUBERGS, Kā noritēja Bībeles tulkošanas darbs, in: Izglītības Mēnešraksts 9 (1943), S. 197–200; Edgars DUNSDORFS, Pirmās latviešu Bībeles vēsture, Minneapolis 1979, S. 55–92.

Daher gefchichts das der=jenige / ſo aus Teutſchland zu vns kompt/ vnd dieſe ſprache nach anleitung der erften vnd andern ſchriftt lernet/ nimmermehr verſtändlich dieſelbe außredet/ ſondern es gemeiniglich alſo machet/ das der Pawr nach verrichtetem Gottesdienſt ſagt: *Kas ſinna ko tas Wahzjemmes Kagkis facka:* [‘Wer weiß, was dieſe deutſche Katze ſagt’]<sup>8</sup>

Mancelius meinte damit ſowohl die unſystematiſche und unzureichende Schreibweiſe der erſten Bücher als auch die Sprache als Ganzes. Zuſammen mit dem Drucker Gerhard Schröder war er der Auffaſſung, daſſ man der in Riga verwendeten korrupten lettischen Sprache nicht folgen ſolle. Die Texte ſollten doch vielerorts von den Letten geſehen und eindeutig verſtanden werden:

Vnd ob einem oder den andern dieſe Sprach alß frembd vor keme/ vnd in wenden wolte/ das in dem Täglichen brauch/ ſonderlich bey dieſer Statt/ nicht ſo geredet vnd die worte der gefalt nicht außgeſprochen würden/ der ſol ſich recht befinden/ vñ wiſſen/ das man den Druck nicht nach jedermans vnrichtigem reden richten könne/ viel weniger die rechte Lettiſche Sprache von den in vnd vmb der Statt wohnenden Vnteutiſchen/ alß bey welchen die Sprache Corrupt/ lernen müſſe.<sup>9</sup>

Bereits im Jahr 1638, im Vorwort zu ſeinem Wörterbuch *Lettus*, hatte Mancelius darauf hingewieſen, daſſ die lettische Sprache noch nicht ausreichend entwickelt war, er würde aber alle Anſtrengungen unternehmen, um dieſen Zuſtand zu verbeſſern:

Das nun aber die obgeregtê/ vñ dergleichen andere Wörter meer nicht ſind gebürlich geſchrieben worden/ hat gemacht/ daß dieſe Sprache bißhero nicht wol excelliret vnd außpolieret gewefen: Maſſen denn auch noch anjtzto viel daran mangelt. Gleichwol will ich mich beſleißigen/ das bey der edition meiner Lettiſchê Poſtill/ welche/ GOtt geb Fried vnd Gefundheit/ numeer bald folgen ſol/ ſolche vnd dergleichen errata corrigiret, vñ alles ſo viel möglich/ in einen richtigen Stand gebracht werden möge.<sup>10</sup>

Johannes Reuter iſt der einzige bekannte ethnische Lette unter den lutheriſchen Geiſtlichen, der ſich gegen Ende des 17. Jahrhunderts den Vorſchlägen zur Optimierung der lettischen Schriftſprache von Mancelius widerſetzte und dieſen ziemlich ne-

8 Georg MANCELIUS, *Lettisch Vade mecum* [...], Riga [1631], biv r–v.

9 Ebd., bii r.

10 Georg MANCELIUS, *Lettus. Das iſt Wortbuch/ Sampt angehengtem täglichem Gebrauch der Lettiſchen Sprache* [...], Riga 1638, (a) vi v–vii r.

gativ gegenübertrat. Er glaubte, dass sie viele Fehler enthielten. Laut Zeugenaussagen habe Reuter vor Gericht wie folgt ausgesagt:

Warümb Er dan Mancely version verachtet, und die bauren anders gelehret? Rp. Es wehre wahr, Er habe gesagt: es sey kein blatt im Mancelio worin nicht etzliche errores in Lettismo zu finden.<sup>11</sup>

Auch weitere lettische Autoren aus dem späten 17. Jahrhundert haben sich zur Qualität der lettischen Schriftsprache geäußert. So hat Heinrich Adolphi in seiner Grammatik *Erfter Versuch* (1685) auf etliche Phänomene der Schriftsprache hingewiesen, die nicht dem gesprochenen Lettisch entsprachen, z.B.:

Bey diefem Pronomine *katrs* / ist zu mercken / daß es kein Relativum sey / wie im Lateinischen / *qui, quae, quod*; Und keines weges das vorhergehendee Nomen antworthe / wie sich ihrer viel damit so unbarmhertzig zu *katren* / daß es Jammer ist / da doch ein Lette einen gantzen Tag reden / und kein *katrs* / als ein Relativum gebrauchen wird / fondern das *kas* in *utroq'*; wie es oben gefetzt / das ist das gebräuchliche Relativum. Alß: *Tas Deews / kas manni raddijs*.<sup>12</sup>

Oder auch:

*Ahra* oder *ahran* / wird niemahls für eine Praeposition gebraucht / fondern ist ein Adverbium, und heißet / drauffen. Oder: außerhalb. *Ahra Pils* / außerhalb Schlosses. *Ei ahra no Iftabas* / gehe herauß / auß der Stube.

Beten also der Christlichen Gemeine die Worte der Einstetzung des Heil: Abendmahls gar unrecht vor / die jenigen / die also sprechen: *Jemmeet in dferreet wiffi tur ahran* / welches so viel heißet / Nehmet hin / und trincket alle dort drauffen; Da sie doch drinnen in der Kirche sind. Etliche sprechen: *Dferreet schein ahran*; das ist / Trincket alhier drauffen / ist eben so unrecht / alß das vorige. Es sol heißen: *Dferret wiffi no ta / fcil: Biķķera*. Trincket alle darauß / nemlich / auß dem Kelch / oder Becher.<sup>13</sup>

Der Autor räumte ein, dass die Verwendung solcher Konstruktionen nicht dem lettischen Gebrauch entsprach, weil sie aus dem Deutschen übernommen wurden oder vom Deutschen beeinflusst waren:

11 Edgars DUNSDORFS/Benjamiņš JĒGERS, Jāņa Reitera dzīve avotu gaismā, in: Archīvs 9 (1969), S. 70.

12 Heinrich ADOLPHI, Erster Versuch / Einer kurtz=verfasseten Anleitung / Zur Lettischen Sprache, Mitau 1685, S. 238.

13 Ebd.

Ich halte es aber für einen guten Teutfchifmum und für keinen guten Lettifmum.<sup>14</sup>

In Adolphis Grammatik wurde auch erwähnt, dass der Einfluss des Deutschen (als Sprache mit höherem Prestige) nicht nur im schriftlichen, sondern auch im mündlichen Lettisch spürbar war.

So redens doch nur die / die viele falsche Redens=Arten von den Teutfchen an sich genommen haben / in der Meinung / weil es die Teutfchen / die da lesen können / also reden / so müffe ja recht feyn.<sup>15</sup>

Dazu kann auch das Handbuch der lettischen Poetik *Der Unteutsche Opitz* (1697) erwähnt werden, das von Johann Wischmann, einem lutherischen Pastor aus Dundagen (Dundaga), herausgegeben wurde. Neben Ratschlägen zum Schreiben von Gedichten in lettischer Sprache äußert der Autor auch seine eigenen Ideen zu wünschenswerten Verbesserungen der lettischen Orthographie und wendet sich gegen unnötige Verwendung von Lehnwörtern, insbesondere in der Poesie:

Man soll sich für fremden Un=Lettischen Wörtern in VERßen hüten [...] ich verstehe durch die fremden Wörter etliche abgeschmackte neue NOMINA und VERBA, die einige gantz aus dem Teutschen nehmen/ da sie die doch gnug Unteutsch geben könten: als: *plihitigs/ fleißig. prisch/ frisch. Ko tu man ergeh? Ko tu man plahgeh?* Soll heissen: was ärgerst/ was plagest du mich? Also auch: *Karteseereht/ perdreeteht.* und dergleichen. Auch soll man ohne Noth von den Littauern/ Pohlen und andern angrenzenden NATIONEN keine Wörter borgen/ Es sey dann/ daß man sie SATYRISch gebrauchen/ und STYLO MACARONICO Sie unvermerckt damit außlachen wolte.<sup>16</sup>

Auch im 18. Jahrhundert wurden puristische Sichtweisen auf die Sprache geäußert. Die bekannteste Äußerung findet sich in der lettischen historiographischen Handschrift *Stahņi no taks wezzas un jaunās buhšchanas to Widfemmes ļautchu* [„Geschichten aus dem alten und neuen Leben der Menschen im Livland“] (1753), die dem Pastor Friedrich Blaufuß zugeschrieben wird. Es sagt:

Bet šchi ne irr mafa waina, kas šchai wallodai noteek, ka ne ween tee zilweki, kas no šwešchahm femmehm šchinnī femmē nahk, bet arriđlan pašči widfemmes ļaudis

14 Ebd., S. 62.

15 Ebd.

16 Johann WISCHMANN, *Der Unteutsche OPITZ Oder Kurtze Anleitung Zur Lettischen Dicht=Kunst*, Riga 1697, S. 84–85.

un viņu wairak tee, kas ar wahzeešcheem daudf kohpā dfihwo, to latweešchu wallodu zaur to ļohti maita un šajauzz, ka viņi bes waijadfibas no tihras lepnibas daudf wahrdu no wahzas wallodas latweešchu wallodā eejauzz, ko viņi eekšch šawas pašchas wallodas jeb ar pašchu wallodas wahrdeem warretu isšazziht [...]’<sup>17</sup> [‘Dies ist aber kein kleiner Fehler, der dieser Sprache zugefügt wird, weil nicht nur die Menschen, die aus fremden Ländern in dieses Land kommen, sondern auch die Menschen in Livland selbst und vor allem die Menschen, die mit den Deutschen zusammenleben, ihre lettische Sprache sehr beschädigen und verunstalten, weil sie ohne Notwendigkeit, allein aus reinem Stolz, viele Wörter aus der deutschen Sprache übernehmen und in die lettische Sprache einmengen, die sie in ihrer eigenen Sprache, sprich, durch die Verwendung von Wörtern aus ihrer eigenen Sprache ausdrücken könnten [...]’]

[...] tahdu wahrdu irr wehl daudf, ko daŕchi latweešchi no wahzeešchu wallodas šew pašcheem par apfimeeklu un šawai wallodai par nejaukumu un negohdu bes waijadfibas šawā wallodā tapatt eejauzz, ka daŕch wahzeets, kas neneeka no pranšchu ļaufchu wallodas proht, un tomehr no lepnibas pranšchus wahrdu daŕchkaht applam šawā wallodā eejauzz.<sup>18</sup> [‘[...] es gibt jede Menge deutsche Wörter, die einige Letten sich selbst zu Hohn und der lettischen Sprache zum Nachteil und zur Schande unnötig verwenden, ähnlich wie einige Deutsche, die kein Französisch können, dennoch aus Stolz auf sich selbst französische Wörter ins Deutsche einmengen, allerdings falsch.’]

Ähnlich schrieb auch Gotthard Friedrich Stender, der einflussreichste lettische Schriftsteller und Grammatiker des 18. Jahrhunderts, in seiner *Lettischen Grammatik* (1783):

Einige Wörter, nehmen die Letten bisweilen ohne Noth aus der deutschen Sprache an. Als: *bukkis*, anstatt *ahsis* ein Bock, *abber*, anstatt *bet* aber, *adder* anstatt *jeb* oder *tak*, anstatt *tomehr* doch, *reitus*, anstatt *jahschus* reitens etc. Insonderheit geschicht es in den Städten.<sup>19</sup>

In diesen Zitaten findet sich ein deutliches Echo der puristischen Haltung, wie sie im 17. und 18. Jahrhundert in Deutschland bezüglich des Deutschen weit verbreitet war. Diese Haltung zeigt sich auch in den lettischen Wörterbüchern des 17. und

17 Frīdrihs BLAUFŪSS, *Vidzemes stāsti. Stāsti no tās vecas un jaunās būšanas to Vidzemes ļaužu, uzrakstīti 1753*, Rīga 2015, S. 103–107.

18 Ebd., S. 106f.

19 Gotthard Friedrich STENDER, *Lettische Grammatik*, Mitau 1783, S. 217.

18. Jahrhunderts. Insbesondere in den Handschriften von Christoph Fürecker<sup>20</sup> und Liborius Depkin<sup>21</sup> finden wir Hinweise darauf, dass es sich um Entlehnungen aus der deutschen Sprache handelt und dass die Autoren andere, lettische Äquivalenzen vorschlugen, z. B.:

*Allu darriht, wahrht* bier brauen, *bruweht* Germ (Fürecker 11), *Audi, At=audi* Einschlag. *Inshlaks. Inslaks.* Germ. (Fürecker 33), *Ihkstis* die Nieren. *Neeres.* Germ (Fürecker 154);

Ahdas miht. **male** gehreht. **est Germ.** *leder trehten* (Depkin 5), *banni likt. im ban tuhn.* **Germ. melius** no deewa draudsibas atskirt, ismest. isšleht **it.** nolahdeht, welnam doht. **etc.** isdsiht. (Depkin 200), *Nehsdohks.* **Germ. melius** azzu=drehbes. *Schnuptuch Schweiftuch. Nahftuch.* (Depkin 992).

Mehrere Autoren wie Wischmann, Blaufuß und andere haben darauf hingewiesen, dass jede Sprache Entlehnungen aufnimmt; so gilt das auch fürs Lettische:

Man soll sich für fremden Un=Lettischen Wörtern in VERßen hüten; wodurch ich jedoch nicht verstehe die jenigen Wörter/ die man schon längst aus Noth von den Teutschen geborget/ und in die Unteutsche Bürgerschaft aufgenommen hat; als: *Speegelis. Kanna. Bļohda.* Semg. Ein Blaten: *Skuttuls/* Curl: Eine Schüssel. *Kails/ Bunga.* Und dergleichen unzählich viel.<sup>22</sup>

Tas gan ne irr leedfams, ka šchai latweešchu wallodai kahdi wahrdi truhkft, ar kuņņeem tahdas leetas šauktas tohp, kas teem widfemneekeem zittkahrt ne irr bijušchas jeb kas no šweščahm femmehm nahk: kà irr; *Tellerķis, Skurstens, Glahfe, Speegelis, Ehwele, Wihns, Brandewihns, Dukahts, Dalteris, Zitrons* etc. bet tas ne darra šchai wallodai nekahdu truhkumu neds negohdu: Jo tahdas leetas irr tapatt jašauzz, ka tahs šweščhàs wallodàs, kur wiņņas zehluščahs, šauktas tohp, itt kà tas arridfan eekfch zittahm wallodahm noteek, tapatt kà tee wahzeešchi šchinnì leetà darra, [...] <sup>23</sup> ['Es ist die Ansicht abzulehnen, dass es im Lettischen an Wörtern mangelt, um Dinge zu benennen, die die Liefländer früher nie hatten, nämlich, die aus anderen Ländern kommen: wie *telerķis* 'Teller', *skurstens* 'Schornstein', *glāze*

20 Christoph, FÜRECKER, [...] lettisch=deutschen Wörterbuchs erster theil A–P.; [...] zweyter Theil R–Z. (Hs., Latvijas Universitātes Akadēmiskā Bibliotēka, L. dr. b. 5362; hrsg. v. Trevor G. FENNELL, Fürecker's dictionary: the second manuscript, Rīga 1998).

21 Liborius DEPKIN, Lettisches Wörterbuch, mehrentheils aller derer Wörter so in der lett. bibel u. andern in der lett. Sprache ausgefertigten büchern befindl. sind u. aus genauer Nachfrage der lett. Sprache kündigen in Cur= u. lieffland (Hs., Latvijas Akadēmiskā bibliotēka, L. dr. b. 5332, 5333; hrsg. v. Trevor G. FENNELL. Liborius Depkin. Lettisches Wörterbuch, vols 1–7, Rīga 2005–2012).

22 Johann WISCHMANN, Der Unteutsche OPJTZ (wie Anm. 16), S. 84.

23 Frīdrihs BLAUFÜSS, Vidzemes stāsti (wie Anm. 17), S. 104f.



'Glas', *spiegēlis* 'Spiegel', *ēvele* 'Hobel', *vīns* 'Wein', *brandevīns* 'Branntwein', *dukāts* 'Dukaten', *dalteris* 'Thaler', *citrons* 'Zitrone' usw. Dies macht die Sprache jedoch nicht ärmer oder anders benachteiligt: Diese Dinge müssen so oder anders benannt werden, so wie es in anderen fremden Sprachen geschieht, aus denen die Wörter stammen, und so, wie es in anderen Sprachen der Fall ist, etwa, wie die Deutschen es in solchen Fällen tun. [...]

Jacob Lange, Verfasser eines umfangreichen deutsch-lettischen/lettisch-deutschen Wörterbuchs (1773–1777), glaubte sogar, dass die lettische Sprache ohne solche eingebürgerten und angepassten deutschen Wörter ganz undenkbar sei. Solche Entlehnungen sollten als Teil des lettischen Wortschatzes betrachtet werden.

Die Namen der Pflanzen, Kräuter, Spezereyen sind unentbehrlich. Letzere behalten in der Bibel, und im heutigen Gebrauch mehrentheils ihre deutsche Namen, und wer kann es verdenken: daß mehrere deutsche Namen, als Glas, Post, Rad, Teller, – nachdem sie von dem Letten gleichsam naturalisiret oder durch eine lettische Endigung angenommen worden, für ächt paßiren. Wie gewiß würde die lettische Sprache um den Ruf kommen, daß sie die wortreichste in der Welt sey, wenn sie alle aus den vier Welttheilen adoptirte und mit einer kleinen lettischen Signatur besiegelte Wörter wieder heraus geben folte?<sup>24</sup>

Gleichzeitig wies Lange auch auf eine unerwünschte Tendenz hin: In den Schriften deutscher Pastoren sowie in ihrem gesprochenen Lettisch würden die Autoren allzu sehr dem deutschen Vorbild folgen, wodurch ihre lettische Sprache unverständlich oder missverständlich würde.

Im Deutschen hat das Wort *treiben*, nebst dem eigentlichen, auch einen figurlichen Verstand, nemlich, womit umgehen, es üben. Man sagt: *Abgötterey; Hurerey treiben*; das lettische Wort, *dfiht* nimmt diesen Gang nimmer, gleichwol giebt man dem Letten dieses durch: *Elkadeewibu dfiht*, welches gerade das Gegentheil von dem ist, was man sagen will. – Was muß der lettische Junge doch denken, wenn ihm in der Katechisation so ehrbar sagt: *tew ne buhs mauzibu dfiht?*

Man sagt im Deutschen: das Fleisch *ist angekommen*, wo das ankommen figurlich genommen ist, diese Figur leidet das Lettische *nahkt* ganz und gar nicht; gleichwohl spricht man fein ehrbar: *ta galla irr eenahkuſi*, wovon der einfältige Lette denken möchte: das Fleisch habe Fülle bekommen.<sup>25</sup>

24 Jacob LANGE, Vollständiges deutschlettisches und lettischdeutsches Lexicon, Mitau 1777, S. XI.

25 Ebd., S. VII.

Solche Fälle wurden als Germanismen klassifiziert, die zu vermeiden sind. Lange versuchte dies auch in seinem Wörterbuch und anderen Schriften zu tun.

Wir erlauben es uns nicht, diese Blätter mit dergleichen Sarkafmen anzufüllen: unterdeffen wird es sichtbar, was wir durch die Germanismen verstehen, die wir in diesem Werk mit guter lettischen Redensarten ausgetaufchet haben.<sup>26</sup>

Gegen Ende des 18. Jahrhunderts stieß die bisherige lettische Schriftsprache auf eine erste tiefgreifende Kritik. Pastor Christoph Harder wies in seinen *Anmerkungen und Zusätze[n]* (1790, 1809) darauf hin, dass die lettische Schriftsprache viele unerwünschte Einflüsse aus der deutschen Sprache enthalte:

Es würde wahrlich keine vergebliche Arbeit feyn, wenn man aus den gedruckten Büchern alle mißverstandene und gemißbrauchte Wörter und Redensarten sammlen und folche dem Anfänger zur Warnung darstellen folte. Einen kleinen Beytrag erdreifte mich hier mitzuthelen.<sup>27</sup>

Er analysierte einige Beispiele und äußerte seine Meinung dazu, so zum Verb *valkāt* ‘tragen’:

*Walkaht* ist das Frekventativum von *wilkt*, und wird nur von Kleidungsstücken gebraucht, weil man folche vermittelt des An= und Abziehens vorzüglich nuzzet und brauchet. Es ist aber auffallend, wenn man dies Wort von andern Sachen brauchen will, die man nicht wie einen Rökk an und ausziehen kan. So ist dies *walkaht* sehr unfchiklich in das zweyte Gebot und an hundert andere Stellen gerathen.<sup>28</sup>

In der 2. Auflage seines Werkes (1809) finden sich noch weitere kritischere Bemerkungen, z. B.:

*Kas tohp zaur fcho Wahrdu faprafts?* Glaube ich ficherlich, versteht kein Lette. *Lohziklis* ist ein Gelenk, ein Glied, von *lohziht*. Was soll man nun wohl denken bey *Tizzibas Lohziklis?* *Gan darriht* kann nimmermehr das lateinische *fatisfacere* ausdrücken.<sup>29</sup>

26 Ebd.

27 Christoph HARDER, *Anmerkungen und Zusätze, zu der neuen lettischen Grammatik des Herrn Probst Stender, Papendorf 1790*, S. 33.

28 Ebd., S. 34.

29 Christoph HARDER, *Anmerkungen und Zusätze, zu der lettischen Grammatik des Herrn Probst Stender. Zweite und vermehrte Aufgabe, Mitau 1809*, S. 64.

Laut Harder waren solche und ähnliche Sprachkonstruktionen und Wortbedeutungen für lettische Muttersprachler nicht verständlich. Deshalb verkündete er:

Doch, es fey genug! Man könnte leicht ein ziemlich Buch mit solchen Schnizzern anfüllen. (Harder 1809:65)

So wurde zu Beginn des 19. Jahrhunderts mit den Bemühungen der Sprachplaner – einiger Geistlicher deutscher Herkunft, die manchmal von der Leitung der lutherischen Kirche unterstützt wurden – eine einheitlichere lettische Schriftsprache geschaffen, die über eine stabile Rechtschreibung und ein stabiles grammatikalisches System sowie einen ausgeprägten Wortschatz verfügte. Sie wurde in vielen hauptsächlich religiösen Texten sowie in den ersten weltlichen Publikationen verwendet. Diese Sprachform wurde auch in mehreren Grammatiken und Wörterbüchern beschrieben. Das geschriebene Lettisch stand jedoch immer noch unter starkem Einfluss des Deutschen, was einige seiner Benutzer und Planer als unerwünschtes und zu bekämpfendes Phänomen brandmarkten.

#### 4. Die Gründung der Lettisch-literarischen Gesellschaft

Infolge politischer, wirtschaftlicher und kultureller Prozesse zu Beginn des 19. Jahrhunderts wurde die wissenschaftliche Behandlung des Lettischen und somit die Auseinandersetzung mit der lettischen Schriftsprache vorangetrieben. Jetzt waren die treibenden Kräfte nicht mehr einzelne Pastoren, sondern staatlich geförderte Interessengruppen, angeleitet von deutschbaltischen Pastoren lutherischer Konfession, die tägliche Kontakte mit ihren lettischen Gemeinden hatten. Für sie war die lettische Sprache nicht nur ein wissenschaftliches Thema, sondern ein praktisches Werkzeug.

Mit der Aufklärung und dem Aufstieg des Rationalismus hatte sich das Interesse an den verschiedenen europäischen Völkern und ihren Kulturen entwickelt. Gegen Ende des 18. Jahrhunderts rückten auch die in der Ostseeregion siedelnden Völker, so auch die Letten, ins Zentrum des Interesses. Die ersten Volkslieder, Rätsel und Sprüche wurden gesammelt.<sup>30</sup> Es wurden auch die ersten didaktischen und praktischen „Büchlein“ auf Lettisch veröffentlicht, vor allem in Bereichen Medizin und

30 Ojārs AMBAINIS, *Latviešu folkloristikas vēsture. Pamatvirzieni un fakti*, Rīga 1989, S. 18–35.

Landwirtschaft.<sup>31</sup> Zu diesen Zwecken musste die Schriftsprache entwickelt werden, um verschiedene neue Konzepte auszudrücken, zumal entsprechender Wortschatz in der Volkssprache fehlte. So musste man die Frage beantworten, wie man am besten den lettischen Wortschatz erweitern kann: mit Hilfe von Lehnwörtern oder Neubildungen. Dies wiederum führte zu einer ganzen Reihe weiterer linguistischer Fragen hinsichtlich der Orthographie von Lehnwörtern und der phonetischen und morphologischen Anpassung, ganz zu schweigen von der Verwendung bestimmter Prinzipien in der Wortbildung.

In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, insbesondere nach der Abschaffung der Leibeigenschaft in Kurland (1817) und Livland (1819), benötigten die Letten immer mehr Texte zu verschiedenen Themen in ihrer eigenen Sprache. Um solche zu liefern, mussten zuerst die Spezifika der lettischen Grammatik und des lettischen Wortschatzes erforscht werden. Deshalb wurde gegen Ende des 18. Jahrhunderts zunächst die Idee der Gründung einer speziellen Forschungsgesellschaft vorgetragen.<sup>32</sup>

Dieser Plan wurde zu verschiedenen Anlässen mehrmals verkündet, und am 14. August 1823 wurde im *Ostsee-Provinzen-Blatt* ein Appell von Reinhold von Klot veröffentlicht, „eine lettische Gesellschaft“ zu gründen. Er schlug auch die Hauptaufgaben der zukünftigen Gesellschaft vor. Ein Jahr später wurde der Plan in die Tat umgesetzt. In der Gründungsversammlung vom 10. September 1824 wurde die *Lettisch-literarische Gesellschaft* ins Leben gerufen, gegründet von Pastoren und anderen gebildeten Deutschbalten mit dem Ziel: Erforschung und Entwicklung der lettischen Sprache.

Neben theoretischen, sprachlichen und ethnographischen Aufgaben wurden in den Statuten auch einige praktische Aufgaben genannt. Die *Gesellschaft* entschied:

- a) die ganze Sprache einer genauen Revifion zu unterwerfen, die einzelnen und undeutlichen Regeln so viel möglich deutlich und genau zu bestimmen, und besonders den Syntax, die Orthographie und Wortfolge auf feste Prinzipien zurückzuführen;
- b) alle Wörter und Redensarten, besonders technische Ausdrücke über einzelne Hauptgegenstände der Volksbeschäftigung, als: Fischerey, Jagd, Gartnerey, Ackerbau u. f. w., aus verchiedenen Gegenden, theils selbst und durch ihre Mitglieder zu sammeln; [...]

31 Pauls DAIJA, *Apgaismība un kultūrpārnese. Latviešu laicīgās literatūras tapšana*, Rīga 2013.

32 Matīss ĀRONS, *Latviešu literāriskā (latviešu draugu) biedrība savā simts gadu darbā*, Rīga 1929, S. 97–111; Jürgen von HEHN, *Die lettisch-literarische Gesellschaft und das Lettentum*, Königsberg/Berlin 1938, S. 4–6.

c) für mangelhafte Ausdrücke, für Abstrakta und für wissenschaftliche Terminologien eine Wortbildung nach dem Genius und Idiom der Letten zu verfuchen, und zum Besten der Schriftsprache, so wie des Kanzelley= und des höhern Geschäftstyls, zum gemeinfamen Gebrauche feztuftellen; [...]

d) praktische Verfuche aller Art zu geben, um für die Schriftsprache mehr Gewandtheit zu gewinnen.<sup>33</sup>

In Wirklichkeit konnte die *Gesellschaft* erst 1827 ihre Tätigkeit aufnehmen, als ihre Statuten offiziell genehmigt wurden. Damals fand die erste Versammlung statt, und es wurden Beiträge für das geplante *Magazin der lettisch-literarischen Gesellschaft* gesammelt, das 1828 erstmals veröffentlicht wurde. Laut Pastor Christian Wilhelm Brockhusen (Uexküll/Ikšķile) empfanden alle Beteiligten die Gründung der Gesellschaft als "*preezas=deena wiššeem teem, kas Latweešchus mihļo*" ['ein Freudentag für alle, die die Letten lieben/mögen']<sup>34</sup>, und als "*Latweešchu=wallowdas gohda=deena*" ['ein Ehrentag der lettischen Sprache']<sup>35</sup>.

33 Statuten der Lettisch=Literarischen Gesellschaft, [Mitau 1827], S. 5–7; vgl. auch Matīss ĀRONS (wie Anm. 32), S.114f.

34 [CHRISTIAN BROCKHUSEN], Ar kahdeem wahrdeem Ikščķilles mahzitajs – weens no teem beedribas wezzakeem – tohs zeenigus kungus un beedrus šaņehme, kad šchee pirmā reisē pehz tam, kad wiššuaugstakais Keisers un Kungs wiņņas likkumus bij' apstiprinajis, eekšch Rihgas šapulzinajušchees bija, in: *Magazin*, herausgegeben von der Lettisch=Literarischen Gesellschaft 1/1 (1828), 1.

35 Ebd., S. 3.

## 5. Aktivitäten der *Lettisch-literarischen Gesellschaft* im Bereich der Sprachpflege

### 5.1 Die Frage der Orthographie

Die Mitglieder der *Lettisch-literarischen Gesellschaft* sahen sich nicht nur als Förderer des Lettischen, sondern auch als Vormünder der Letten. Nur sie wären fähig und kompetent, sich mit der Vergangenheit wie auch mit der Zukunft der lettischen Sprache zu befassen. Im Kontext des frühen 19. Jahrhunderts konnte ein solcher Anspruch auch nicht bezweifelt werden.

Die Spracharbeit fing an. Die ersten Aktivitäten galten den bisher problematischen Orthographiefragen der lettischen Sprache. Im *Magazin* der *Gesellschaft* und in anderen Veröffentlichungen wurden lebendige Diskussionen über die Probleme der lettischen Rechtschreibung ausgetragen, wobei auch radikale Innovationen angeboten wurden.

Überlegungen und Vorschläge zur Verbesserung der lettischen Rechtschreibung waren allerdings nicht neu. Schon Harder hatte in seinen obengenannten „Büchlein“ (1790, 1809) darauf hingewiesen. In der *Lettisch-literarischen Gesellschaft* und in ihrem *Magazin* ergab sich jedoch die Möglichkeit, das Thema vertieft zu diskutieren. Dies geschah bereits im 1. Stück des 1. Bandes (1828), in dem Pastor Karl Friedrich Kyber (Arrasch/Āraiši) einen kurzen Artikel mit dem Titel *Einige Wünsche und Vorschläge rücksichtlich der Orthographie in der lettischen Sprache, der Lettisch-Literarischen Gesellschaft zur Beprüfung vorgelegt* veröffentlichte. In seinem Aufsatz betonte er:

Es ist wohl nicht zu läugnen, daß es für eine jede Sprache und ihre Ausbildung, so wie für ihre Erlerner und Bildner selbft, von großem Werthe ist, daß die Orthographie derselben auf feste und allgemeine Regeln reducirt wird.<sup>36</sup>

Kyber bemerkte auch, dass er nur die Ideen von Harder wiederhole und sich über sie austauschen wolle. Er warf eine Reihe von Problemen auf, deren wichtigste hier genannt sind:

<sup>36</sup> Karl Friedrich KYBER, *Einige Wünsche und Vorschläge rücksichtlich der Orthographie in der lettischen Sprache, der Lettisch-Literarischen Gesellschaft zur Beprüfung vorgelegt*, in: *Magazin* (wie Anm. 34) 1/1 (1828), S. 12.

1. Sollten nicht alle Substantive, wenn sie nicht am Anfang des Satzes stehen, mit einem kleinen Anfangsbuchstaben geschrieben werden?
2. Sollte das stimmhafte /z/ in allen Positionen nicht klar von dem stimmlosen /s/ unterschieden werden?
3. Sollten die Adverbien, *kā* 'wie', *tā* 'so', nicht konsequent von den Pronominalformen *kā* 'wessen', *tā* 'die; des' unterschieden werden, indem der Gravis-Akzent über dem Vokalbuchstaben in Adverbien verwendet wird?<sup>37</sup>

Einige Jahre später (1832) verbreitete Carl Christian Ulmann (Pastor zu Cremon/Krimulda) seine Überlegungen zur lettischen Orthographie und in einem Rundschreiben auch Fragen an die Mitglieder der *Gesellschaft*:

Folgendes erscheint mir dabei als vorzüglich erwägenswerth:

Ob nicht vielleicht Rückficht auf unfern Landmann große Vorficht bei folchen Veränderungen empfehle? — Ich meines Theiles glaube dies nicht bei den Veränderungen, d i e und w i e ich fie nur als nöthig vorstelle.

Ob die Rückficht auf die in den Druckereien vorhandenen lettifchen Lettern fo bedeutend ift, daß man auf keine größeren Aenderungen antragen darf? — Auch dies scheint mir bei denen, die ich für nöthig halte, eine zu weit getriebene Furcht.

Ob der Grundfatz anzunehmen ift, daß gar keine neuen Buchstaben eingeführt werden? — Ich wäre dafür. Denn warum neue Zeichen für *fch*, *sch*, *ŷch* u. f. w.? — Diese bekannten Zeichen mögen nicht als mehrere Buchstaben, sondern als Einer angefehn und ausgeprochen werden. Vielleicht möchten nur statt *bj*, *wj* u. f. w., virgulirte *b*, *w* u. f. w. für dienlich erachtet werden.

Ob das h ganzlich auszumerzen ift? — Mir wenigstens erschiene die durchgängige Bezeichnung des hellen oder gedehnten Vocals mit dem Circumflex, *ˆ*, wodurch diefer aufhörte, bloßes grammatisches Zeichen des localis zu feyn, wünschenswerth.

Ob die Doppelconfonanten ganz abzufchaffen find? — Sobald nämlich jeder Vocal als ein dumpfer oder Heller (kurz oder gedehnt auszufprechender) bezeichnet ift, z. B. *a â, e ê, i î, o ô, u û*, fo brauchen wir weder h noch Doppelconsonanten. Vgl. Magazin III, 1. S. 10.

Ob ein f finale gelten foll, z. B. in *drihf*, *uf*, *if*, oder ob es ein virgulirtes und unvirgulirtes s finale geben foll, da Einigen ein f finale zum Anfoße gerecht? —

Unterschieden aber muß *ś* und *ř* allenthalben werden, da es ganz verschiedene in der Sprachformation nicht einmal verwandte Laute find.<sup>38</sup>

Es gab 14 Antworten mit Vorschlägen zu dem Rundschreiben, die Ulmann 1833 in Band 4 des *Magazins* veröffentlichte.<sup>39</sup> Die Antworten zeigten, dass die meisten Befragten konservativ und skeptisch gegenüber Reformen waren: Die Reformen seien nicht notwendig. Ebenso wurden sie kaum von der lettischen Seite befürwortet. Dennoch gab es weitere Vorschläge für Änderungen und Verbesserungen. So schlug Pastor Friedrich Wilhelm Weyrich (Erlaa/Ērgli), der die Reformen im Allgemeinen unterstützte, kleine Anfangsbuchstaben für Substantive vor. Im Weiteren plädierte er für eine neue Markierung der Vokallänge: statt des nachstehenden <h> sollte die Vokallänge mit „einem horizontalen Strichelchen“ über dem Buchstaben gekennzeichnet werden < ā, ē, ī, ū, ō >.<sup>40</sup> Die Kennzeichnung der Vokallänge durch diakritische Zeichen wurde auch von Christian Wilhelm Mützel<sup>41</sup> (Seswegen/Cesvaine) – vorzugsweise mit < â > oder < â > usw. – sowie von einem anonymen Schreiber<sup>42</sup> unterstützt. Mehrere Pastoren schlugen zumindest für einige Konsonanten (/ʃ/, /ʒ/, /ʒʃ/) vor, kyrillische Buchstaben einzuführen. Pastor David Wendt schrieb sogar:

Aber warum nicht das ganze Alphabet der der lettischen so nahe verwandten russischen Sprache annehmen, und so ihr ein nationales geben, vielleicht gerechter Weise wiedergeben, — als es in die fremde deutliche Form zwingen wollen?<sup>43</sup>

Pastor Ulmann fasste die erhaltenen Vorschläge zusammen.<sup>44</sup> Er widersetzte sich kategorisch der Einführung von russischen Buchstaben, unterstützte aber die Kennzeichnung der Vokallänge mit einem Zirkumflex < â, ê, î, û > und die Abschaffung der Konsonantenverdopplung. Darüber hinaus schlug er neue Symbole für einige Konsonanten vor. Ulmann lieferte auch eine kleine Probe in seiner vorgeschlagenen Rechtschreibung aus dem Text des Markusevangeliums (s. Abb. 1).

38 Carl Christian ULMANN, Ueber die Feststellung der lettischen Orthographie durch die lettisch-literarische Gesellschaft, in: *Magazin* (wie Anm. 34) 4/2 (1833), S. 167–168.

39 Bemerkungen über den vorstehenden Vorschlag des Herrn Pastor Ulmann zur Feststellung der lettischen Orthographie, in: *Magazin* (wie Anm. 34) 4/2 (1833), S. 169–214.

40 Ebd., S. 199–202.

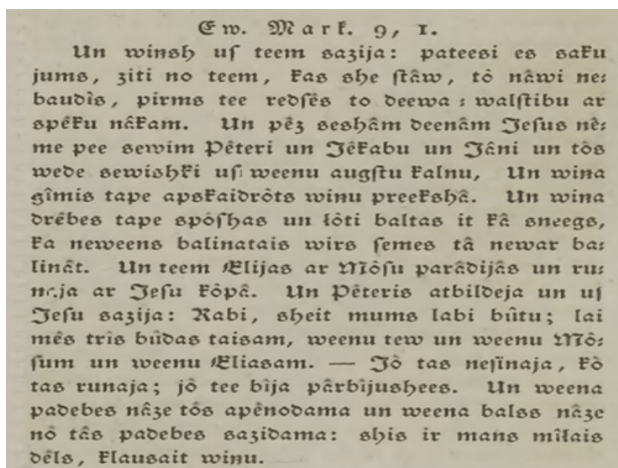
41 Ebd., S. 188–189.

42 Ebd., S. 212–214.

43 Ebd., S. 211.

44 Ebd., S. 215–250.



Abbildung 1. Schreibprobe von Carl Christian Ulmann<sup>45</sup>

In der Schlussfolgerung äußerte Ulmann die Hoffnung,

daß eine Comitāt — und zwar aus gleichen Theilen kurländischer und livländischer Mitglieder bestehend, ernannt werde, welche mit Berücksichtigung der eingelaufenen und hier auf den Tisch niedergelegten Bemerkungen zu untersuchen hat, ob und was sich zur Zeit als eine wünschenswerthe Norm in der lettischen Orthographie annehmen lasse.<sup>46</sup>

Dieser Wunsch blieb jedoch unerfüllt. Nach der Debatte von 1834 wurde die Frage der Rechtschreibreform in der *Lettisch-literarischen Gesellschaft* für längere Zeit nicht mehr diskutiert.

Erst im Band 9 des *Magazins* (1847) wurden erneut zwei Artikel diesem Thema gewidmet. Die Autoren waren Pastor Georg Büttner (Kabillen/Kabile) und der Arzt Georg Baar. Baar war der erste gebürtige Lette und zugleich der erste Nicht-Ordinierte, der zu dem Thema publizierte.

An dieser Stelle sei angemerkt, dass damals bereits allgemein angenommen wurde, dass lange Silben im Lettischen durch sogenannte Silben-Intonationen oder Töne – gedehnt und gebrochen – gekennzeichnet sind. Der erste, der darüber be-

45 Ebd., S. 250.

46 Ebd., S. 249.

richtete, war Otto Benjamin Gottfried Rosenberger in seiner Grammatik *Formenlehre der lettischen Sprache* (1830), doch die Rechtschreibdiskussion von 1834 achtete noch nicht auf Intonationen und deren mögliche Kennzeichnung.

In den 1840er Jahren war die Situation schon eine andere. Das Problem war nun, sich zu entscheiden, ob das Phänomen schriftlich markiert werden sollte oder nicht. Büttner<sup>47</sup> schlug vor, Silben-Intonationen zu unterscheiden, d. h. den gedehnten Ton mit einem folgenden < h >, den scharfen oder gebrochenen Ton aber mit einem Zirkumflex < â, ê, î, û > zu kennzeichnen. Ein Zirkumflex könne sogar über Diphthonge < aî, aû, eê > gesetzt werden.

Georg Baar<sup>48</sup> schlug dagegen vor, überhaupt auf < h > zu verzichten, die gedehnten Vokale aber mit einem horizontalen Strich (< ā, ē, ī, ū >, in gleicher Weise auch bei Diphthongen) und gestoßene Vokale mit einem Gravis-Akzent (< à, è, ì, ù >) zu kennzeichnen. Außerdem schlug Baar für die Diphthonge /ie/, /uo/ eine Schreibung mit zwei Buchstaben < ia >, < ua > vor. Für einige Konsonanten führte er sogar neue diakritische Zeichen oder Buchstaben ein, die aus der polnischen (< ć, ś, ź > für /tʃ/, /ʃ/, /ʒ/) oder aber aus der russischen (< 3, ś > für /dʒ/, /dʒ/) Graphie stammten. Abschließend lieferte Baar auch eine Probe seiner Rechtschreibung (s. Abb. 2).

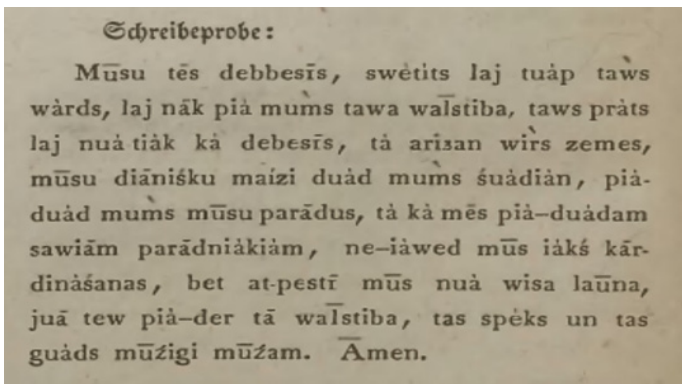


Abbildung 2. Schreibprobe von Georg Baar<sup>49</sup>

47 Georg BÜTTNER, Untersuchungen über die lettischen Sprachlaute, in: Magazin (wie Anm. 34) 9/1 (1847), S. 3–20.

48 Georg BAAR, Ueber die in der lettischen Sprache vorkommenden Laute und deren einfache Bezeichnung durch die Schrift, in: Magazin (wie Anm. 34) 9/1 (1847), S. 21–48.

49 Ebd., S. 48.

Fast ein Jahrzehnt später kehrte ein weiterer Autor zur lettischen Orthographie zurück: 1856 veröffentlichte August Bielenstein in Band 11 des *Magazins* seine *Thesen über die lettische Orthographie*<sup>50</sup>, in denen er seine Überzeugung zum Ausdruck brachte, dass die lettische Schrift im Wesentlichen nicht geändert werden sollte:

Eine vorzunehmende Reformation der herrschenden Orthographie muß mit Vorficht und Maaß vorgenommen werden; es darf kein Umfturz des Befehenden fein.<sup>51</sup>

Die traditionelle Schreibweise sollte laut Bielenstein beibehalten werden, einschließlich des < h > für die Vokallänge, ebenso die Doppelschreibung von Konsonanten nach einem kurzen Vokal und die Bezeichnung einiger Konsonanten mit mehreren Buchstaben. Nur einige kleinere Verbesserungen sollten eingeführt werden.

1858, in Band 12/3 des *Magazins*, wurde der Aufsatz eines Lehrers, M. Villumsohn aus Dahlen (Dole), mit weiteren Vorschlägen zur Rechtschreibreform publiziert.<sup>52</sup> Er schlug vor, die verschiedenen Silben-Intonationen zu unterscheiden, die gedehnte durch ein Akut < á, é, í, ú >, die gebrochene aber mit einem Zirkumflex < â, ê, î, û >, und das < h > als Zeichen der Vokallänge vollständig aufzugeben. Alle palatalen Konsonanten und auch /ʃ/, /ʒ/, /ʒʃ/ könnten, so meinte er, durch einen Konsonantenbuchstaben und das folgende < j > (< gj, kj, lj, nj; sj, fj; zj >) bezeichnet werden (s. Abb. 3).

50 August BIELENSTEIN, *Thesen über die lettische Orthographie*, in: *Magazin* (wie Anm. 34) 11/2 (1856), S. 1–12.

51 Ebd., S. 1.

52 M. VILLUMSOHN, *Betrachtung der lettischen Sprachlaute. Kritische Beiträge zur Begründung eines neuen genauen und consequenten orthographischen Verfahrens*, in: *Magazin* (wie Anm. 34) 12/3 (1860), S. 1–11.

Stāndiat, raugi wians šejējs līgāja sēt. Un tas nuattās, šējuat  
 zītš fritā zeljmāli, un tīa putnī apakšj debešs nāža un tua apēda. Un  
 zītš fritā uš alminjāim, fur tam daudš jemes nebija un ušdīga tūdašū,  
 tāpēz lā tam dšljas jemes nebija. Bet tad ta saule bij' ušlēfuse, tad  
 tas sarvīta un nuafalta, tāpēz lā winjam nebija salnes. Un zītš fritā  
 starp tīam ērfšjiam, un tīa ērfšji ušāuga un tua nuomāža, tas  
 āugljus nenesa. Un zītš fritā uš labu semī un nesa āugljus, tas āuga  
 un āugljuojās, un zītš nesa trīsdesmit-kārtīgi, zītš sesjdesmit-kārtīgi,

Abbildung 3. Schreibprobe von M. Willumsohn<sup>53</sup>

Der gleiche Band des *Magazins* enthielt auch Bielensteins Kritik an Villumsohns Vorschlägen.<sup>54</sup> Der Beitrag ist auch deshalb interessant, weil er einen Überblick über alle bisherigen Vorschläge zur Rechtschreibreform bietet. Bielenstein schlug dabei auch seine eigene Probe jener „wissenschaftlichen“ Schrift vor, die später in seiner Grammatik *Die lettische Sprache* (1863) verwendet wurde. Im Allgemeinen blieb Bielenstein der Ansicht, dass die praktische Rechtschreibung des Lettischen beibehalten werden solle.

Aber andererseits ist die ganze orthographische Frage  
 keine Lebensfrage.<sup>55</sup>

Erst 1874 kehrte das *Magazin* zum Thema der Rechtschreibung zurück, als sich die Situation der lettischen Schriftsprache bereits wesentlich geändert hatte.<sup>56</sup> 1868 wurden der *Rigaer Letten Verein* und dessen Wissenschaftskommission gegründet; letztere übernahm in der Folgezeit nicht nur die Reform der lettischen Rechtschreibung, sondern kümmerte sich auch um alle weiteren Fragen der Sprachplanung.

53 Ebd., S. 11.

54 AUGUST BIELENSTEIN, Kritik und Gutachten über die Abhandlung des Parochiallehrers zu Dahlen, Willumsohn, „über die lettischen Sprachlaute“, in: *Magazin* (wie Anm. 34) 12/3 (1860), S. 14–34.

55 Ebd., S. 19.

56 C. LINDE, Einiges über die Reform der lettischen Orthographie, in: *Magazin* (wie Anm. 34) 15/3 (1874), S. 23–28.

## 5.2 Die Normierung der Schriftsprache

Der zweite Schwerpunkt der Aktivitäten der *Lettisch-literarischen Gesellschaft* war die Beschreibung der Grammatik und die Etablierung von Normen für die lettische Schriftsprache. Viele Mitglieder der Gesellschaft sammelten Materialien zur Ergänzung der damals umfassendsten linguistischen Arbeit, nämlich Gotthard Friedrich Stenders *Lettischer Grammatik* (1783). Das *Magazin* veröffentlichte kritische Äußerungen zu einigen Ansichten Stenders sowie weiterführende grammatikalische Anmerkungen und Artikel.<sup>57</sup>

Ein besonderes Augenmerk galt in den ersten Bänden des *Magazins* der Rezension neuer Publikationen. Die Rezensenten bewerteten den Inhalt, doch insbesondere die Sprache. Rezensiert wurden

a) Lehrbücher, etwa das ABC- und Lesebuch *Jauna bohksterešchanas un laššišchanas Grahmata*,<sup>58</sup>

b) Belletristik, etwa Übersetzungen wie *Robinsons Kruhfiņšch* (Robinson der Jüngere. Ein Lesebuch für Kinder von Joachim Heinrich Campe)<sup>59</sup> und Originalwerke: Erzählungen, Märchen, Rätsel etc.,<sup>60</sup>

c) linguistische Publikationen, etwa: *Beiträge zur lettischen Sprachkunde*<sup>61</sup> und *Formenlehre der lettischen Sprache*,<sup>62</sup>

57 Arturs OZOLS, *Veclatviešu rakstu valoda*, Rīga 1965, S. 545–557.

58 Christoph HARDER, *Jauna bohksterešchanas un laššišchanas Grahmata* Widsemmes mihļeem Behrneem par labbu šarakstīta no Pridrika Erdmann Stoll, Jaunpils draudses mahzītāja. Rihgā 1813, in: *Magazin* (wie Anm. 34) 1/2 (1829), S. 46–50.

59 [Christian BROCKHUSEN], *Robinsons Kruhfiņšch. Stahstu=grahmata, behrneem Wahzeešču wallodā šarakstīta no Jekkuma Jndriķa Kampa, [...] pahrtulkota*, no C. R. Girgensohn. Jelgawā 1824, in: *Magazin* (wie Anm. 34) 1/2 (1829), S. 51–66.

60 [Christian BROCKHUSEN], *Stahsti, pašakkas, dseešmas un mihklas, par pamahzīščanu un islusteščanu, Latweešču wallodā šarakstīta no C. R. Girgensohn [...] Jelgawā 1823*, in: *Magazin* (wie Anm. 34) 1/3 (1829), S. 134–136.

61 [Christian BROCKHUSEN], *Beiträge zur lettischen Sprachkunde*, herausgegeben von Arnold Wellig, *Pastor zu Pernigel und St. Matthäi, Mitau bei Joh. Fr. Steffenhagen und Sohn 1828*, in: *Magazin* (wie Anm. 34) 1/3 (1829), S. 127–133.

62 Otto GIRGENSOHN, *Formenlehre der lettischen Sprache*. – Conspect für seine Zuhörer von dem Lector der lettischen Sprache, Hofrath Rosenberger, Mitau, gedruckt bei I. F. Steffenhagen und Sohn. 1830, in: *Magazin* (wie Anm. 34) 3/1 (1831), S. 141–240.

d) andere Arten von Literatur, etwa: Kalender<sup>63</sup> und Predigten.<sup>64</sup>

In diesen und auch anderen Rezensionen wurde der unerwünschte Einfluss des Deutschen auf die lettischen Texte offen kritisiert:

Trotz dem, daß die lettische Bibelübersetzung im reinsten Dialect verfaßt ist, ist sie doch voller Germanismen, und Ebräischer und Griechischer Wortfügungen.<sup>65</sup>

Scharfe Kritik bekamen die Autoren, deren Kenntnisse der lettischen Sprache unzureichend waren:

Bisher erschien uns das Verwechseln des *conditionalis* mit dem *conjunct.* oder *mod. referens* auf *oh* fast als ein sicheres Zeichen davon, daß Jemand sein Lettisch nur aus Büchern gelernt, jedenfalls nicht im lebendigen Umgange mit dem Volke regenerirt hatte.<sup>66</sup>

In den Artikeln und Rezensionen wurden immer wieder Details der lettischen Grammatik erwähnt, die sich vom Deutschen unterscheiden, z. B.:

Der deutliche Artikel *ein* wird im Lettischen entweder gar nicht, oder durch *kahds*, niemals aber durch *weens* gegeben, denn *weens* ist die Zahl *eins*.<sup>67</sup>

Das Setzen des *pronominis reciproci* bei einem *verbo reflexivo* ist gewiß nur Germanismus, und daher falsch.<sup>68</sup>

*Irr kungs mahjās? ešši tu bijis? tizzi tu eekšch Deewu?* find nicht nur im Munde reiner Letten felten vorkommende, sondern es find völlig unlettische Fragen, fo häufig man sie auch in Druckchriften findet.<sup>69</sup>

63 [Christian BROCKHUSEN], *Wezza un jauna Laika=Grahmata us to 1828tu Gaddu*, Jelgawā, in: *Magazin* (wie Anm. 34) 1/2 (1829), S. 67–76.

64 Gustav Reinhold von KLOT, *Beidsamais špreddiķķis, ko 1830tā gaddā, 31mā August=mehnešča deenā no šawas miļlas draudses šchkirdamees Walmares basnizā turreja Julius Walter, [...] Tehrpatā [...] 1830tā gaddā*, in: *Magazin* (wie Anm. 34) 3/1 (1831), S. 240–245.

65 Friedrich Eduard NEANDER, *Fortsetzung der im vorigen Hefte abgebrochenen Bemerkungen zu Stenders lettischer Grammatik von Mylich, Schulz und Wagner, geordnet und vermehrt durch F. E. Neander*, in: *Magazin* (wie Anm. 34) 2/2 (1830), S. 25.

66 Carl Christian ULMANN, *Zwei Uebersetzungen der Augsburgischen Confession, die erste von Propst von der Launitz, die zweite von Pastor Karl Fr. Kyber*, in: *Magazin* (wie Anm. 34) 5/1 (1835), S. 98.

67 Friedrich Eduard NEANDER, *Fortsetzung der im vorigen Hefte abgebrochenen Bemerkungen zu Stenders lettischer Grammatik von Mylich, Schulz und Wagner, geordnet und vermehrt durch F. E. Neander*, in: *Magazin* (wie Anm. 34) 2/2 (1830), S. 11.

68 Ebd., S. 12.

69 Ebd., S. 23.

Es wurde daran erinnert, dass es notwendig sei, die gesprochene lettische Sprache „aus dem Mund des Volkes“ zu lernen:

Wenn es Grundsatz bei dem Studium der Fortbildung einer jeden Sprache, besonders aber einer noch rohen, sein muß, die Eigenheiten derselben aus dem Munde des Volkes zu erforschen, so wird das auch gewiß im Lettischen [...] zu beobachten seyn.<sup>70</sup>

Nach Band 5 des *Magazins* (1835) erschienen für längere Zeit keine Rezensionen zu den neuen Büchern und ihrer Sprache mehr. Erst auf der Jahresversammlung der *Gesellschaft* von 1855 wurde beschlossen, dass jede neue Druckschrift in lettischer Sprache zuerst sowohl inhaltlich als auch sprachlich zu beurteilen sei. Nur Publikationen mit einer positiven Bewertung sollten zur Lektüre empfohlen werden.<sup>71</sup> Die kurländischen und livländischen Direktoren (d.i. Vizepräsidenten) der *Gesellschaft* informierten die Mitglieder auf den Jahresversammlungen über die Veröffentlichungen des letzten Jahres in beiden lettischen Provinzen. In diesen Berichten wurde häufig auch die Sprache der Veröffentlichungen beurteilt. Diese Buchbesprechungen wurden danach meistens im *Protokoll der Jahresversammlung*, doch nicht im *Magazin* der *Lettisch-literarischen Gesellschaft* gedruckt.

### 5.3 Die Entwicklung des Wortschatzes

Ein weiterer Schwerpunkt der linguistischen Aktivitäten der *Lettisch-literarischen Gesellschaft* war die Sammlung von Lexika und die Schaffung eines erweiterten Wortschatzes für die Schriftsprache. Mehrere Pastoren hatten in ihren Gemeinden und aus den veröffentlichten Schriften (Büchern, Zeitungen) Wörter gesammelt, die in

70 [Carl Eduard NAPIERSKY], Ueber die Stellung der Familien- und Taufnamen im Lettischen, in: *Magazin* (wie Anm. 34) 1/1 (1828), S. 22.

71 Protokoll der neunundzwanzigsten Jahresversammlung lettisch-literarischen Gesellschaft, in: *Magazin* (wie Anm. 34) 11/2 (1856), S. 97.

Stenders Wörterbuch nicht zu finden waren.<sup>72</sup> Andere Autoren hatten mehrere thematische Wortlisten (Pflanzen, Vögel, Fische usw.) zusammengetragen.<sup>73</sup>

Die Mitglieder der *Gesellschaft* befassten sich auch mit der Bereicherung des Wortschatzes der lettischen Schriftsprache unter Einbeziehung von Fremdwörtern und Schaffung von Neologismen. Zu erwähnen sind Conrad Schulzens Bemerkungen zur Anpassung fremder Wörter<sup>74</sup> und Jakob Lundbergs eher historisch ausgerichteter Artikel *Ueber die Aufnahme fremder Wörter in die lettische Sprache*.<sup>75</sup> Rudolph Schultz hat sich in seinem Beitrag *Ueber die lettischen Eigennamen und die in die lettische Sprache*

72 [Carl Christian ULMANN], Lexicographische Beiträge aus der Kremon-St. Peterskapellen Gegend, in: *Magazin* (wie Anm. 34) 3/1 (1831), S. 79–123; Johann Heinrich BAUMANN, Lexicalische Beiträge, in: *Magazin* (wie Anm. 34) 3/1 (1831), S. 123–136; Friedrich Wilhelm WAGNER/Christian Wilhelm MÜTHEL, Einige im Stenderschen Wörterbuche nicht befindliche oder in anderer Bedeutung vorkommende Wörter und Redensarten, in: *Magazin* (wie Anm. 34) 4/2 (1833), S. 106–157; Peter SEEWALD, Einige lettische Ausdrucksformen (aus der Privatgut Lindenschen Gemeinde in Kurland), die von der gewöhnlichen Sprech- resp. Schreibweise abweichend sind; sowie mehrere ganz unbekannte Wörter, in: *Magazin* (wie Anm. 34) 13/2 (1865), S. 38–70; Peter SEEWALD, Einige lettische Ausdrucksformen (aus der Privatgut Lindenschen Gemeinde in Kurland), die von der gewöhnlichen Sprach- resp. Schreibweise abweichend sind; sowie mehrere ganz unbekannte Wörter, Lindensche Gesindenamen im Locativ, Namen Lindenscher Waldstrecken, Heuschläge, Berge, Flüsse und Seen, in: *Magazin* (wie Anm. 34) 13/3 (1866), S. 49–74;

73 Jakob Florentin LUNDBERG, Ueber ein künftiges lettisches Handbuch der Pflanzenkunde, in: *Magazin* (wie Anm. 34) 4/2 (1833), S. 8–18; Hermann Ehrenfest KATTERFELD, Beitrag zu den lettischen Pflanzennamen. Auf Veranlassung von Herrn Dr. Fleischers Aufforderung zusammengetragen, in: *Magazin* (wie Anm. 34) 4/2 (1833), S. 18–70; [Christian Wilhelm MÜTHEL], Bemerkungen zu der, von dem Herrn Dr. J. G. Fleischer Einer Allerhöchst bestätigten lettisch, literarischen Gesellschaft zur Beprüfung, Umänderung, Berichtigung und Ergänzung vorgelegten Zusammenstellung lettischer Pflanzennamen, Behufs der Bearbeitung einer Kurländischen Flora, in: *Magazin* (wie Anm. 34) 4/2 (1833), S. 71–95; Carl Christian ULMANN, Bemerkungen zu den lettischen Pflanzennamen des Herrn Dr. Fleischer und zu den Bemerkungen des Herrn Pastor Müthel darüber, in: *Magazin* (wie Anm. 34) 4/2 (1833), S. 96–105; Heinrich KAWALL, Lettische Benennungen frei lebender einheimischer Vögel, mit den systematischen und deutschen Namen versehen und alphabetisch zusammengetragen, in: *Magazin* (wie Anm. 34) 12/3 (1860), S. 35–48; Heinrich KAWALL, Lettische Benennungen einheimischer Fische mit möglichster Hinzufügung der deutschen und systematischen Namen, in: *Magazin* [...] 13/1 (1863), S. 30–37; Heinrich KAWALL, Pilze in Kurland nach ihren lettischen Benennungen und mit versuchter Deutung einiger derselben, in: *Magazin* (wie Anm. 34) 13/3 (1866), S. 77–80.

74 Friedrich Eduard NEANDER, Fortsetzung der im vorigen Hefte abgebrochenen Bemerkungen zu Stenders lettischer Grammatik von Mylich, Schulz und Wagner, geordnet und vermehrt durch F. E. Neander, in: *Magazin* (wie Anm. 34) 2/2 (1830), S. 8–11.

75 Jakob LUNDBERG, Ueber die Aufnahme fremder Wörter in die lettische Sprache, in: *Magazin* (wie Anm. 34) 2/2 (1830), S. 101–121.



aufzunehmenden Fremdwörter<sup>76</sup> über das Schreiben fremdsprachiger Namen auf Lettisch geäußert. Diese Autoren betätigten sich als Sprachplaner.

Besonders relevant für die Weiterentwicklung der lettischen Sprache waren gerade die auf Lettisch veröffentlichten *Magazin*-Bände. Die Sammlungen unter dem Titel *Daščadu rakstu krahjums* [„Sammlung verschiedener Schriften“] erschienen seit 1830.<sup>77</sup> Die insgesamt 12 Bände enthalten Übersetzungen literarischer Texte (Prosa, Poesie) sowie Lehrbücher und Unterrichtsmaterialien. Erwähnenswert sind C. Chr. Ulmanns Grundlagen der Astronomie *Kahdas siņņas par to, ko pee debbess redsam* [„Einige Nachrichten von dem, was wir im Himmel sehen“] (1837),<sup>78</sup> Paul Emil Schatzens *Pirma laššišchanas grahmata* [„Das erste Lesebuch“] (1844),<sup>79</sup> das nicht nur literarische Texte enthielt, sondern auch einige Informationen über Sprache, Natur, Arithmetik und weitere Bereiche; Friedrich Schaacks *Dseedaščanas škohlas grahmatiņ[a]* [„Schulgesangbüchlein“] (1848)<sup>80</sup> mit musikalischen Begriffen sowie Gustav Brasches *Ihša pamaziščana* [„Kurze Anleitung“] (1857)<sup>81</sup> – dies war auch die letzte Sammlung dieser Art. Sie umreißt kurz die lettische Grammatik und die Grundlagen der Rechtschreibung. Viele in diesen Ausgaben verwendete Fachwörter und Begriffe sind in der gleichen oder in teilweise veränderter Form in der lettischen Sprache bis heute beibehalten, z. B., *grāds* ‚Grad‘, *zemes ass* ‚Erdachse‘, *figūra* ‚Figur‘, *kvadrāts* ‚Quadrat‘, *līnija* ‚Linie‘, *punkts* ‚Punkt‘, *riņķis* ‚Kreis‘, *atslēga* ‚Schlüssel‘, *balss* ‚Stimme‘, *nots* ‚Note‘, *takts* ‚Takt‘, *domuzīme* ‚Gedankenstrich‘, *locījums* ‚Kasus‘, *sakne* ‚Wurzel‘, *teikums* ‚Satz‘, *zīlbe* ‚Silbe‘ u.a.

So hatte die *Lettisch-literarische Gesellschaft* in den ersten Jahrzehnten ihrer Existenz viel erreicht. Sie hatte offene Diskussionen über die Probleme der lettischen Sprache geführt, und ihre Mitglieder waren an der Weiterentwicklung der Schriftsprache beteiligt.

76 Rudolph SCHULZ, Ueber die lettischen Eigennamen und die in die lettische Sprache aufzunehmenden Fremdwörter, in: *Magazin* (wie Anm. 34) 11/2 (1856), S. 13–30.

77 *Daščadu rakstu krahjums. Latweešču tautai un viņņas draugeem apgahdahts no Latweešču draugu beedribas. Pirma daļļa* (*Magazin* (wie Anm. 34) 2/3), Jelgawa 1830.

78 [Carl Christian ULMANN], *Kahdas siņņas par to, ko pee debbešs redsam* (*Magazin* (wie Anm. 34) 5/3), Jelgawa 1837.

79 Paul Emil SCHATZ, *Pirma laššišchanas grahmata* (*Magazin* (wie Anm. 34) 7/2), Rihga 1844.

80 Friedrich SCHAACK, *Latweešcheem Dseedaščanas škohlas grahmatiņu [...]* (*Magazin* (wie Anm. 34) 9/3), Jelgawa 1848.

81 Gustav BRASCHE, *Ihša pamaziščana* Latweešcheem, kas šawu wallodu gribb labbaki pahrsiht un zaur to par labbeem rakstītajem palikt (*Magazin* (wie Anm. 34) 11/3), Jelgawa 1857.

## 6. Eine neue Zeit

Die geschilderte Situation bestand so bis um die Mitte des 19. Jahrhunderts. Doch im Jahrzehnt davor – in den vierziger Jahren – erschienen unter den Beiträgern auch gebürtige Letten, darunter Ansis Līventāls, Ernests Dinsbergs, Ansis Leitāns, Jānis Ruģēns, Krišjānis Valdemārs und auch der bereits erwähnte Georg Baar als die wichtigsten Vertreter.<sup>82</sup> Zu dieser Zeit begann nämlich im Kontext wirtschaftlicher und sozialer Veränderungen das nationale Erwachen Lettlands, bei dem die Sprachfrage eine bedeutende Rolle spielte. Die neue Generation lettischer Intellektueller versuchte nun, der lettischen Sprache eine qualitativ neue Ausdrucksform zu geben. Den ersten Schritt auf diesem Weg zur Selbstverantwortung in Sprachfragen markiert das Jahr 1856 mit zwei Schlüsselereignissen.

Das erste Ereignis war die Veröffentlichung der Gedichtsammlung *Dziesmiņas* („Gedichte“) von Juris Alunāns einschließlich der daraus resultierenden Polemik zwischen lettischen Intellektuellen und Mitgliedern der *Lettisch-literarischen Gesellschaft*.<sup>83</sup> Alunāns hatte unverblümt geschrieben:

Leelakā grahmatu daļā, kas lihdī šchim ļaudis isgahjušas, walloda ļohti pahgrohļita un šajaukta. [„In den meisten Büchern, die den Menschen bisher zur Verfügung gestellt wurden, war die Sprache stark verändert und durchmischt.“]<sup>84</sup>

Das zweite Ereignis war die Veröffentlichung einer neuen lettischen Zeitung *Mahjas Weešis* [„Der Hausgast“], die unabhängig von der lutherischen Geistlichkeit war.<sup>85</sup> National orientierte Letten begannen, in diesem neuen Organ auch über ihre Sprache zu schreiben. Gleichzeitig kam es zum ersten Versuch, offiziell mit der *Lettisch-literarischen Gesellschaft* zu konkurrieren. Am 7. September 1861 wurden die Statuten einer neuen *Gesellschaft für lettische Sprache und Literatur* dem Generalgouverneur der

82 Oto Čakars/Arvids Grigulis/Milda Losberga, *Latviešu literatūras vēsture no pirmsākumiem līdz XIX gadsimta 80. gadiem*, Rīga 1989, 137–166; Ludis Bērziņš, Juris Bārs, in: *Izglītības Ministrijas Mēnešraksts* 7/8 (1930), S. 33–53.

83 Krišjānis ANČIŅIS, *Kādas valodnieciskas polemikas simtgadu piemiņai*, in: *Rakstu krājums. Veltījums akadēmiķim profesoram Dr. Jānim Endzelīnam viņa 85 dzīves un 65 darba gadu atcerei*, Rīga 1959, S. 269–303.

84 [Juris ALUNĀNS], *Dseesmiņas Latweeschu wallodai pahrtulkotas*, Tehrpata 1856, S. 3.

85 Die erste Nummer des Blattes wurde am 2. Juli 1856 veröffentlicht – Jürgen von HEHN, *Die lettisch-literarische Gesellschaft und das Lettentum*, Königsberg/Berlin 1938, S. 40–52; Vita ZELČE, *Latviešu avīžniecība: Laikraksti savā laikmetā un sabiedrībā, 1822–1865*, Rīga 2009, S. 223–330.

Ostseeprovinzen Russlands zur Genehmigung vorgelegt.<sup>86</sup> Sie waren von Bernhards Dīriķis und von 20 anderen Intellektuellen unterzeichnet, hauptsächlich Letten, darunter Juris Alunāns, Krišjānis Valdemārs, Kaspars Biezbārdis, Ansis Leitāns und Juris Caunīte.<sup>87</sup> Die Gründung dieses Vereins wurde jedoch nicht genehmigt.

Da der Verein und die dazugehörige neue Zeitung in Riga nicht gegründet werden konnten, planten mehrere national gesinnte Intellektuelle, die sogenannten *Jungletten*, die Zeitung außerhalb Lettlands zu veröffentlichen. Unter der Leitung von Krišjānis Valdemārs wurde die Zeitung *Peterburgas Awīses* in St. Petersburg gegründet.<sup>88</sup> Die Zeitung wurde zum Sprachrohr der Emanzipationsideen der lettischen Nation. Aufgrund politischer und finanzieller Umstände wurde die Zeitung 1865 (nach weniger als vier Jahren Tätigkeit) eingestellt. Der Prozess der lettischen nationalen Emanzipation konnte damit jedoch nicht mehr gestoppt werden.

1868 wurde der *Rigaer Letten Verein* (*Rīgas Latviešu biedrība*) gegründet, der mehrere Jahrzehnte lang das Zentrum der nationalen Entwicklung war. Im Verein wurde auch eine Wissenschaftskommission gebildet, die 1876 begann, gesammelte Schriften zu veröffentlichen.<sup>89</sup> Dabei stand die Frage der Pflege und Entwicklung der lettischen Sprache im Vordergrund.<sup>90</sup> Eine weitere wichtige lettischsprachige Zeitung *Baltijas Wehstnešis*, die von den Mitgliedern des Vereins herausgegeben wurde, erschien 1869 in Riga.<sup>91</sup> Die ersten lettischen Buchverlage wurden sowohl in Riga als auch in Mitau (Jelgava) gegründet.<sup>92</sup> So ging das Publikationswesen in lettischer Sprache zunehmend in die Hände von Muttersprachlern über.

In dieser Situation kehrte die *Lettisch-literarische Gesellschaft* zu Diskussionen über Grammatiknormen und die „Korrektheit“ der Schriftsprache zurück. Nun bewerteten

86 Augusts DEGLAVS, *Latviešu attīstības solis*, Rīga 1893, S. 48–52; Ansis BANDREVIČS, *Notikumi dzimtenē latviešu atmošanās laikmetā*, Rīga 1925, 14; Jürgen von HEHN, Ebd., S. 41–43.

87 Augusts TENTELIS (red.), *Dokumenti par tautas atmodas laikmetu 1856.–1867. g.* (Latvijas Vēstures Avoti. 5. sēj.), Rīga 1939, S. 138–144.

88 Vita ZELČE, *Latviešu aviņniecība: Laikraksti savā laikmetā un sabiedrībā, 1822–1865*, Rīga 2009, S. 333–386.

89 Viesturs ZANDERS, *Rīgas Latviešu biedrība (1868–1940) kā nacionālās grāmatniecības centrs*, Rīga 2006; insb. S. 67–69.

90 Kristine WOHLFART, *Der Rigaer Letten Verein und die lettische Nationalbewegung von 1868 bis 1905*, Marburg 2006, S. 244–252.

91 Deniss HANOVŠ, *Pilsonības nācija. „Baltijas Vēstnesis”. 1868–1906*, Rīga 2003.

92 Aleksejs APĪNIS, *Latviešu grāmatniecība. No pirmsākumiem līdz 19. gadsimta beigām*, Rīga 1977, S. 227–234; Viesturs ZANDERS, *Dejatel'nost' pervyx latyškix knigoizdatelej (60–90-e gody XIX veka)*, in: *Knygotyra* 52 (2009), S. 211–218.

die Rezensenten des *Magazins* zum ersten Mal die von den Letten selbst verfasste Literatur und auch linguistische Publikationen.

Der erste Aufsatz dieser Art wurde 1863 von Bielenstein verfasst: „Über Weiterbildung der lettischen Sprache“<sup>93</sup>, in dem er den Artikel „Pahr Latweešchu wallodu“ [„Über die lettische Sprache“]<sup>94</sup> von Juris Alunāns aus der Zeitung *Peterburgas Awīes* kommentierte. Bielenstein erkannte: „Die Tendenz dieses Artikels ist durchaus berechtigt und anerkennenswerth.“ Er fügte jedoch hinzu, dass

„die bewußte Sprachfortbildung nicht fein darf eine Sprach m a c h e r e i , sondern wirklich nur eine F o r t b i l d u n g der Sprache aus Grund ihrer u r e i g e n f t e n A n l a g e und demnach aus Grund genaufter Sprachkenntniß.“<sup>95</sup>

Nach mehreren kritischen Bemerkungen schloss Bielenstein seinen Artikel mit den prophetischen Worten ab:

Jedenfalls hat die lettische Sprache viel Lebenskraft in sich und eine tiefere Einficht in dieselbe, wie auch eine gründlichere Bekanntschaft mit der reicheren litthauischen Schwefer wird, bin ich überzeugt, eine Wiedergeburt der lettischen Schrift=Sprache in den nächften Jahrzehenden herbeiführen.<sup>96</sup>

Weitere Überlegungen zu diesem Thema erschienen im *Magazin der Gesellschaft* erst 1877. Auf der Jahresversammlung hielt Pastor Carl Conrad Ulmann aus Walk (Valka) einen Vortrag zum Thema „Über Neubildung von Worten und Formen in der lettischen Literatur“.<sup>97</sup> Sein Urteil über die Sprache der zeitgenössischen Literatur war sehr kritisch.

Welch einen heillofen Wirrwarr finden wir aber in der jetzigen lettischen Literatur! Neue Wortbildungen sonder Zahl starren uns entgegen, faßt lauter fragwürdige Gefalten, und was den Gedankenbau in Satz und Styl anbetrifft, muss der

93 August BIELENSTEIN, Ueber Weiterbildung der lettischen Sprache, in: *Magazin* (wie Anm. 34) 13/1 (1863), S. 57–63.

94 [Juris ALUNĀNS], Pahr Latweešchu wallodu, in: *Peterburgas Awīes* 21 (1862), S. 228.

95 August BIELENSTEIN, Ueber Weiterbildung der lettischen Sprache, in: *Magazin* (wie Anm. 34) 13/1 (1863), S. 59.

96 Ebd., S. 63.

97 Carl Conrad ULMANN, Ueber Neubildung von Worten und Formen in der lettischen Literatur, in: *Magazin* (wie Anm. 34) 15/4 (1877), S. 86–94.

Leser nur gar zu oft sein Ruffisch oder Deutch zu Hilfe nehmen, um das Lettifch Gefchriebene zu verstehen.<sup>98</sup>

Ulmann lobte den Beitrag der deutschen Geistlichkeit zur Entwicklung der lettischen Sprache. Gleichzeitig kritisierte er die neuesten Veröffentlichungen lettischer Autoren angesichts ihrer vielen Neologismen:

Wahrlich genuin lettifch haben nur 2 Männer gefchrieben: Neiken und Swaigfniht!<sup>99</sup> Vergleichen Sie das Lettifch des *Latwešchu draugs* mit dem der jetzigen Zeitungen mit ihrem Unmaaß von neuen Worten, die wie sinnlose Carricaturen jedes lettifche Auge und Ohr beleidigen.<sup>100</sup>

Wie früher Bielenstein, so wies auch Ulmann darauf hin, dass der Publizist und Dichter Juris Alunāns als erster diese Wortbildungsmethode allzu unkritisch in die Praxis umgesetzt habe:

[Der] Dichter Allunan war es zuerst, welcher in aus dem deutſchen und ruffifchen überſetzten wie ſelbſtändig erzeugten Gedichten gänzlich dem Letten fremde, neue, meiſt dem Litthauifchen entlehnte, mehr oder weniger umgemodelte Worte einzuführen verſuchte, -- vorerſt mit keinem Refultat.<sup>101</sup>

Doch die sprachschöpferischen Beiträge von Kronvalda Atis (Otto Kronwald) seien noch kritischer, mitunter als „Nonsens“ zu bewerten:

Er arbeitete für ein Nonfens und darum waren auch zum großen Theil feine neuen Worte nonentia, feine neuen Formen lebensunfähig, und es konnte keiner bis auf ein Paar Studenten in Dorpat in *Šeha, daba un pašaule* feine Sprache nach ſprechen. Zu verstehen vermochte Sie nur der Deutſche, ja eigentlich nur der claſſifch Gebildete.<sup>102</sup>

Ulmann musste dennoch akzeptieren, dass sich viele der Neubildungen von Kronvalda Atis als lebensfähig erwiesen, trotz der Tatsache, dass sie kaum den Wortbildungs-

98 Ebd., S. 86–87.

99 Juris Neikens und Jēkabs Zvaigznīte – lettische Schriftsteller, Pioniere der nationalen Kurzprosa Mitte des 19. Jahrhunderts.

100 Carl Conrad ULMANN, Ueber Neubildung von Worten und Formen in der lettischen Literatur, in: Magazin (wie Anm. 34) 15/4 (1877), S. 89.

101 Ebd., S. 90.

102 Ebd., S. 91.

modellen der lebendigen Sprache entsprachen. Am Ende seines Vortrags forderte Ulmann die Mitglieder der *Gesellschaft* auf:

Laffen Sie uns zum Mindesten in den zwei Zeitungen die unter unserm Einfluß stehen werden, wie in fonstiger lettifch-literarifcher Arbeit einmüthig zeigen, daß wir auf dem rechten Boden unfrer Väter stehen, daß wir aber auch von unfern Gegnern nicht nur gelernt haben, wie wir es nicht machen sollen.<sup>103</sup>

Die Jahresversammlung 1893 der *Gesellschaft* wurde weiteren Spezialfragen der lettischen Sprachpflege gewidmet. Zu diesem Zeitpunkt war die Pflege und Entwicklung des Lettischen eindeutig zur Aufgabe der Letten geworden. Zahlreiche Zeitungen, Zeitschriften sowie belletristische und populärwissenschaftliche Werke in lettischer Sprache hatten dazu beigetragen. Auch viele Mitglieder der *Lettisch-literarischen Gesellschaft* waren nun lettischer Herkunft: die Pastoren Kārlis Irbe und Kārlis Kundziņš, die Journalisten Matīss Arons und Mikus Skruzītis, die Buchhändler Pēteris Bērziņš und Jēkabs Dravnieks, die Lehrer Jānis Bētiņš und Matīss Kaudzīte sowie der Dörpter Universitätslektor Jēkabs Lautenbachs.<sup>104</sup> Pastor Alexander Bernewitz aus Wallhof (Valle) hielt auf der Jahresversammlung den Vortrag „Über die jüngste Entwicklungsperiode der lettischen Schriftsprache“.<sup>105</sup> Er betonte, dass sich die lettische Sprache geändert habe und sich ändern müsse:

Ich setze also eine Entwicklung in jüngster Zeit als unbefreitbar voraus. Jede lebende Sprache ist der Entwicklung bedürftig. [...] Solange unser Volk lebt, muß sich seine Sprache fortbilden. Es wäre thöricht, zu verlangen, wir sollten ebenso lettisch sprechen, wie unfre Väter vor hundert Jahren.<sup>106</sup>

Auch die soziolinguistische Situation habe sich verändert, und der Gebrauch des Lettischen sei selbstverständlich geworden.

Früher hörte der gebildete Lette auf lettisch zu sprechen, jetzt bleibt er bei seiner Sprache.<sup>107</sup>

103 Ebd., S. 94.

104 Protokoll der fünfundsechzigsten Jahresversammlung der lettisch-literarischen Gesellschaft in Mitau, den 8. December 1893, Mitau 1893, S. 59–65.

105 Alexander BERNEWITZ, Ueber die jüngste Entwicklungsperiode der lettischen Schriftsprache, in: Magazin (wie Anm. 34) 19/3 (1894), S. 32–51.

106 Ebd., S. 33.

107 Ebd., S. 34.

Deshalb müsse die lettische Schriftsprache so entwickelt werden, dass sie nicht nur den geistigen Bedürfnissen eines einfachen Bauern, sondern auch denen eines gebildeten Menschen gerecht werde. Dieser Prozess habe bereits begonnen. Im Gegensatz zu Ulmann nannte Bernewitz den mehrmals besprochenen Juris Alunāns einen wichtigen Schöpfer der natürlichen lettischen Sprache. Die Zeit nach ihm bezeichnete er emotionell als eine „Vergewaltigung der Sprache“:

Als geiftiger Vater derfelben ist Kronvalda Atis anzufehen, ein Mann, getragen von glühender Liebe zu feinem Volk, begabt mit eingehender Kenntniß der Sprache deselben und geleitet von dem Triebe die lettische Sprache so weit zu fördern, daß sie allen Anforderungen eines culturell hoch stehenden Volkes entsprechen könne.<sup>108</sup>

Kronvalda Atis habe eine große Zahl von Neologismen geschaffen, von denen sich ein nicht geringer Teil in der Sprache etabliert habe, viele vom Volk jedoch nicht akzeptiert worden seien.

Wenn auch Kronwald von dem Vorwurf nicht frei zu sprechen ist, die Sprache diktatorisch behandelt zu haben, so ist er doch als guter Dictator anzuerkennen, wenigstens verfügte er über gründliche Kenntniß der Sprache und seine Neubildungen sind nicht aus momentaner Eingebung entstanden, sondern gewissenhaft vor dem Forum seines sprachlichen Empfindens geprüft.<sup>109</sup>

Dagegen hätten Kronwalds Epigonen, so Bernewitz, es mit der Wortbildung übertrieben, zumal diese Neubildungen kaum dem Geist und den Modellen der Sprache entsprechen und der Volkssprache fremd sind. Er kritisierte z.B. die Komparation der Partizipien, die Bildung des Konjunktivs der Verben oder die Ableitung von Partizipien auf -ošs von transitiven Verben, ebenso den übermäßigen Einsatz von Fremdwörtern, demzufolge die Schriftsprache „voller Germanismen“ sei.<sup>110</sup>

Die Germanismen würden z. B. durch deutsche Konstruktionen und verbreitete Verwendung von nominalen Konstruktionen sichtbar. Bei der Verwendung von Präpositionen lehne man sich häufig an die deutsche Sprache an. Zu oft verwende man Passivsätze. Trotz dieser Kritik erkennt Bernewitz jedoch auch Erfolge in der Entwicklung der lettischen Sprache an:

108 Ebd., S. 37.

109 Ebd., S. 38.

110 Ebd., S. 47.

Aber trotz aller Ausstellungen bin ich der Meinung, daß die gegenwärtige Schriftsprache einen bedeutenden kulturellen Fortschritt bedeutet, sofern wir jetzt im Stande sind, über alle Fragen des geistigen und wiffenschaftlichen Lebens lettisch zu schreiben, wobei wir von dem gebildeten Letten verstanden werden.<sup>111</sup>

Bernewitz plädierte dafür, dass die Schriftsprache sich nach der Volkssprache, insbesondere nach dem Sprachgebrauch in den Volksliedern und Volkserzählungen richten möge. Am Ende seines Vortrags stellte er der *Gesellschaft* und den Förderern des Lettischen die folgende Aufgabe:

Unfre Aufgabe ist es, die Sprache nicht mit überstürzender Eitelkeit sondern mit verehrender und helfender Liebe zu pflegen, ihre Schwächen mit Klarheit zu sehen, ihre Schönheit mit Dank zu verstehen und in ihrem eignen Geiste an ihr zu arbeiten, damit es heißen könne

*Pašchi brahļi šaw' mahšiņu*

*Masu zehla leelumā!* [„Die Brüder selbst haben ihre kleine Schwester großgezogen.“]<sup>112</sup>

Das Volkslied, das Bernewitz zitierte, besagt, dass die Letten jetzt selbst ihre eigene Sprache weiterentwickeln. Damit war die Periode, in der sich deutsche Geistliche und die *Lettisch-literarische Gesellschaft* aktiv um die Entwicklung der lettischen Sprache kümmerten, abgeschlossen.

Bereits Ende des 19. Jahrhunderts, insbesondere aber zu Beginn des 20. Jahrhunderts, hatten nationale lettische Intellektuelle – Lehrer, Schriftsteller, Publizisten, Linguisten, Verleger und andere Beteiligte – die Weiterentwicklung und Kodifizierung der lettischen Schriftsprache vollständig übernommen. In dieser Zeit wurde die moderne Rechtschreibung entwickelt, es wurden die ersten normativen Grammatiken erstellt und Grundsteine für die nationale Lexikographie gelegt.<sup>113</sup> Die Letten waren in ihrer Schriftsprache nun autark und konnten die Zukunft der Sprache selbst bestimmen.

111 Ebd., S. 49.

112 Ebd., S. 51.

113 MATĪSS KAUDZĪTE, *Atmiņas no tautiskā laikmeta*. Rīga 1994, S. 132–135; ANNA BERGMANE/AINA BLINKENA, *Latviešu rakstības attīstība*, Rīga 1986, S. 24–26; AINA BLINKENA, *The Role of the Neo-Latvians in Forming the Latvian Literary Language*. in: *National Movements in the Baltic countries during the 19th Century* (Acta Universitatis Stockholmiensis. Studia Baltica Stockholmiensis), Uppsala 1985, S. 337–343.



## 7. Fazit

Es ist zu fragen, ob die Aktivitäten der *Lettisch-literärischen Gesellschaft* und ihrer Mitglieder die Entwicklung der lettischen Schriftsprache beeinflusst haben. Einerseits kann man der Meinung sein, dass die Aktivitäten der *Gesellschaft* keinen direkten Einfluss hatten, da die lettische Rechtschreibung im Verlauf des 19. Jahrhunderts nicht verändert wurde. Auch die Grammatik und der Wortschatz der lettischen Schriftsprache standen in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts trotz Kritik und Versuchen, die Situation zu verändern, noch immer unter dem starken Einfluss der deutschen Sprache.

Andererseits ist zu erkennen, dass der weite Austausch von Gedanken zur Rechtschreibung und zu anderen Fragen, einschließlich wertvoller Materialsammlungen, die im *Magazin der Lettisch-literärischen Gesellschaft* veröffentlicht wurden, eine wichtige Grundlage für weitere Diskussionen in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts unter dem Dach des *Rigaer Letten Vereins* darstellten.

Ebenso stellten die lettischsprachigen Veröffentlichungen der *Gesellschaft* und der darin enthaltene lettische Wortschatz eine wichtige Grundlage sowohl für die Spracharbeit der Jungletten dar, als auch einen Fundus für die lettische Gegenwartssprache.





Texte als Evidenz sprachlicher,  
kulturhistorischer und literarischer Kontakte



GISELA BRANDT

# **Einwohner Kurlands im deutschsprachigen Zeitungsdiskurs der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts: Textsorten, regionalsprachliche Infiltration**

## **1. Einführung**

Mit den im Herbst 1766 gegründeten *Mitauischen Nachrichten von Staats= Gelehr= und Einheimischen Sachen* schalten sich ihr Initiator, Drucker und Verleger Christian Liedtke sowie nachfolgend die Redakteure Johann Georg Hamann, Matthias Friedrich Watson, Johann Nikolaus Tiling, Carl August Kütner und Carl Wilhelm Cruse in volksaufklärerischer Absicht in den überregionalen deutschsprachigen Zeitungsdiskurs ein. Über das zweimal wöchentlich erscheinende Medium reichen sie vor allem Nachrichten aus eingehenden Zeitungen weiter. Darüber hinaus bieten sie den Einwohnern des damals zu Polen gehörenden deutsch regierten Herzogtums Kurland und Semgallen an, sich durch eigene Beiträge am Diskurs zu beteiligen. Nicht wenige tun dies auch: mit Berichten, Abhandlungen und vor allem mit Bekanntmachungen. Diskursprache ist für alle die zeitgenössische hochdeutsch geprägte überregionale Schriftsprache. Regionalsprachliche beziehungsweise regional-umgangssprachliche Infiltration ist wesentlich abhängig vom Gegenstand der Mitteilung.

Die Erfassung dieser Elemente erfolgte in Anknüpfung an die Publikationen von Ineta Balode<sup>1</sup>, in denen sie vor allem auf lexikalische und grammatische Eigenarten

1 Ineta BALODE *Deutsch-lettische Lexikographie. Eine Untersuchung zu ihrer Tradition und Regionalität im 18. Jahrhundert*, Tübingen: Max Niemeyer 2002 (Dissertation); Zum Einfluß des Lettischen auf das Baltendeutsche, in: *Historische Soziolinguistik des Deutschen III* (S.A.G. 351), hrsg. v. Gisela Brandt, Stuttgart: Hans-Dieter Heinz 1997, S. 217–132; Jacob Langes lexikologische Konzeption und die deutsche Wörterbuchdiskussion im 18. Jahrhundert, in: *Historische Soziolinguistik des Deutschen IV* (S.A.G. 372), hrsg. v. Gisela Brandt, Stuttgart: Hans-Dieter Heinz 1999, S. 195–210; Lexikalisch-semantische Besonderheiten im geschriebenen baltischen Deutsch. Eine Fallstudie: „Tagefahrt nach Karlsruhe an der Ammat“ (1794) von Gustav J. Buddenbrock, in: *Historische Soziolinguistik des Deutschen V* (S.A.G. 398), hrsg. v. Gisela Brandt, Stuttgart: Hans-Dieter Heinz 2001, S. 35–50; Öffentliche Sprachdiskussion in der Wochenschrift „Das Inland“ – ein Beitrag zur Erforschung der deutschen Sprache im Baltikum, in: *Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache im Baltikum IV* (S.A.G. 427), hrsg. v. Gisela Brandt, Stuttgart: Hans-Dieter Heinz 2005, S. 25–42; Das Selbstzeug-

aufmerksam macht, sowie unter Berücksichtigung des Umstandes, dass die in Kurland beheimateten Angehörigen der deutschen Minderheit niederdeutsche, mitteldeutsche und oberdeutsche Wurzeln hatten, dass die Mehrheitsbevölkerung Lettisch, Kurisch und Livisch sprach, dass es über Jahrhunderte Sprachkontakte zu Polen, Litauern, Russen und Skandinaviern gab, dass darüber hinaus Latein und Französisch im Leben vieler eine Rolle spielte.

Nicht wenige meiner Annahmen haben sich bei Rückgriff auf das digitale deutsche Wörterbuchnetz und andere Wortschatzsammlungen nicht bestätigt. Vieles, was vorerst ungewöhnlich erschien, war nach diesen Quellen früher gängig. Nur relativ wenige der hinterfragten Erscheinungen sind dort regional, funktional, temporal oder sozial markiert. Was geblieben ist, soll hier an einigen Ausschnitten vorgestellt werden.

## 2.1 Unter dem Korrespondenzort Mitau publizierte Berichte von einheimischen Sachen 1766

Im Herbst 1766 wurden unter dem Korrespondenzort Mitau 28 kurze einheimische Berichte publiziert (siehe unten Tab. 1-1, 1-2, 1-3, 1-4): darunter 8 Reiseberichte, 7 Gunsterweisungsberichte, 5 demographische Berichte und 5 Hofberichte. Regional bzw. umgangssprachlich markierte Wortformen treten nur in 9 von ihnen auf.

Viermal erscheint das oberdeutsche *würklich*, abgeleitet von *würken*, das im „Deutschen Wörterbuch“<sup>2</sup> neben bair. *würchen*, *wurchen* und md. *wirken* gestellt wird.

Zweimal tritt das von *zwei* abgeleitete süddt. *zweene* auf, zu dem ADELUNG anmerkt:

„Einige südliche Deutsche Provinzen decliniren dieses Zahlwort nach den Geschlechtern, zween, zwo, zwey, zween Männer, zwo Frauen, zwey Häuser, zweener Männer, zwoer Frauen, zweyer Häuser u. s. f. welches denn in der Schriftsprache,

nis von Anna Dorothea Brandt (Anfang 18. Jahrhundert), in: Beiträge zur Geschichte des weiblichen Sprachgebrauchs VII (S.A.G. 435), hrsg. v. Gisela Brandt, Stuttgart: Hans-Dieter Heinz 2006, S. 49–72; Baltendeutsch und baltisches Deutsch: Probleme einer systematischen Beschreibung, in: Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache im Baltikum V (S.A.G. 440), hrsg. v. Gisela Brandt, Stuttgart: Hans-Dieter Heinz 2007, S. 5–23.

2 DWB = Jacob GRIMM/Wilhelm GRIMM, Deutsches Wörterbuch. 16 Bde. in 32 Teilbänden. Leipzig 1854–1961. Quellenverzeichnis Leipzig 1971, abrufbar unter: <https://woerterbuchnetz.de>, Bd. 30, Sp. 552.

selbst von Hochdeutschen Schriftstellern nicht nur nachgeahmet, sondern auch wohl als nachahmungswürdig empfohlen werden.“<sup>3</sup>

Zweimal erscheint *vor* statt *für* in *vor gewiß* und *Vorbitte*. Das „Deutsche Wörterbuch“<sup>4</sup> führt beide Lautformen auf *fur* zurück, zu dem sich ahd., mhd., mnd. *vor* als gemeindeutsche Variante, *für* als hd. und *vör* als nd. Variante stellen. Der Gebrauch von *vor* wäre demnach als veraltend einzustufen.

Einmal ist *ohn-* statt *un-* in *ohnlängft* gewählt, das nach „Deutschem Wörterbuch“<sup>5</sup> eine mnl.-mnd.-altfries. Vokalschwächung reflektiert, Rhein aufwärts vordringt, mit dem 18. Jahrhundert aber veraltet.

Einmal ist Heyducken verwendet, das wohl ungarischer Herkunft ist und hier eine Gruppe von Bediensteten bezeichnet.

Tab. 1-1: MN 1766 – Kurländische Nachrichten<sup>6</sup>

#### REISEBERICHT

Text	Ausgangs-	TS	Gegenstand	regionalsprachliche Infiltration
A/K-N	ort			
13/2-2	Mitau	EB	Durchreise	–
13/2-3	Mitau	EB	Durchreise	–
20/3-2	Mitau	EB	Rückreise	<i>der würrkliche Kammerherr</i>
18/3-4	Mitau	EB	Durchreise	<i>paffirten zwęęę Couriers</i>
21/3-1	Mitau	EB	Durchreise	–
15/4-2	Mitau	EB	Durchreise	<i>gingen zwęęę Preuffische Feldjäger</i>
12/6	Hasenpoth	EB	Abreise	–
21/3-2	Mitau	EB	Rückkehr/Ernennung	–

3 ADELUNG = Johann, Christoph ADELUNG Grammatisch-kritisches Wörterbuch der Hochdeutschen Mundart mit beständiger Vergleichung der übrigen Mundarten, besonders aber der oberdeutschen. Zweyte, vermehrte und verbesserte Ausgabe. Leipzig 1793–1801. Reprint Hildesheim/New York: Georg Olms 1970, abrufbar unter: <https://woerterbuchnetz.de>, Bd. 4, Sp. 1786f.

4 DWB Bd. 4, Sp. 617.

5 DWB Bd. 13, Sp. 1201.

6 Abkürzungen in den Tabellen: MN: *Mitauische Nachrichten*, A/K–N: Ausgabe/Korrespondenz-Nachricht, TS: Textsorte, EB: Ereignisbericht, SB: Situationsbericht.



Tab. 1-2: MN 1766 – Kurländische Nachrichten

## GUNSTERWEISUNGSBERICHT

Text	Ausgangs-	TS	Gegenstand	regionalsprachliche Infiltration
A/K-N	ort			
12/5-1	Mitau	EB	Konfirmation	–
13/2-1	Mitau	EB	Konfirmation	–
18/3-1	Mitau	EB	Ausgleich	–
19/3-2	Mitau	EB	Ernennung	–
21/3-3	Mitau	EB	Berufung	–
17/7-2	Mitau	EB	Berufung	<i>es heißt auch vor gewiß, daß er ... wirklich angenommen hat.</i>
21/3-2	Mitau	EB	Rückkehr/ Ernennung	–

Tab. 1-3: MN 1766 – Kurländische Nachrichten

## DEMOGRAPHISCHER BERICHT

Text	Ausgang-	TS	Gegenstand	regionalsprachliche Infiltration
A/K-N	sort			
12/5-2	Mitau/ Durben	EB	Drillingsgeburt	–
14/4-2	Mitau	EB	Begräbnis	<i>vier Fürfliche Heyducken</i>
21/3-4	Mitau/ Roth- pommusch	EB	Todesfall	–
11/3	Mitau/ Rennen	SB	Mehrlingsgeburten	<i>ohnlängft entbunden</i>
14/4-1	Mitau	SB	Entbindung der kurländischen Erb- prinzessin	<i>öffentliche Vorbitte</i>

Tab. 1-4: MN 1766 – Kurländische Nachrichten

## HOFBERICHT

Text A/K-N	Ausgang- sort	TS	Gegenstand	regionalsprachliche Infiltration
16/5-1	Mitau	EB	Geburtstagsfest	–
19/3-1	Mitau	EB	Empfang	<i>würklich aufs neue belebet</i>
20/3-1	Mitau	EB	Namenstagsfest	<i>würklichen Etatsrath</i>
17/7-1	Mitau	EB	Genesung	–
15/4-1	Mitau	SB	Genesung der kurländischen Erbprinzessin	–

## 2.2 Kulturgeschichtliche Abhandlungen aus dem Jahr 1767

1767 wird das kurländische Regionalblatt häufig mit einem populärwissenschaftlichen oder unterhaltenden Artikel eröffnet. 13 der von mir erfassten 38 Artikel sind als Übernahmen aus eingehenden Zeitungen gekennzeichnet. In 21 der verbleibenden 25 Abhandlungen wird Bildungswissen weitergereicht, nur in vier Beiträgen Erfahrungswissen. Und nur in dreien von letzteren wird auch auf umgangssprachliches bzw. regionalsprachliches Wortgut zurückgegriffen.

In der Abhandlung „*Beantwortung der Frage, Ob das hier im Lande gewöhnliche Brandtwein trinken, vor dem Effen, gesund sey?*“ sind das die Lexeme *Fufel* (1) und *Stoof* (2).

- (1) *Jch rede hier von einem reinen, und wohl abgezogenen Brandtwein, denn der schlechte, welchen man den gemeinen Fufel nennet, halt nicht nur eine überflüssige Menge Waffers, sondern auch ein grobes stinkendes Oel in sich, welches unfern Körpern höchst schädlich ist.*  
[MN 1767/15/T1,47-52]

- (2) *Jetzt aber, da man ihn, entweder aus groffen, oder oft doch wiederholten Gläsern, ja gar aus Quartieren und Stoofmaaffen trincket.* [MN 1767/15/T1,11-14]

*Fufel* ist sowohl im Duden als auch im „Kleinen plattdeutschen Wörterbuch“ von HERRMANN-WINTER umgangssprachlich markiert<sup>7</sup>, *Stoof* nach HUPELS Eintrag in seinem „Idiotikon der deutschen Sprache in Lief- und Ehtland“ regionalsprachlich baltisch:

„Stoof oder Stof, der und das, ist das hiefige gemeinste Maaß bey flüssigen Sachen (es möchte ungefähr 2 fächliche Nöfel betragen).“<sup>8</sup>

In der Abhandlung „*Von der Holzfaat*“ werden die Regionalwörter *Gränen* für Fichten (3) und *Krahnsbeeren* für Preiselbeeren bzw. Moosbeeren (4) verwendet:

<sup>7</sup> DUDEN = Die deutsche Rechtschreibung. 21. Aufl., Augsburg 1999, S. 296, Sp. 2. HERRMANN-WINTER = Renate HERRMANN-WINTER, Kleines plattdeutsches Wörterbuch für den mecklenburgisch-vorpommerschen Sprachraum. 2. Aufl., Rostock Hinstorff 1987, S. 94.

<sup>8</sup> HUPEL = August Wilhelm HUPEL, Idiotikon der deutschen Sprache in Lief- und Ehtland. Nebst eingestreuten Winken für Liebhaber, Riga: Johann Friedrich Hartknoch 1795, S. 229.

- (3) *Wir haben, drey gemeine Gattungen von Bäumen, nemlich Fichten oder Gränen, Tannen und Birken, welche insgesammt, auf dem dürre=sten und magersten Boden, bald in großer Menge wachsen.* [MN 1767/29/T1,27-31]
- (4) *Es kann also die Tanne, nur wachsen in Heyden, wo kein Moos und keine Krahnshbeeren wachsen; wogegen die Fichte etwas weiche Erde erfordert.* [MN 1767/29/T1,85-88].

Beide Wörter sind wohl niederdeutscher Herkunft. Betreffend *Gränen* verweist HERRMANN-WINTER auf die niederdeutsche Bedeutung 'Fichte', die Sammlung KLUGE auf eine frühe Bedeutungsübereinstimmung der Lexeme Fichte (vorgerm. 'Spitze') und Granne (germ. 'Spitze').<sup>9</sup> HUPEL dagegen stellt es zu *grün*, indem er bemerkt:

„Grän= oder Gräen= oder Gränenbaum, der, ist die deutche Tanne (Pinus abries) und follte vielleicht Grünbaum heißen, da feine Zweige oft Grünbaum genannt werden. Bergm. schreibt Grehnenbaum, und hält ihn für die Kiefer, aber diese komt hernach bey der liefländ. Tanne vor, welche von der Deutchen sehr verschieden ist, woraus manche Verwirrung entsteht.“<sup>10</sup>

Bezüglich *Krahnshbeeren* stellt die Sammlung KLUGE eine Verbindung zu den Lexemen *Kranich* und *Preiselbeere* her.<sup>11</sup> HERRMANN-WINTER<sup>12</sup> notiert für den mecklenburgisch-vorpommerschen Raum wie HUPEL<sup>13</sup> für den baltischen Raum zwei Bedeutungen: 'Preiselbeere' und 'Moosbeere'.

In dem mit fünf Fortsetzungen erscheinenden Artikel „*Vom Baden überhaupt, und insbesondere von den curischen Badstuben.*“ wird das von einer baltischen Basis abgeleitete *Palwen* (5) verwendet.

9 „Grän f. Fichte, Pl. Gränen, entlehnt aus schwed. gran“, HERRMANN-WINTER (wie Anm. 7); 1987, S. 103; KLUGE = Friedrich KLUGE, Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. 22. Aufl. unter Mithilfe von Max Bürgisser u. Bernd Gregor völlig neu bearb. von Elmar Seebold. Berlin/New York: Walter de Gruyter 1989, S. 275.

10 HUPEL, 1795, S. 80f.

11 „ahd.-as. krano, mnd. krän, krön 'Kranich' und Kranbeere, Kränbeere zu 'Preiselbeere', die reg. auch Kranichsbeere heißt“, KLUGE (wie Anm. 9), 1789, S. 409 u. S. 415.

12 HERMAN-WINTER, 1987, S. 164.

13 HUPEL, 1795, S. 124.

- (5) *Ein, zwey bis dreyfach, erhabenes hölzer=*  
*nes Gerüst, stehet nicht weit davon, welches die*  
*Pölywen genennet werden, auf welchen sich der*  
*Baur hinleget. [MN 1767/96/T1,27-30]*  
 [unkommentiert /90/T1,40; /101/T1,123]

HUPEL verweist auf den Gebrauch des Lexems in lautlichen und semantischen Varianten,<sup>14</sup> MÜHLENBACH auf seine lettische bzw. russische Verwurzelung.<sup>15</sup>

### 2.3 Angebotsanzeigen 1775/76

Mit den 30 ausgewerteten Tagesausgaben der Jahrgänge 1775/76 sind unter anderem 22 Angebotsanzeigen publiziert (Tab. 2a, 2b) worden<sup>16</sup>, darunter auch eine aus Hamburg und die eines durchreisenden Tierarztes. Sie übermitteln 17 Verkaufsangebote, zwei Verpachtungsangebote, ein Vermietungsangebot und zwei Leistungsangebote. Nur 4 der 13 Waren-Verkaufsangebote enthalten keine Auffälligkeiten.

Von den vorgenannten lautlichen Erscheinungen kehrt hier in einheimischen Anzeigen mit *ohngefäumt* (1 Beleg) und *ohnweit* (3 Belege) lediglich veraltendes *ohn-* statt *un-* wieder. Der durchreisende Tierarzt verwendet auch obd. *ü* statt *i* in *Hülffe* und veraltendes *vor* statt *für*. Mehrfach belegt ist dagegen veraltendes r-looses *hier* mit *hiedurch* (3 Belege), *hiemit* (2 Belege) und *hiezu* (1 Beleg), das laut PFEIFFER u.a.<sup>17</sup> nur im Süddeutschen bewahrt bleibt.

14 der Palle/Pallen/Pall 'eingefasstes Mißbeet' und 'Schwitzbank in der Badstube': HUPEL, 1795, S. 167.

15 let. pala 'die Schwitzbank in der Badstube' – russisch pol 'Gerüst, Schlafbank, Pritsche': MÜHLENBACH = Karl MÜHLENBACH, Lettisch-deutsches Woerterbuch. Redig., ergänzt u. fortgesetzt von Jānis Endzelins. Lettisches Bildungsministerium, Riga 1923–1932. 4 Bde. Bd. III, S. 53.

16 Zur Textsorte Angebotsanzeigen im kurländischen Regionalblatt vgl. Gisela BRANDT Nachrichten von einheimischen Sachen – Textsortenprofil der ANGEBOTSANZEIGE im kurländischen Regionalblatt (1766–1795), in: Beiträge zur 33. Tagung des Internationalen Arbeitskreises Historische Stadtsprachenforschung (Trier, 4.–6. Oktober 2015), hrsg. v. Claudin Moulin/Fausto Ravida/Nikolaus Ruge, in: Sprachwissenschaft Bd. 41, Heft ¾, hrsg. v. Rolf Bergmann/Karin Donhauser/ Hans-Werner Eroms/Elvira Glaser/Claudine Moulin/Theo Vennemann, Heidelberg 2016, S. 377–401.

17 PFEIFFER = Wolfgang PFEIFFER u. a., Etymologisches Wörterbuch des Deutschen, 3 Bde., Berlin: Akademie-Verlag 1989, Bd. 2, 687.

Tab. 2a: Angebotsanzeigen MGPZ 1775/76 – Verkauf von Waren

Text A/K-N	Gegenstand	regionalsprachliche Infiltration
76/2/10	Gerätschaften	von allen Arten zinneru und fauber gearbeiteten Geräthe den respect. Käufern
76/2/11	Kutsche	ist für billigen Preise zu verkaufen Liehaber können
76/2/14	Schlitten	um statt /für/
76/2/17	Gartensamen	–
76/4/18	Bücher	–
76/8/19	Vieh	ohnegeäunt, hiedurch, Krotthufchen 2x Krotthuße, Hauße, Preise eine Heerde vortrefliches Milchvieh die alle in sehr guten Stande seyn, so wohl Stückweiß in den Hauße der Hochwohlgebohrnen Frauen
76/96/9	Beileger, Windöfen	Diverse Sorten eiserne Beyleger und Windoffens sind zu billigen Preise bey mir zu haben
76/98/18	Schieb=Mühle	40 bis 50 Loof
76/98/19	Gartensamen	Schlächter Kruße, Käuferhändler, Es ist statt /sind/
76/98/20	Vögel	Liehaber
76/102/15	Neujahrswünsche	–
76/102/16	Austern	–
76/104/20	Samen, Bäume	hiemit

Tab. 2b: Angebotsanzeigen MGPZ 1775/76 – Verschiedenes

Text A/K-N	Gegenstand	regionalsprachliche Infiltration
76/2/12	Haus,	<i>Wagenremise, Liebhaber</i>
	Nebengebäude	<i>ihr zwischen dem Hauße des Mauermeisters Schade und des Lohgerbers Häntz gelegenes Haus</i>
76/2/15	Häuser	<i>hiezū, sich Kaufliebhabere ihren Meistbottē daselbst zu verlautbaren,</i>
76/2/16	Häuser	<i>hiedurch, nebst ganz neuem Stell Wagenhaus und Kletē altes Wagenhaus Garten von wenigstens vier Lofftätten alles mögliche Fafel u. f. w. halten kann</i>
76/96/8	Staroste	<i>Staroste</i>
76/102/13	Anwesen	<i>Da die Arrende=Jahren, hiedurch, zum Meistbottē</i>
76/104/16	Anwesen	<i>Da die Arrende=Jahren, Liebhaber zum Meistbottē</i>
76/104/18	Haus,	<i>ohnweit, Wagenchauer</i>
	Nebengebäude	<i>Liebhaber</i>
75/4/17	med. Hilfe	<i>Hülfe, vorLungen=Faulung, Mittel vor Schafe</i>
76/2/13	Gesangbuch	<i>hiemit, in groben Druck</i>

Zu den Sonderformen gehören auch *sch* statt *f* in *Krotthuschen* (2 Belege) statt *Krotthusen* sowie die Schreibung *ß* statt *f* in *Hauße* (1 Beleg), *Krotthußen* (1 Beleg), *Preiße* (2 Belege) und *Kruße* (1 Beleg) in drei verschiedenen Bekanntmachungen, die auf

verbreiteten Ersatz von stimmhaftem durch stimmloses s verweist. Beide s-Varianten könnten obd. markiert sein. Dazu stimmt auch die Verwendung von *feyn* statt *find* im Viehverkaufsangebot.

Je einmal verwendet sind das als norddeutsch eingestufte *Schlachter* statt *Schlächter*<sup>18</sup> sowie das Neutrum *Stell* statt Maskulinum *Stall*, welches im DWB als veraltetes und nur noch dialektal verwendetes Neutrum neben *Gestell* 'Ort, Platz, Aufbewahrungsort' gesetzt wird.<sup>19</sup>

Regional markiertes Wortgut findet in 9 Angebotsanzeigen Verwendung. Davon gehören *Klete*, *Staroftei*, *remife* in *Wagenremise* und *Arrende* in *Arrende=Jahren* zum Lehnwortschatz. *Klete* 'Vorratshaus, Speicher' hat nach HUPEL wahrscheinlich eine lettische Basis, könnte aber auch auf russisch *Klet* bzw. *Kljet* 'Wohnung, Hütte' oder *Kletki* 'Honigzellen' zurückgehen.<sup>20</sup> Explizit baltisch markiert ist *Klete* in MEYERS „Großem Konversationslexikon“.<sup>21</sup>

*Staroftei* ist nach ADELUNG slawischer Herkunft und möglicherweise aus dem Polnischen übernommen.

„Der **Staróſt**, des -en, plur. die -en, Fämin. die Staróſtin, ein eigentlich Slavonisches Wort, welches besonders in Polen üblich ist, einen vornehmen Beamten zu bezeichnen, welcher ein königliches Schloß mit dem dazu gehörigen oft ansehnlichen Gebieth verwalte, die Gerechtigkeit in demselben handhabet u. s. f. und ungefähr das ist, was ehemals die Grafen in Deutschland waren. Daher die Starostey, die Würde eines Starosten, noch mehr aber das Gebieth, über welches sich dessen Aufsicht und Herrschaft erstrecket.“<sup>22</sup>

*Arrende* 'Pacht' ist wie *arrendieren* 'pachten' und *verarrendieren* 'verpachten' über das Russische aus dem Französischen entlehnt<sup>23</sup>. HUPEL bemerkt dazu:

„Arrendewi oder Arende, die, sagt man hier faßt durchgängig ft. Pacht, letzteres halten einige Edelleute aus Misverstand für erniedrigend, und lassen sich daher nicht Pächter, wofür man zuweilen Pächter hört, sondern Arrendator nennen. Nach dem

18 PFEIFFER: 1989, (wie Anm. 17), Bd. 3, S. 1522.

19 DWB: Bd. 18, Sp. 2172.

20 HUPEL: 1795, S. 115.

21 MEYERS = Meyers Großes Konversationslexikon. Ein Nachschlagewerk des allgemeinen Wissens. 6. gänzlich Neubearb. u. vermehrte Aufl. Leipzig und Wien 1905–1909, abrufbar unter: <https://woerterbuchnetz.de>, Bd. 6.

22 ADELUNG: Bd. 4, Sp. 30.

23 ADELUNG: Bd. 4, Sp. 990.



Französischen müßte man eigentlich Arrente schreiben. Eben dies gilt von arrendieren oder arendiren d. i. pachten.<sup>24</sup>

Auch *Remise* ist französischer Herkunft.

„Die **Remise**, *plur.* die -n, das Franz. *Remise*, ein Schuppen. Eine Wagen-Remise, ein Wagenschuppen.“<sup>25</sup>

Lateinisch verwurzelt ist *respect.*, das in anderen Nachrichten des Regionalblattes zu *respektiv*, aber niemals zu *respektabel* 'angesehen; ansehnlich' aufgelöst ist.

*fo macht er folches einem resp. Publikum hiedurch bekannt* [MGPZ 1777<sup>1</sup>/9/T17]

*fo mache ich es hiedurch Einem geehrten und respektiven Publikum bekannt* [MZ 1795/3/T16]

Im „Fremdwörterbuch“ ist wie in „Meiers großem Konversationslexikon“<sup>26</sup> bei *respektiv* lediglich adverbialer Gebrauch in der Bedeutung 'beziehungsweise, oder' verbucht. Adjektivische Verwendung wird allein *respektabel* in der Bedeutung 'angesehen, ansehnlich' zugeschrieben. Aus der adjektivischen Verwendung von *respektiv* in der Bedeutung 'geachtet, ehrenwert' ergäbe sich eine regional-baltische Sonderstellung.

Als baltische Regionalwörter sind das Getreidemaß *Loof* und das Flächenmaß *Loofftätte* mehrfach lexikographisch ausgewiesen<sup>27</sup>, Baltendeutscher Gebrauch für *Kaufhändler* statt *Kaufshändler* 'Handelsmann' ist im DWB<sup>28</sup> mit Bezug auf HUPEL angezeigt.

Auf hochdeutschen Mundartgebrauch wird von ADELUNG für *Wagenschauer* statt *Wagenscheuer* verwiesen<sup>29</sup>, auf hoch- und niederdeutschen Mundartgebrauch für *Fafel* in der Bedeutung 'Jungvieh, Zuchtvieh'<sup>30</sup>.

24 HUPEL:1795, S. 9.

25 ADELUNG: Bd. 3, Sp. 1083.

26 Fremdwörterbuch. Leipzig, Enzyklopädie-Verlag 1960, S. 546, Sp.1., MEIERS: Bd. 6, Sp. 823.

27 ADELUNG: Bd. 2, Sp. 2091; MEIERS: Bd. 6, Sp. 707; Deutsches Rechtswörterbuch.

28 DWB: Bd. 4, Sp. 346.

29 ADELUNG: Bd. 3, Sp. 1336.

30 ADELUNG: Bd. 2, Sp. 49.

Für *Mei/tbot(h)* statt */Meistgebot/*, also ohne Partikel *ge-*, ist aus dem Vermerk im DWB<sup>31</sup> auf nur noch mundartlichen bzw. regionalsprachlichen Gebrauch zu schließen.

Interessenten werden nach verbreitetem Usus wiederholt als *Liebhaber* (4 Belege) oder *Kaufliebhaber* (1 Beleg) bezeichnet, an anderer Stelle auch als *Pachtliebhaber*. Auffällig ist hier die zweimalige Pluralkennzeichnung durch *e*: *Liebhabere*, *Kaufliebhabere*.

Für die dritte Komponente regionalen bzw. umgangssprachlichen Sprachgebrauchs, die von den Zeitgenossen im Dorpater Journal „Das Inland“ vielfach gerügten grammatischen Konstruktionsfehler, finden sich in 12 der 26 einheimischen Angebotsanzeigen Belege. Dazu gehören:

#### unangemessener Präpositionsgebrauch:

*um billige Preise* statt *für billige Preise*;

#### falsche Numerus-Markierung:

*Liebhabere, Kaufliebhabere* statt *Liebhaber, Kaufliebhaber*;

*Windoffens* statt *Windöfen*;

*für billigen Preise* statt *für billigen Preis*;

*zu billigen Preise* statt *zu billigen Preisen oder zu billigem Preis(e)*;

*Da die Arrende=Jahre* statt *=Jahre*;

*Es ist frischer Gartenfaamen, wie auch Blumenzwiebeln* statt *sind*;

*ihr zwischen dem Hauße des Mauermeisters Schade und des Lohgerbers Häintz gelegenes Haus* statt *den Häusern bzw. dem des ...*

#### veraltete bzw. falsche Genitiv-Markierung:

*der Hochwohlgebohrnen Frau* statt *Frau*;

*Diverse Sorten eiserne Beyleger* statt *eiserner*;

<i>eine Heerde vortreflicheꝝ Milchvieh</i>	statt	<i>vortrefflichen Milchviehs;</i>
<i>von allen Arten zinnerne und fauber gearbeitete Gerathe</i>	statt	<i>zinnerner und gearbeiteter;</i>

### Akkusativ statt Dativgebrauch:

<i>in den Hauße</i>	statt	<i>in dem Hause;</i>
<i>in-groben Druck</i>	statt	<i>in grobem Druck;</i>
<i>die alle in fehr guteꝝ Stande feyn</i>	statt	<i>in gutem Stande;</i>
<i>mit verchiedenen Gattungen Canarien Vöggel.</i>	statt	<i>von Canarien Vögeln;</i>

### sowie Maskulimum statt Neutrum:

<i>ihrẽ Meißtboth</i>	statt	<i>ihr Meistbot.</i>
-----------------------	-------	----------------------

## 2.4 Suchanzeigen: Steckbriefe

Die ausgewerteten mehr als 170 Tagesausgaben des kurländischen Regionalblattes verbreiten im Zeitraum von 1766 bis 1810 auch 122 Suchanzeigen, darunter 34 Steckbriefe. In 32 dieser Annoncen werden entlaufene Bedienstete, regionalsprachlich *Läuflinge* genannt, gesucht.<sup>32</sup> Inserenten sind vornehmlich adlige Herren, aber auch Gewerbetreibende. Diese Anzeigen enthalten mehr oder weniger ausführliche Personenbeschreibungen, in denen mehrfach mit epithetischem -t versehene Adjektive verwendet sind:

*ältlich* [MZ 1795/4/T20]<sup>33</sup>,

*bläulich* [MN 1767<sup>1</sup>/2/T18],

*bräunlich* [MPGZ 1776<sup>2</sup>/96/T10],

32 DRW= Deutsches Rechtswörterbuch. 13 Bde. Verlag Hermann Böhlau Nachfolger Weimar. Stuttgart J. B. Metzler 1914, abrufbar unter: <https://woerterbuchnetz.de>, Bd. VIII, Sp. 773f.

33 Quellennachweise wie [MN 1766/14/T19] enthalten: Quelle (MZ, MN bzw. MPGZ) – Erscheinungsjahr (1766), Ausgaben-Nummer (14) und Nachrichtentext-Nummer (T19).

*flei/chigt* [MN 1774/2/13],

*gelblicht* [MN 1767<sup>1</sup>/2/17; 2/18; MPGZ 1776<sup>2</sup>/96/T10],

*långlicht* [MN 1766/14/T19; MN 1767<sup>2</sup>/18/T11; 2 Belege MPGZ 1776<sup>2</sup>/96/T10],

*pockengrübigt* [MN 1766/17/T22],

*roth/chimmelicht* [MN 1766/19/T14],

*freifigt* [MPZ 1780/6/T15].

Ihr Vorkommen in einem in der Nähe von Memel ausgefertigten Inserat

*långlicht* [2 Belege MN 1766/17/T21], *pockengrübigt* [MN 1766/17/T21],

spricht für ihre Verbreitung über Kurland hinaus.

## 2.5 Orientierungsanzeigen: Todesanzeigen

Seit 1792 erscheinen unter den Bekanntmachungen auch Todesanzeigen, gesammelt in der Rubrik *Todesfälle* bzw. *Todesanzeigen*. Die Belegsammlung umfasst 37 Nachrichten dieser Subtextsorte der Orientierungsanzeige aus dem Zeitraum 1792–1806. Die meisten Inserenten, Männer und Frauen adliger und bürgerlicher Herkunft<sup>34</sup>, bevorzugen dafür einen emphatischen gehobenen Stil mit veraltenden Wendungen, Wörtern und Wortformen. Regionalsprachliche Infiltration beschränkt sich auf die mitteldeutsche Form

*gehorft statt gehörigst;*

Beleg: *und mir zugleich die schriftliche Condolenz gehörft verbitte* [MZ 1792/25/T1 mA]<sup>35</sup>

und einige der von Zeitgenossen gerügten grammatischen Fehlkonstruktionen:

*hinterbliebene Verwandte* statt *hinterbliebenen Verwandten*;

Beleg: *seegnete Jhre hinterbliebene Anverwandte und Freunde* [MZ 1795/3/T11 fA]

*Verwandte* statt *Verwandten*;

<sup>34</sup> Inserenten: Männer (m) und Frauen (f) adliger (A) und bürgerlicher (Bü) Herkunft [mA, fA, mBü].

<sup>35</sup> DWB: Bd. 5, Sp. 2526.

Belege: *Theilnahme sämmtlicher Freunde und Verwandte* [MZ 1806/8/T14 mA], *keine Verwandte hat* [MZ 1806/9/T15 mA]

*Fraueñ* statt *Frau*;

Beleg: *der Hochwohlgebohrnen Fraueñ, Magdalena Juliana*, [MZ 1795/6/T8 ?A]

*den* statt *denen*;

Beleg: *Freunde, deñ ich* [MZ 1808/1/T13 fA]

Dativ statt Akkusativ;

Beleg: *Hingebung in dem göttlichen Willen* [MZ 1806/6/T8 mA].

Als regionalsprachlich dürfen wohl auch die aus dem Russischen entlehnten Datierungen *Februarmonat* [MZ 1792/19/To1?A; MZ 1792/27/To2 mA] und *den ersten Januar alten Stils* [MZ 1797/5/T9 mBü] betrachtet werden. Von insgesamt 10 Belegen ordnen sich 9 Belege Adligen (darunter nur zwei Frauen) und ein Beleg einem Bürger zu.

### 3. Resümee

Die regionalsprachliche bzw. regional-umgangssprachliche Infiltration berührt alle Ebenen des Sprachsystems, ist in Bekanntmachungen dichter als in Berichten und Abhandlungen und wird von allen am Diskurs beteiligten sozialen Schichten der deutschen Minderheit Kurlands getragen.

Die Infiltration reflektiert einerseits den Einfluss der Regionalsprachen der Einwanderer aus verschiedenen Regionen des deutschen Sprachgebietes auf das kurländische Deutsch. Andererseits reflektiert sie die Verwendung von Elementen, die aus dem überregionalen Schriftverkehr längst verdrängt wurden oder deren Gebrauch allgemein rückläufig ist. Baltendeutsche Alleinstellung spiegelt sich vor allem in Entlehnungen aus den Umgebungssprachen Lettisch, Polnisch und Russisch (*Palwen, Klete, Starofei, Arrende, verarrendiren, Februarmonat*), aber auch in Bedeutungsverschiebungen (*Läufing* 'Entlaufener, Flüchtling', *respectiv* 'geachtet, ehrenwert') und in flexivischen Sonderformen (*Kaufshändler, Liebhabere, Kaufliebhabere*).

## Quellen

- MN** *Mitauische Nachrichten von Staats= gelehrt= und einheimischen Sachen. Mitau 1766, Ausgabe 11–21.*
- Mitauische Nachrichten von Gelehrten Staats und einheimischen Sachen. Mitau 1767, Ausgabe 1–20.*
- Mitau(i)fche Nachrichten(,) von Staats Gelehrten und Einheimischen Sachen. Mitau 1774, Ausgabe 11–10.*
- MPGZ** *Mitau(i)fche Politifche und Gelehrte Zeitungen. Mitau 1775, Ausgabe 1–10; 1776, Ausgabe 1–10, 96–105.*
- MGPZ** *Mitauische Gelehrte u. Politifche Zeitung. Mitau 1777, Ausgabe 3–12.*
- MPZ** *Mitauische Politifche Zeitung. Mitau 1777, Ausgabe 53–61; 1780, Ausgabe 1–10.*
- MZ** *Mitauische Zeitung. Mitau 1784, Ausgabe 1–10; 1792, Ausgabe 1–34; 1794, Ausgabe 43; 1795, Ausgabe 1–11.*
- MPZ** *Mitauische Politifche Zeitung. Mitau 1796, Ausgabe 1–10.*
- MZ** *Mitauische Zeitung. Mitau 1797, Ausgabe 1–10; 1806, Ausgabe 1–10; 1808, Ausgabe 1–10; 1810, Ausgabe 96–105.*



INETA BALODE

# Vom Geburtsbrief zur Geburtsurkunde. Eine Fallstudie zu charakteristischen Textmerkmalen in kurländischen Geburtsbriefen des 17. Jahrhunderts

## 1. Person und Staat. Untersuchungsvorhaben

Das Leben eines Menschen beginnt mit der Geburt zu einem bestimmten Zeitpunkt und an einem bestimmten Ort, den man auf der politischen Landkarte lokalisieren kann. Sobald das Neugeborene amtlich registriert wurde, geht es (unter normalen Bedingungen) eine Beziehung zu einer geo- und sozialpolitischen Entität (normalerweise einem Staat) ein, und diese Beziehung dauert bis zu seinem Lebensende – mit der Aushändigung der Todesurkunde an seine Hinterbliebenen.

Heutzutage werden im Laufe des Lebens verschiedene Dokumente benötigt, die das Individuum dem Staat gegenüber ausweisen. Jeder von uns kennt Situationen und Gründe, die die Vorlage entsprechender personenausweisender Dokumente erfordern: den Ausweis (Pass), die Ausweiskarte sowie zahlreiche andere spezifischen Zwecken dienende Nachweise der Identität. Bestimmte Dokumente werden benötigt, um ein Bankkonto zu eröffnen, Rentenangelegenheiten zu klären, Verträge abzuschließen oder Staatsgrenzen zu passieren und nicht zuletzt auch, um einen bestimmten Status in einem Zielland zu erhalten. Jede sozial relevante Situation in der Beziehung zwischen dem Individuum und dem Staat wird fixiert und dokumentiert. Laut Maren Behrensen<sup>1</sup> will der moderne Staat seine Einwohner kennen.

In historischer Perspektive liegen zahlreiche Forschungsarbeiten zur persönlichen Identifikation der Personen vor, meistens zum Pass (vgl. dazu weiter unten). Einzelne Aspekte sind im Detail verfolgt und erörtert, so mit Bezug auf bestimmte Regionen und Zeitperioden, bis hin zu marginalen, doch für das soziale Zusammenleben wichtigen Detailfragen wie der Falsifikation der Personalien.<sup>2</sup> Dennoch mangelt

<sup>1</sup> Maren BEHRENSEN, *The State and the Self. Identity and Identities*, London, New York: Rowman & Littlefield 2017.

<sup>2</sup> Valentin GROEBNER, *Erasmus' Bote*, in: *Selbstzeugnisse in der Frühen Neuzeit. Individualisierungsweisen in interdisziplinärer Perspektive*, hrsg. v. Kaspar von Greyerz, München: R. Oldenbourg 2007, S. 157–171.



es an Gesamtüberblicken, in denen die Entwicklung der Personenidentifikation sequentiell aufgearbeitet wird, wobei die Geburtsurkunde als das erste wichtige Personendokument von großer Bedeutung ist und im Folgenden hervorgehoben werden soll. Sie enthält wesentliche Daten zur Person, die für den Erhalt aller später ausgehändigten Dokumente relevant sind.

Die Geschichte der Geburtsurkunde weist im Übrigen verschiedene textuelle und historisch bedingte Bezüge zu anderen Dokumenten auf, was zu weiteren Forschungsfragen und Untersuchungsaufgaben führt.

In diesem Aufsatz werden einzelne Aspekte der institutionellen Erfassung von Personen zuerst fragmentarisch aus historischer Perspektive behandelt, um in Form von Puzzle-Steinen auf die verwickelte und keinesfalls geradlinige Geschichte der Identitätsdokumente aufmerksam zu machen. Sie werden zunächst in einen sozial bedingten historischen Überblick über die Notwendigkeit der Personenidentifikation eingebettet (Abschnitt 2), danach wird der Geburtsbrief als ein in juristischen Beiträgen und anderen Nachweisquellen definiertes Dokument behandelt (Abschnitt 3). Ausführlicher werden sieben baltische Geburtsbriefe vom Ende des 17. Jahrhunderts in ihrer Struktur und anhand ausgewählter lexikalischer Bausteine zu einzelnen Positionen vorgestellt (Abschnitt 4). Als Gegentexte werden abschließend die modernen Geburtsurkunden mit ihren Anforderungen und Restriktionen skizziert (Abschnitt 5), um wesentlichen weiterführenden Fragestellungen entgegenzukommen: Sind die Geburtsbriefe Vorgänger der modernen Geburtsurkunden? Welche weiteren Texte haben die moderne Geburtsurkunde eventuell geformt?

Mit der fragmentarischen Bestandsaufnahme zum Geburtsbrief und der Analyse seiner Struktur, seines Inhalts und der lexikalischen Bausteine bietet der Aufsatz keine endgültige Antwort auf die Frage nach der Genese der modernen Geburtsurkunde, vielmehr wird auf die Aspekte hingewiesen, die zusätzlich zu verfolgen und aufzuarbeiten sind. Eine weitere Untersuchung ist von hohem Interesse, weil der Geburtsbrief und sein formaler Nachfolger – die Geburtsurkunde – Auskunft über die dokumentierte Beziehung zwischen dem Individuum und dem Staat in einem breiteren Kontext der Personenidentifikation liefern können.

## 2. Ursprünge der Personenidentifikation und ihre Dokumentation

Der persönliche Identitätsnachweis und die Registrierung der Bevölkerung stellen kein neues Verfahren in der Weltgeschichte dar. Es sei hier an die Textpassage in der Bibel erinnert,<sup>3</sup> als Joseph und Maria nach Bethlehem aufbrachen:

*Es begab sich aber zu der zeit/ das ein gebot von dem  
Keiser Auguſto ausgieng/ das alle welt geſchetzt  
würde. Vnd dieſe ſchetzung war die aller erſte/ vnd  
geſchach zur zeit/ da Kyrenios Landpfleger jnn Sy=  
rien war/ Vnd jderman gieng/ das er ſich ſchetzen lief=  
ſe/ ein jglicher jnn ſeine ſtad. Da machet ſich auff auch  
Joseph aus Galilea/ aus der ſtad Nazareth/ jnn das  
Jüdiſche land zur ſtad Daudid/ die da heißt Bethlehem/ darumb  
das er von dem hauſe vnd geſchlechte Daudid war/ auff das er ſich  
ſchetzen lies mit Maria ſeinem vertrawten weibe/ die war ſchwanger.*

Wie die entsprechende Dokumentation aussah, ist unbekannt. Genauere Kenntnisse über eine dokumentierte Identifikation von Personen entstammen einer viel späteren Zeit. Allerdings werden die Anfänge der Personenerfassung nicht mit der Geburtsurkunde bzw. einem Geburtsbrief, sondern mit dem Begriff ‚Pass‘ in Verbindung gebracht. Eines der ersten Personendokumente in Europa scheint der Passbrief gewesen zu sein: Das Wort „passport“ kommt Mitte des 16. Jahrhunderts in englischen Rechtsakten vor.<sup>4</sup> Eine genauere Differenzierung ist angesichts der fehlenden Aufarbeitung des Themas und einer deshalb ungenauen Zuordnung der Dokumente zu bestimmten Texttypen bislang nicht erfolgt. Eine zusammenfassende (wenn auch fragmentarische) Darstellung der persönlichen Identifikation soll zunächst zeigen, wie sich die verschiedenen Funktionen der Dokumente überlappen und wie sie ineinandergreifen.

<sup>3</sup> EVANGELIUM S. LUKAS II, in Luther, Martin: Biblia, das ist, die gantze Heilige Schrifft Deudsch, Bd. 6, Das Neue Testament, Wittenberg, 1534, abrufbar unter: <https://www.digitale-sammlungen.de/de/search?sortField=NONE&startPage=2&filter=volumes%3A%22bsb11203144%2F BV011213542%22>, S. 80-81

<sup>4</sup> Vgl. Martin LLOYD, The Passport. The History of Man's most Travelled Document, Phoenix Mill: Sutton Publishing 2003, S. 25–26: „It is not until 1548 that the word ‘passport’ is first found in English acts of law, and in this context referred to a document that concerned the regulation of soldiers and wars. [...] The passport mentioned in this case was what we would nowadays describe as an Army leave pass.“

Eine Art Vorläufer des Passes – der Passbrief – wurde in vielen europäischen Ländern schon im 15. Jahrhundert eingeführt, und zwar, um vom Kriegsdienst entlassene Soldaten von Deserteuren unterscheiden zu können.<sup>5</sup> (Zu ähnlich militärischen Zwecken wurde das Passsystem mehrere Jahrhunderte später, während der Regierungszeit Peters I., auch in Russland eingeführt, wovon ein Ukas vom 30.10.1719 zeugt).<sup>6</sup> Um die Mitte des 15. Jahrhunderts wurden Pässe für Briefboten und Pilger vorgeschrieben, zumindest in Frankreich.<sup>7</sup> Ab 1500 wurden die Individualität nachweisenden Dokumente in zunehmendem Maße verschiedenen Berufsgruppen und Vertretern unterschiedlicher sozialer Gruppen in ganz Europa abgefordert,<sup>8</sup> „im Laufe des 16. Jahrhunderts wurden sie [zur] Pflicht“.<sup>9</sup> Im 17. Jahrhundert war vielerorts in Europa eine Infrastruktur entwickelt, die das internationale Passsystem unterstützte.<sup>10</sup>

Darüber hinaus halfen Pässe, die Bewegung der Bevölkerung in Zeiten von Epidemien zu überwachen: In Notsituationen wurden die Personen aufgehalten und in Quarantäne geschickt.<sup>11</sup> Speziell in Russland wurde das Passsystem im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts während der Regierungszeit von Katharina II. zunehmend verwendet, um der Flucht der Leibeigenen vorzubeugen, die in die Grenzregionen des Russischen Reichs flohen, vor allem nach Süden zu den freien Kosaken.<sup>12</sup> Im 19. Jahrhundert wurde die Verbreitung und Entwicklung des Passsystems vom internationalen Tourismus gefördert.<sup>13</sup> Ebenso erfolgte im 19. Jahrhundert die Ersetzung

5 GROEBNER, Bote (wie Anm. 2), S. 161.

6 Vgl. Valentina G. ČERNUCHA, *Passport v Rossii: 1719–1917 gg.*, Sankt-Peterburg: Liki Rossii, 2007, S. 19–20: Pässe sollten helfen, die Bewegung der Militärpersonen zu kontrollieren, Deserteure aufzugreifen, andererseits aber versprengte Militärpersonen auch befähigen, zu ihren Einheiten zurückzukehren.

7 GROEBNER, Bote (wie Anm. 2), S. 161.

8 Ebd., S. 161.

9 Ebd., S. 162.

10 Vgl. LLOYD, *Passport* (wie Anm. 4), S. 58: „By the seventeenth century many European countries had the infrastructure to support an international passport system. The concept of the passport was recognised; there were educated scribes and clerks to issue the documents; there were civil and military authorities to check them. It was the passport itself that still needed to grow.“

11 ČERNUCHA, *Passport* (wie Anm. 6), S. 20.

12 Ebd., S. 45.

13 Vgl. LLOYD, *Passport* (wie Anm. 4), S. 24: „Passports had existed long before then. What did occur in the nineteenth century was a great expansion of popular travel. This forced governments to review and formalise the passport procedures.“

des handgeschriebenen Dokuments durch einen gedruckten Pass.<sup>14</sup> Nach dem Ersten Weltkrieg wurden Pässe für internationale Reisen verpflichtend. Im Rahmen eines internationalen Kongresses, der dem Pass, dem Zollsystem und entsprechenden Formalien gewidmet war,<sup>15</sup> wurde ein wesentlicher Schritt zur internationalen Vereinheitlichung des Passsystems und zur Fixierung der individuellen Bewegungsfreiheit getan.<sup>16</sup>

Fazit: Die Pässe, die bis heute am besten, wenn auch kaum systematisch untersuchten personenidentifizierenden Dokumente, haben zu verschiedenen Zeiten verschiedenen Zwecken gedient, und sie wiesen höchstwahrscheinlich auch große Varianz in ihrer zeitlich bedingten Ausformung auf.

Die Verbindung zwischen dem Geburtsbeleg und dem Pass wird in der hier vorgelegten Untersuchung nicht näher verfolgt. Die historischen Angaben zum Pass bzw. Passbrief lassen darauf schließen, dass sie im Erwachsenenalter ausgestellt wurden und keine Identifikation des Neugeborenen, wie in einer modernen Geburtsurkunde, vorsahen. Ähnlich verhält es sich mit dem Geburtsbrief des 17. Jahrhunderts. Auch dieses Dokument wurde erst dann ausgestellt, wenn die Person einen beruflichen Bildungsweg aufnahm. Allerdings wurde dabei so viel Wert auf die Herkunft (Angaben zu den Eltern) und die Umstände der Geburt gelegt, dass sich (nicht zuletzt auch wegen des gemeinsamen wortbildenden Elements in „Geburtsbrief“ und „Geburtsurkunde“) unwillkürlich Parallelen zur Geburtsurkunde ziehen lassen. Kann also eine Beziehung zwischen beiden Dokumenten bestanden haben und demzufolge hergestellt werden?

14 Vgl. ebd.: „During the nineteenth century the widespread replacement of the handwritten document with the pre-printed passport took place.“

15 Vgl. ebd., S. 120f.: „The League of Nations in Geneva with its Provisional Committee on Communications and Transit. This called together an International Conference on Passports, Customs Formalities and Through Tickets in 1920. [...] The physical characteristics of the ‘international passport’, as it was named, were that it should contain thirty-two pages, all numbered. It should be in at least two languages – the national language and French.“

16 BEHRENSEN, State (wie Anm. 1), S. 73.

### 3. Geburtsbriefe als personenidentifizierende Dokumente

Historisch gesehen, werden die Geburtsbriefe als „gleichsam eine Verbindung von Geburtsurkunde und polizeilichem Führungszeugnis“ bezeichnet.<sup>17</sup> Sie enthielten wichtige Informationen über den Empfänger: Neben dem Namen der Person und dem der Eltern war die „Beglaubigung der ehelichen Geburt“ sowie die Auskunft, dass man nicht leibeigen war, wichtig. Dank dieser Auskunft „konnte man auch in einer anderen Stadt als Bürger leben und in eine der Handwerkszünfte oder in weitere Ämter aufgenommen werden“.<sup>18</sup>

Das Deutsche Rechtswörterbuch definiert den Geburtsbrief als ‚Urkunde über Geburt und Herkunft‘. Er habe allgemein als Personalausweis (Beleg aus dem 15. Jahrhundert) gedient und war bei der Aufnahme ins Handwerk, in eine Zunft oder Berufsgenossenschaft, häufig in der Wortverbindung „Geburts- und Lehrbrief“ (ebenso im 15. Jahrhundert belegt), vorzulegen.<sup>19</sup> Das Deutsche Wörterbuch der Brüder Grimm verweist beim Stichwort „Geburtsbrief“ – im 14. Jahrhundert noch „briefe siner geburt“ genannt – auf die lateinischen Entsprechungen *professio natalis* und *diploma natalitium* ‚schriftlicher Nachweis der Geburt, d.h. Abstammung, hauptsächlich der ehrlichen und ehelichen Geburt‘.<sup>20</sup> Referenzen aus dem 17. Jahrhundert, so etwa die Dissertation von Heinrich Linck(en) – eine Untersuchung zu Geburtsbriefen (1674)<sup>21</sup> – vermitteln präzisere Einblicke in die Prozedur der damaligen Briefausstellung im deutschen Gebiet (mit einem genaueren Hinweis auf Jena). Linck(en) diskutiert verschiedene Bedingungen samt Restriktionen bezüglich der Briefempfänger

17 Gerhard KRAACK, Die Flensburger Geburtsbriefe. Auswanderung aus Flensburg 1550–1750, Flensburg: Gesellschaft für Flensburger Stadtgeschichte, 1977, S. 5 – zitiert bei Roland SEEBERG-ELVERFELDT, Kurländische Geburtsbriefe aus den Jahren 1608–1827, in: Ostdeutsche Familienkunde 28. Jg., H. 4 (1980), S. 138–152, hier: S. 138.

18 Dorothee M. GOEZE / Peter WÖRSTER, Geburtsbriefe – wichtige Quelle zur Bevölkerungsgeschichte, in: Archivale des Monats, 2007, Herder-Institut, Marburg, abrufbar unter: <https://www.herder-institut.de/go/y0-4b6045>.

19 GEBURTSBRIEF, in: Deutsches Rechtswörterbuch (DRW), abrufbar unter: <https://drw-www.adw.uni-heidelberg.de/drw-cgi/zeige?term=Geburtsbrief&index=lemmata>.

20 DWB (wie Anm. 19), Bd. 4, Sp. 1908.

21 Heinrich LINCK(EN), Discursus juridicus de literis natalitiis, Von Geburts-Briefen/Aucto-riate Superiorum praeside viro nobilissimo, Dn. Heinricho Lincken/J.U.D. & Academiae Altdorffinae designato Prof. Publ. Fautore ac Praeceptore suo aetatem colendo, In illustri Salanâ M. Febr. 1674. Publicae Eruditorum disquisition subjectus â Ludovico Christophoro Tham, Not. Publ. Caes. Keula-Schwarzburgico, AUT. Typis Müllerianis, abrufbar unter: [https://reader.digitale-sammlungen.de/de/fs1/object/display/bsb11075758\\_00005.html](https://reader.digitale-sammlungen.de/de/fs1/object/display/bsb11075758_00005.html).

und bietet Beispiele der textuellen Ausformung. Diese Briefftexte – zwei Anleitungen und ein Musterbrief – enthalten zahlreiche Paraphrasen und Wiederholungen, so dass der Eindruck erweckt wird, sie dienten unter anderem als ein Formelvorrat; vgl. etwa die inhaltlich identischen Ausschnitte im Antragsteil:

Anleitung 1: *Herr N.N. [...] allda anbracht / wie er seiner ehrlichen Geburth / redlichen und ehrlichen Herkommens glaubwürdigen schriftlichen Schein / dessen er sich im Fall der Noth zu gebrauchen haben möchte / bedürfftig were / fleißig bittende,*<sup>22</sup>

Anleitung 2: *NN [...] angezeuget / daß er Willens und bedacht sey / sich auff das Tuchmacher Handwerck zubegeben / darzu ihme denn Kundschaft seiner ehrlichen Geburth von nöthen / mich derowegen fleißig gebethen / ihme deroselben schriftlichen beglaubeten Schein zu ertheilen,*<sup>23</sup>

Musterbrief: *Mit-Bürgerin [...] berichtet / welcher Gestalt ihr Sohn [...] ein ehrlich / zünftig Handwerck lernen wolte / darzu er dann eines Geburts Brieffes benöthiget / darbeneben fleißig gebethen / daß wir ihm seiner ehrlichen Geburt / unnd Wohlverhaltens Schein und Kundschaft mit theilen wollen.*<sup>24</sup>

Für entsprechende Formulierung in der realen Situation waren höchstwahrscheinlich externe Faktoren entscheidend, die Ausführlichkeit der Formulierung hing mit dem geäußerten Wunsch der Antragsteller, mit Anforderungen der Adressaten ebenso wie mit dem Usus an der ausstellenden Institution und der Schreibgewandtheit der Schreiber zusammen.

In erster Linie kommt es im Geburtsbrief auf die Erwähnung der notwendigen inhaltlichen Positionen an. Laut Linck(en) waren das in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts folgende neun Positionen:

Requiritur enim (1.) ipsius impetrantis nomen (2.) duorum vel trium testium juratorum testimonium (3.) parentum avorumque nomina (4.) Parentum legitima sponsalia, nuptiarumque ceremoniae legitime adhibitae, quas inter praecipue numeranda venit publica benedictio sacerdotalis (5.) impetrantis legitima nativitas (6.) sacri fontis immersio, atque patrinorum nomina (7.) impetrantis ipsius ejusve Parentum vitae integritas (8.) Probatio, quod impetrans natione germanica & libertate vera polleat; denique (9.) conclusio cui subjici debet petitio & commentario.<sup>25</sup>

22 Ebd., Cap. IV, § 4.

23 Ebd., Cap. IV, § 5.

24 Ebd., Cap. IV, § 6.

25 Ebd., Cap. IV, § 4: Erfordert werden, also (1) Name des eigentlichen Briefempfängers, (2) Zeugnis von zwei oder drei vereidigten Zeugen, (3) die Namen der Eltern und Großeltern, (4) Nachweis der legitimen Trauung der Eltern sowie Nachricht über die erfolgte Zeremonie, die öffentlich vom

Neben dem „Geburtsbrief“ wird bei Linck(en) auch das „Mannrecht“ bzw. ein entsprechender Brief erwähnt,<sup>26</sup> der in einer etwa hundert Jahre späteren Definition teilweise synonym verwendet wird, allerdings mit dem Hinweis, dass der Mannrechtsbrief vor allem die persönliche Freiheit einer Person attestiere:

*Geburtsbrief*, ist ein von der Obrigkeit oder glaubwürdigen Personen ertheiltes Zeugniß, daß jemand aus einem unbefleckten Ehebett geboren und niemand mit Leibeigenschaft zugethan sey. Sie heißen auch **Mannrechtsbriefe**, weil aus solchen die natürliche Freyheit erhellt.<sup>27</sup>

Die Beschreibung eines Geburtsbriefes in der Deutschen Enzyklopädie von 1786 enthält im Prinzip dieselben 9 inhaltlichen Positionen, die von Linken schon 1674 formuliert worden waren:

*Ein Geburtsbrief muß übrigens Folgendes in sich fassen: 1) den Namen dessen, der ihn erlangt, 2) das Zeugnis der vereideten Zeugen, 3) die Namen der Eltern, 4) ihre Verlöbniß und Trauung, 5) die rechtmäßige Geburt, 6) die Taufe, 7) die ächte, freye Geburt, 8) den Lebenswandel des Impetranten und seiner Eltern, 9) die Empfehlung.*<sup>28</sup>

In dieser Definition ist jedoch der Anwendungsbereich eines Geburtsbriefes erweitert. Neben professionellen Zwecken, wie

*[es] kann bey den Handwerkern kein Lehrjunge aufgedungen werden, er habe denn durch den Geburtsbrief sein ehrliches Herkommen erwiesen, und seine Freyheit von der Leibeigenschaft dargethan,*

wird die Urkunde auch beim Wohnortwechsel und neuer Niederlassung eingefordert:

*Auch kann in sehr vielen Städten und Flecken keiner als Einwohner sich niederlassen, ohne sich vorher durch den Geburtsbrief legitimirt zu haben.*<sup>29</sup>

Somit verbindet sich der Geburtsbrief im Laufe der Entwicklung mit einem weiteren Aspekt: der Meldepflicht des Wohnortes, was unterstreicht, dass eine genauere Erfor-

Priester geleitet und gesegnet wurde, (5) die legitime Geburt des Briefempfängers, (6) die heilige Taufe sowie die Namen der Taufpaten, (7) Nachweis einer tadellosen Lebensführung des Briefempfängers und seiner Eltern, (8) Nachweis, dass der Empfänger deutscher Herkunft und frei (nicht leibeigen) ist; und zuletzt (9) der Beschluss mit beigefügter Anfrage und die Beurteilung (des Tatbestandes).

26 Ebd., Cap. IV, § 6.

27 DEUTSCHE ENCYCLOPÄDIE oder Allgemeines Real-Wörterbuch aller Künste und Wissenschaften von einer Gesellschaft Gelehrten, Frankfurt am Mayn: bey Varrentrapp Sohn und Wenner, Bd. 11, 1786, S. 318.

28 Ebd., S. 318.

29 Ebd., S. 318.

schung des Geburtsbriefes notwendigerweise das jeweils geltende Zivilrecht berücksichtigen muss. Andererseits enthält die Beschreibung des Geburtsbriefes von 1786 keine Hinweise darauf, ob und inwieweit die Vorschrift damals (noch) aktuell war, zumal die Lockerung der Bedingungen für den Erhalt eines Geburtsbriefes schon in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts in deutschen Juristenkreisen diskutiert wurde. Diese Diskussion betraf zunächst die legitime Herkunftsfrage des Briefempfängers. Zu verweisen ist hier auf Franz Blasi Martin Wagner und sein Werk *Der Civil- und Cameral-Beamte* von 1774, wo er die Forderung des Nachweises der ehelichen Geburt als obligatorische Anforderung in Frage stellt:

*daß die Handwerker auf die eheliche Geburt sehen, so wird doch hierinn manchemal zu weit geschritten, ist also unrecht, wann unehelich empfangene oder gebohrne, nachgehends aber durch die [...] erfolgte Ehe legitimirte Kinder ausgeschlossen werden.<sup>30</sup>*

Zusätzlich zum Nachweis der Taufe

*6<sup>o</sup>. Muß auch das Pfarrliche Attestat beygebracht und dessen Inhalt dem Brief inferirt werden,<sup>31</sup>*

legt Wagner viel mehr Wert auf die wesentlichen Details der Zeugenaussage zum Status der Eltern, ihrem Wohnort und ihrer Familiensituation.

Für das Baltikum ist eine in traditioneller Art und Weise verfasste Urkunde noch Ende des 18. Jahrhunderts belegt. Sie wurde am 14. Juni 1796 für Andreas George Noah ausgestellt – „bey Meister Johann Gottfried Pfab in der Lehre“. <sup>32</sup> Der Brief folgt denselben Vorgaben wie etwa 100 Jahre zuvor und enthält alle traditionellen Strukturteile, z. B. Identitätsnachweis des Ausstellers, Anliegen des Antragstellers, Aussage der vereideten Zeugen, Namen der Eltern, die rechtmäßige Zeugung und Geburt usw. Die im deutschen Kernraum diskutierten und womöglich eingeführten Neuerungen bzw. Lockerungen bei der Gestaltung derartiger Dokumente sind im baltischen Geburtsbrief nicht berücksichtigt.

30 Franz WAGNER, *Der Civil- und Cameral-Beamte. Oder auserlesener Anweiser zu Churfürstlich- und Landständischen Civil- Cameral- und Policydiensten, nach Enthalt der Churbaierischen neuen Landesgesätzen, und darüberhin erfolgten General-Verordnungen bestehend in zwoen Theilen, [...] von Franz Blasi Martin Wagner, Sr. Churfürstl. Durchl. in Baiern etc. würkl. Regierungs-Secretario in Landshut, 1774.* Abrufbar unter: [https://reader-digitale-sammlungen.de/de/fs1/object/display/bsb10335794\\_00001.html](https://reader-digitale-sammlungen.de/de/fs1/object/display/bsb10335794_00001.html), S. 275.

31 Ebd., S. 276.

32 Dokumentensammlung des Herder-Instituts (DSHI) 140 Baltikum 61.



<b>Strukturelemente und Formulierungen im Geburtsbrief für Andreas George Noah 1796</b>		
<b>Identitätsnachweis des Ausstellers</b>	<i>Auf Befehl Ihro Majeſtät der Kayſerin und Selbſttherſcherin aller Reuffen, wird vom Stadt Magiſtrate der Kurländiſchen KreisStadt Friedrichſtadt, mit dieſem offenem beſiegeltem Briefe geurkundet und bezeuget,</i>	
<b>Antragsteller</b>	<i>daß vor Ihm im untengeſetzten D[a]to, der Heinrich Ernſt Noah, Leinweber unter dem Adlichen Guthe Ku[r]men in Kurland, wohnhaft, erſchienen und beygebracht,</i>	
<b>Anliegen</b>	<i>daß Er zur Wohlfarts Beförderung ſeines Sohnes [...] Gerichtlichen Schein und Beweis, von deſen ehrlichen und un[ta]delhaften Geburth nöthig hätte;</i>	
<b>Zeugenberufung</b>	<i>deshalb auch [...] als Zeugen fiſtiret [mit] der geziemenden Bitte, ſelbige darüber Rechtlichermaaßen zu vernehmen, und wenn ſolches geſchehen, für gedachten Andreas George Noah, den GeburtsBrief in üblich beglaubter Form ausfertigen zu laßen.</i>	
<b>Briefempfänger</b>	<i>Andreas George Noah</i>	
<b>Zeugen</b>	<i>den Carl Ewald Seerwald und den Carl Heinrich Bader, beyde Müller unter dem Adlichen Guthe Kurmen in Kurland wohnhaft,</i>	
<b>Beurkundungsprozedur:</b>		
<b>1</b>	<b>Einwilligung</b>	<i>Wenn nun der Magiſtrat dieſen Gefuch, der Wahrheit zum Beſten nachzugeben, nicht hat verweigern können;</i>
<b>2</b>	<b>Prozedur</b>	<i>ſo hat Er, Jhm Beyde vorgeſtellte Zeugen und glaubwürdige Männer, darüber Gerichtlich verhöret, welche dann mit einem körperlichen Eide, wie es vor Gericht Rechtens und gewöhnlich iſt, mit aufgehobenen Arm und ausgeſtrekten Fingern, zu Gott dem Allmächtigend ſchwörend certificiret und wahr zu ſeyn bezeuget haben;</i>

<b>3</b>	<b>Nachweis</b>		
	<b>3.1.</b>	<b>Eltern</b>	<i>von dem Heinrich Ernst Noah: Leinenwebern, dem Vater, und der Sophia Elisabeth verehligten Noah, gebohrne Uhlholtz, der Mutter,</i>
	<b>3.2.</b>	<b>ehrliche Herkunft</b>	<i>aus einem nach christlicher Ordnung eingeführten Ehe- bette, echt und ehrlich,</i>
	<b>3.3.</b>	<b>deutsch</b>	<i>guter deutſcher Herkunft,</i>
	<b>3.4.</b>	<b>frei</b>	<i>frey, niemand Leibeigen und unterthan, erzeuget und gebohren worden</i>
<b>4</b>	<b>Verwendung und Adressat</b>		<i>So, daß Er folcher feiner ehrlichen Geburth und guten Herkommens halben, in alle ehrliche Aemter, Zünfte [...] auf und anzunehmen sey. Solchemnach gelanget hiedurch an Alle und Jede, unser Dienſt und freund- ſchaftliches Erfuchen, dieſem Voreingezeugten, [guten] Glauben beÿzulegen, und mehrerwehnten Andreas George Noah, feiner ehrlichen Geburth und guten Herkunft wegen, alle Gunſt und geneigte Beförderung zu erweiſen.</i>
<b>5</b>	<b>Zusätzliche Bedingungen bei der Ausstellung</b>		<i>W[yr] werden es uns um einen Jeden n[a]ch Standes Ge- bühr zu erwiedern, [be]ſſen ſeyn.</i>
<b>6</b>	<b>Formalia</b>		
	<b>6.1.</b>	<b>Datum, Ort</b>	<i>... So geſchehen zu Friedrichſtadt d[en]: 14<sup>ten</sup> Junius Anno 1796.</i>
	<b>6.2.</b>	<b>Siegel</b>	<i>Urkundlich iſt dieſes mit dem Stadt=Gerichts Jnſiegel [...]</i>
	<b>6.3.</b>	<b>Amt, Unterschrift</b>	<i>[...] und der gewöhnlichen Unterſchrift des Stadt Sec- retarii beglaubiget worden [...] Chriſtoph Hammer Stadt=Secretair</i>

## 4. Kurländische Geburtsbriefe aus dem 17. Jahrhundert

### 4.1 Die bisherige Erfassung der baltischen Geburtsbriefe und das untersuchte Material

Geburtsbriefe aus dem baltischen Raum hat Roland Seeberg-Elverfeldt erfasst und dokumentiert. Seine Aufmerksamkeit galt zunächst 50 Geburts- und Lehrbriefen (1525–1821) aus dem Revaler Stadtarchiv,<sup>33</sup> wobei er feststellte, dass sich in diesen Dokumenten „die engste Verflechtung der Bevölkerung der alten Hansestadt Reval mit dem deutschen Mutterlande“ offenbart.<sup>34</sup> Im Weiteren wurden von ihm 71 in Kurland ausgestellte Geburtsbriefe (die meisten aus Goldingen)<sup>35</sup> sowie 79 Geburtsbriefe aus der kurländischen Landeshauptstadt Mitau erfasst.<sup>36</sup> Seiner Meinung nach fügen sich die kurländischen Texte in die Reihe gleichartiger Dokumente aus dem deutschsprachigen Kerngebiet ein, die z. B. für Essen, Oldenburg in Holstein, Warendorf, Münster in Westfalen und Flensburg veröffentlicht wurden<sup>37</sup>, was seine oben erwähnte Ansicht in Bezug auf die baltische Region insgesamt bestätigt.

Viele Originale kurländischer Geburtsbriefe werden im Archiv des Herder-Instituts in Marburg aufbewahrt (Gruppe X im Nachlass der kurländischen Ritterschaften zu städtischen Angelegenheiten, darunter Zunftsachen wie Meister-, Gesellen- und Lehrlingsbücher). Für diese Studie wurden sieben kurländische Geburtsbriefe vom Ende des 17. Jahrhunderts herangezogen. Die Wahl kann einerseits als zufällig bezeichnet werden: Aus einer größeren Sammlung von Brieftranskripten, die während eines Forschungsaufenthaltes 2011 im Archiv des Herder-Instituts in Marburg gefertigt wurden, sollten Texte herausgesucht werden, bei denen die eventuellen Lesefehler minimiert und Inhalte eindeutig erkennbar sind (die Pergamente sind stellenweise beschädigt oder nicht lesbar).<sup>38</sup> Andererseits wurde darauf geachtet, dass die Texte

33 Roland SEEBERG-ELVERFELDT, Geburts- und Lehrbriefe der Jahre 1525–1821 aus dem Revaler Stadtarchiv, in: *Ostdeutsche Familienkunde* 16. Jg., Bd.5, H.3 (Juli–September 1968), S. 65–73.

34 Ebd., S. 65.

35 Roland SEEBERG-ELVERFELDT, Kurländische Geburtsbriefe aus den Jahren 1608–1827, in: *Ostdeutsche Familienkunde* 28. Jg., H. 4 (1980), S. 138–152.

36 Roland SEEBERG-ELVERFELDT, Mitauer Geburtsbriefe aus den Jahren 1653 bis 1807, in: *Ostdeutsche Familienkunde*, 29. Jg., H. 3 (1981), S. 225–234.

37 SEEBERG-ELVERFELDT, Geburtsbriefe (wie Anm. 35), S. 138. Aus arbeitstechnischen Gründen konnten diese Veröffentlichungen im vorliegenden Aufsatz noch nicht berücksichtigt werden.

38 Für die Überprüfung der Quellen bedanke ich mich bei Dr.phil. Manfred von Boetticher.

zeitlich kompatibel sind. Somit vertreten sie eine relativ kurze Zeitspanne von knapp 30 Jahren (1668 bis 1696) und dokumentieren die Praxis der Ausstellung von Geburtsbriefen in vier kurländischen Städten: Goldingen, Grobin, Pilten und Windau.<sup>39</sup> Zeithistorisch und territorial gesehen, bieten diese Dokumente optimale Vergleichsgrößen untereinander und zu juridischen Vorschriften im deutschsprachigen Raum des 17. Jahrhunderts.

## 4.2 Inhalt und Struktur der sieben kurländischen Geburtsbriefe

Inhalt und Aufbau der untersuchten Geburtsbriefe belegen, welche Positionen und Aspekte der persönlichen Identifikation in einer Zeit wichtig waren, als keine objektiv überprüfbaren technischen Mittel des persönlichen Nachweises wie Foto oder Registernummer zur Verfügung standen.

Soweit man aus den überlieferten Geburtsbriefen schließen kann, war die Prozedur ihrer Ausstellung im 17. Jahrhundert wie folgt:

1. Im Beisein von zwei bis drei Zeugen erschien der Antragsteller vor der zuständigen Institution mit der Bitte, einen Geburtsbrief für eine Person auszustellen;
2. der zuständige Briefaussteller nahm den Antrag entgegen und verhörte die Zeugen, die unter Eidesleistung die notwendigen Angaben für den Geburtsbrief lieferten und die Wahrheit ihrer Aussage bestätigten;
3. nach Anhörung der Zeugen und bei Akzeptanz ihrer Aussagen konnte der Geburtsbrief schriftlich verfasst und amtlich mit Siegel und Unterschrift beglaubigt und ausgestellt werden.

Die Prozedur entspricht der Gliederung in den Musterbriefen aus den Jahren 1674 (Linck), 1774 (Wagner) und 1786 (Deutsche Encyclopädie): 1. Antrag, 2. Nach-

<sup>39</sup> Näher untersucht wurden sieben kurländische Geburtsbriefe im Zeitraum 1668–1696, die im Weiteren unter den Buchstaben A–G zitiert werden.

A: Windau, 1668 (DSHI 190 Kurland X Windau Nr. 1)

B: Windau, 1673 (DSHI 190 Kurland X Windau Nr. 2)

C: Grobin, 1676 (DSHI 190 Kurland X Grobin Nr. 1)

D: Goldingen, 1697 (DSHI 190 Kurland X Goldingen Nr. 3)

E: Grobin, 1685 (DSHI 190 Kurland X Grobin Nr. 2)

F: Golding(en), 1668 (DSHI 190 Kurland X Golding Nr.1a)

G: Pilten, 1696 (DSHI 190 Kurland X Pilten Nr.1).

weis und Überprüfung der Daten, 3. Bestätigung der Daten und Ausstellung der Urkunde.

Im Antragsteil wird angekündigt, dass ein Geburtsbrief ausgestellt werden soll, wofür das zuständige Amt die Verantwortung trägt. Genannt werden die Namen des Antragstellers und des Empfängers<sup>40</sup>. Im Unterschied zu den erwähnten Vergleichsbriefen, in denen auch der Briefempfänger selbst als Antragsteller auftritt, wurden die kurländischen Geburtsbriefe meistens durch andere Personen, etwa einen der Elternteile, beantragt. Deshalb sind gerade in diesem Teil genauere Angaben zur beantragenden Person mit legitimierenden Prädikaten wie „wohlgeachtet“ oder „ehrbar/ehrenfest/ehrsam“ enthalten:

*der Erbahre vnd wollgeachtete Peter Stenecken, Bürger vnd Kürchner alhie, (A)*

*die Ehrbahre und Tugendfahme Frau Christina Elieabeht Kreehan, Herrn Christoffer Hoffmann, hochfürlicher WildnießBereiter fein EheFrau (G).*

Im Antragsteil werden auch die Gründe für die Ausstellung eines Geburtsbriefes genannt: Sie sind meistens professionell motiviert, was unterstreicht, dass die beruflichen Innungen großen Wert auf den Identitätsnachweis der Bewerber legten:

*daß Er seinen Sohn [...] das Kürchner=Handwerck zu lernen nacher Golldingen zuverfchicken Vorhabens feÿ (A),*

*fein Sohn [...] zu Erlernung des ehrlichen Handwercks der Kupffer Schmiede Kundschafft und Zeugniß [...] behuffig feÿ (B),*

*daß Sie willens Jhren Sohn Johann Hinrich Hoffmann, in die Lehr zu einem ehrlichen Handwerck zugeben (G).*

Gelegentlich werden im Antrag auch die Adressaten genannt, denen der Brief künftig vorgelegt werden soll:

*in Gülden vnd Ämbtern [...] zu aller Beförderung recommendiret fein lassen (A),*

*in allen Wercks Gewohnheit und Gülden und sonst aller Orten, Bevorderfame Gunst und all, geneigten Willen zuerzeigen (C),*

<sup>40</sup> Ein Geburtsbrief konnte von verschiedenen Personen beantragt werden: von beiden Elternteilen (Vater: A, B oder Mutter: F, G), von Vertrauenspersonen (D) sowie vom Individuum in eigener Person (C, E).

*aller Orten, in Wercks Gewohnheit und Gülden, Gunst und beforderung zuerweißen und ihn dießer unferer Fürbitte fruchtbarlich genießen zulaßen (E).*

Somit kann allein der Antragsteil in den kurländischen Geburtsbriefen wesentliche und ausführlich beschriebene inhaltliche Teile enthalten: den Namen des Briefempfängers, teilweise auch die Namen der Eltern sowie bereits die gewünschte Empfehlung. Als repräsentativ für diesen Teil soll der in Windau ausgestellte Geburtsbrief (A) von 1668 im Zusammenhang zitiert werden:

*Wir Bürgemeister Vogt vnd Rath der Fürflichen Stadt Windaw in Churland vor Jedermänniglichen waß Condition würden Standes oder Ehren die feind, dehnen dießer Brieff zu sehen, Hören oder zu Leßen vorkombt nach erbietung Vnferer Willigsten vnd freundligsten Dienste Vrkunden vnd bekennen krafft Diefes, daß vor vnß in gewöhnlicher Raths=Verfamlung erfchienen der Erbahre vnd Wollgeachtete Peter Stenecken, Bürger vnd Kürfchner alhie, anzeugende, daß Er feinen Sohn Tilman Stenecken das Kürfchner=Handwerck zu lernen nacher Golldingen zu verfchicken Vorhabens feÿ. Wozu Er den Kundschafft feiner ehrlichen Geburth Vonnöhten, Vnß derowegen vleißig gebethen, Jhm derfelben schriftlichen Beglaubten Schein zuertheilen.*

Im Bauteil II spielt die Zeugenaussage die zentrale Rolle. Um die Rechtmäßigkeit der Aushändigung des Geburtsbriefes zu bestätigen, werden die Taufzeugen des Betroffenen (Briefe A, B), der Pastor (B), die Paten (B) und verschiedene andere „ehrsame“ Bürger eingebracht, die den Betroffenen gut kennen und seine Identität bezeugen können:

*des Knabens Tauff=Gezeugen Die Ehrenveste, vnd wollgeachtete [...] Bürger alhie, vnd wollglaubte Männer (A),*

*feines Sohnes Tauff Gezeugen und Patten [...] wie auch vor wohlgemelten Herrn Praepositum, alß welcher an vorbenanten producentis feinem Sohne die Heÿlige Tauffe selbst verrichtet (B).*

Vom Aussteller aufgefordert, legen die Zeugen einen Eid ab, um die Identität des Briefempfängers zu bestätigen und den legitimen Erhalt des Geburtsbriefes zu attestieren. Die Zeugenaussage enthält vor allem folgende Nachweise zur Person des Betroffenen:

Namen der Eltern:	<i>Peter Stenecken alß seinem rechten natürlichen Vatern, vnd der Erbahrn vnd tugend/ahmen Frawen Catharine Claßen deßelben Ehegattin feiner rechten Mutter (A)</i>
Eheliche Zeugung:	<i>alß zweier Chrißtl[ichen] Eheleuten, [...] Die auch nach Chrißtlicher Gewohnheit ſich miteinander in den H[eiligen] Eheſtand begeben, auß einem rechten Ehebette recht, Ehelichen vnd Echt, gebohren vnd herkommen ſey (A)</i>
Rechte Herkunft:	<i>rechter Teutſcher vntadelhaffter Arth Geburt vnd Herkommens, ſo in ehrlichen Wercken, Zunfften vnd Jnnungen nicht zuverwerffen ſein (A)</i>
Freier Mensch:	<i>und weder deßen Eltern noch Er keinem mit Leib Eigenſchafft verbunden noch unterworfen (B).</i>

Der zusammenhängende Text (wiederum Beispiel A von 1668) lautet wie folgt:

*Derowegen Er den auch des Knabens Tauff=Gezeugen, Die Ehrenveſte, vnd wollgeachtete Nicolaß Willcken, vnd Hanß Köhlern, beyde Bürger alhie, vnd wollglaubte Männer zu Zeugen vorgeſtellet welche mit auffgehobenen Armen, vnd außgeſtrecktn Fingern zu Gotte dem Allmächtigen ſchwöhrende außgeſaget, bekant vnd erhalten, daß gemeldeter Knabe Tillman Stenecken, von berührten gegenwertigen Peter Stenecken alß ſeinem rechten natürlichen Vatern, vnd der Erbahrn vnd tugend/ahmen Frawen Catharine Claßen deßelben Ehegattin feiner rechten Mutter, alß zweier Chrißtl[ichen] Eheleuten, rechter Teutſcher vntadelhaffter Arth Geburt vnd Herkommens, ſo in ehrlichen Wercken, Zunfften vnd Jnnungen nicht zuverwerffen ſein, Die auch nach Chrißtlicher Gewohnheit ſich miteinander in den H[eiligen] Eheſtand begeben, auß einem rechten Ehebette recht, Ehelichen vnd Echt, gebohren vnd herkommen ſey.*

Anschließend, im Bauteil III, wird die Zeugenaussage bekräftigt und die Ausstellung des Geburtsbriefes folgend legitimiert: durch Ort und Datum, Namensnennung des zuständigen Bearbeiters sowie dessen Unterschrift und Amtssiegel. Der gewählte Beispieltext (Brief A, Windau, 1668) formuliert in diesem Zusammenhang:

*Wann wir dann Zeugnis der Warheit niemande(m) denegiren vnd verweigern können noch wollen, auch dieſes Gefuch der Billigkeit gemäß iſt; Alß haben wir gegenwertiges Gezeugniße Vorzeigern Dieſes geben vnd mittheilen wollen. Gelanget demnach an jedermänniglich Dehnen Dieſer Vnſer Brieff vorkombt nach Standes Gebühr Vnſer reſpective freundtleißiges Gefuch, dieſelben wollen offgemeldeten Tilman Stenecken in Gülden vnd Ämbtern ſeiner Ehr vnd Ehrlichen Geburts auch Teutſchen vntadelhafften Herkommens*

*genießen, vnd zu aller Beforderung recommendiret sein laßen. Solches seind Wir gegen einen Jedweden nach Standes Erheischung in dergleichen vnd andern Begebenheiten Dinßlich vnd freundlich zuverdienet erbötig. Vhrkundlich, zu mehrer Glaubens Beymeßung haben Wir Vnser Stadt]n]iegel wißent[lich] Hirvnter Hangen laßen. Gefchehen vnd gegeben zur Windaw<sup>41</sup> in Churlandt den 26 Novembr[is] St[ili] N[ovi] Anno Christi Ein Taufend, Sechßhundert, acht vnd Sechzig.*

*Burgemei/ter*

*Vogt vnd Rath Daselbst*

Die generelle Textgliederung der untersuchten Geburtsbriefe bleibt in allen Fällen konstant. Dennoch kann beobachtet werden, dass die inhaltlichen Bausteine je nach Fall den strukturellen Teilen unterschiedlich zugeordnet werden. Gelegentlich werden die für den Belegteil (II) typischen Angaben (z. B. eheliche Zeugung, Eltern) schon im Antragsteil (I) erwähnt (dann werden die Strukturteile II und III eher kurz gefasst); in anderen Fällen werden der Belegteil (II) oder der Beschluss (III) ausgedehnt. Desgleichen kommt es zu inhaltlichen Wiederholungen bzw. zu einer Darstellung des Tatbestandes in gleicher oder lexikalisch variiertes Form. So kann z. B. die Herbeirufung der Zeugen und die Beschreibung der Zeugnisablegung in beiden Bauteilen (I) und (II) fixiert werden ebenso wie die legitime Herkunft des Empfängers des Geburtsbriefes.

Dies zeugt davon, dass die Aussteller der Geburtsbriefe zwar eine genaue Kenntnis davon hatten, welche rechtlichen inhaltlichen Bausteine einen Geburtsbrief prägen und welcher strukturellen Sequenz ein solcher Brief zu folgen habe, doch eine einheitlich festgelegte Struktur, wie die Bausteine zu einem Gesamttext zusammensetzen seien, vermochten sie nicht immer einheitlich und konsequent zu realisieren. Höchstwahrscheinlich kam es in erster Linie darauf an, dass neben der Fixierung aller prozessimmanenten Elemente die inhaltlichen Bausteine sprachlich explizit gebührend hervorgehoben wurden. Ihre Platzierung in entsprechenden Textpassagen oder ihre Wiederholung spielte eine untergeordnete Rolle. Erst weitere Untersuchungen werden zeigen, inwieweit sich die von Seeberg-Elverfeldt attestierte enge Verbindung zum *de facto* ausgestellten Geburtsbrief im deutschen Kerngebiet bestätigen lässt und inwieweit die Struktur und textuelle Ausformung der kurländischen Geburtsbriefe Ende des 17. Jahrhunderts den zeitgenössischen Kontext bedient.

41 Im Briefftext liegt wohl eine variable Schreibweise des Stadtnamens Windau vor (Windauw, Windau, eventuell mit Korrektur zu Window), was im behandelten Kontext nicht näher erörtert wird.



### 4.3 Lexikalische Bausteine in den kurländischen Geburtsbriefen aus dem 17. Jahrhundert

Der Geburtsbrief als Rechtstext lässt sich also anhand seiner generell einheitlichen Struktur und aufgrund bestimmter inhaltlicher Bausteine identifizieren. Eine genauere Behandlung dieser Bausteine erlaubt darauf zu schließen, welche minimalen Anforderungen bei der Formulierung einzuhalten waren und welches lexikalische Repertoire dabei verwertet und eingesetzt werden konnte.

Für bestimmte inhaltliche Positionen ist eine Variabilität aus objektiven Gründen zu erwarten, etwa in Bezug auf individuell abgestimmte Formulierungen hinsichtlich der Verwendungsabsicht des Geburtsbriefes, z. B.:

*fein Sohn Andreas Strauch zu Erlernung des ehrlichen Handwercks der Kupffer Schmiede Kundschafft und Zeugniß seines Herkommens, Uhrsprunges und Geburts behuffig fey* (B),

*daß Sie willens Jhren Sohn Johann Hinrich Hoffmann, in die Lehr zu einem ehrlichen Handwerck zugeben, hie aber zu Schein und Beweisß feiner ehelichen und ehrlichen Gebuhrt bedürffig* (G).

Gleichzeitig gibt es Positionen, die prozedural notwendige Briefelemente formalisiert darstellen und bei denen lexikalische und syntaktische Variation weniger erwartbar ist, insbesondere, weil gegen Ende des 17. Jahrhunderts die Ausstellung von Geburtsbriefen schon als institutionell eingeführtes Verfahren angesehen werden kann.

Als einheitlich und seriell erweist sich die Eröffnung des Geburtsbriefes: die Selbstidentifikation des Briefausstellers. Die formelhafte Eröffnung *wir X und Y der Stadt Z* enthält logischerweise variable Nennungen und Attribute zur „Stadt“: *fürstlich, königlich* (G), *der Churländijchen See Sttadt* (B), *Hauptjtatt* (D), *Residentz Stad* (F), z. B.:

*Wir Bürgemeister Vogt vnd Rath der Fürflichen Stadt Windauw in Churland* (A).

Ebenso sind die Formalia am Ende des Geburtsbriefes ziemlich einheitlich formuliert. Der Schluss des Geburtsbriefes wird meistens mit der Formel *Gefchehen und gegeben* eingeleitet (im Brief C nur mit *geschehen*, in den Briefen E, F fehlt diese Formel), gefolgt von Ortsangabe, Datum und Name des Ausstellenden samt Unterschrift, etwa:

*Gefchehen und gegeben in der Fürflichen Haupt Statt Goldingen [am] neun und zwanzigten des Monats Februarj, nach der Gebuhrt unfers Heylandes in 1697ter Jahr [...]*

*Christoph Adam Rupff* J:C.G. Scrs: (D).

Eine serielle Formulierung wäre auch bei der Annahme des Antrags, Bauteil (I), zu erwarten. Dafür sorgt unter anderem die vorgesehene syntaktische Struktur – ein Satzgefüge mit dem Objektsatz variablen Inhalts, individuell besetzt, dem Grund und Zweck der Urkunde entsprechend. Der einleitende Hauptsatz, der die Akzeptanz des Antrags seitens des Ausstellenden bestätigt, bedient sich jedoch unterschiedlicher, mehr oder weniger ausführlicher, synonymisch formelhafter Ausdrücke wie:

*Vrkunden vnd bekennen krafft Dieses, daß* (A),

*thun kundt und bezeugen hiemit [...], daß* (B),

*fügen hiemit kund und Zu wissen, daß* (C),

*uhrkunden und be[ke]nnen hiermit und in kraft dieses offenen Instrumenti und Gebuhrts Briefes, daß* (D),

*fügen [...] Hiermit zuwissen daß* (E),

*Bekönne öffentlich, mit diesen Brieff daß* (F),

*uhrkunden und bekennen hiemit und in Krafft dieses gegenwertigen offenen Briefes [...] daß* (G).

Typisch sind also die Paarformeln (Elemente X und Y), deren Besetzung lexikalisch variiert werden kann, ohne den pragmatischen Rahmen zu verändern.

Der Zeugeneid im nächsten Bauteil (II) – Nachweis und Überprüfung der Daten – zeigt gewisse Unterschiede in der positionellen Besetzung und in der Darstellung des Verfahrens. Seine vollständige Wiedergabe kann bis zu sechs Elemente enthalten: 1. die Angabe zum Schwur als Faktum, 2.–4. die dabei gegebenen körperlichen Signale – mit dem Kopf, mit dem Arm und den Fingern, 5. die Heilige Schrift usw. als Aufrichtigkeitsbeweis, 6. Nachweis der individuellen Eidesleistung. Eine derartige Vollständigkeit kann nur in einem Fall (Brief G) festgestellt werden:

*Zweene Zeügen für Zeuchnießwürdige Männer von Uns erkandt worden; [...] Alß haben Wir der vorgenandten Zeügen außsage vermittelt des Eydes (1), welchen Sie mit entblöthen Hauptern, (2) außgestreckten Armen (3) und auffgerichteten Fingern (4) zu Gott und feinem heiligen Evangelio würcklich geschworen (5), auffgenommen, und haben dieselbe einhelllich, und Ein Jeder Insonderheit (6) gezeüget und wahrgemacht, [...].*

In anderen Fällen werden für die Dokumentation des Eides lediglich zwei bis vier der genannten Elemente aufgeführt, etwa:

*mit aufgehobenen Armen, vnd aufgestrecktn Fingern zu Gotte dem Allmächtigen  
schwohrende außgefaget, bekant vnd erhalten (A).*

Immer wieder, so auch bei der Fixierung des Zeugeneides, werden Paarformeln, sogar Dreiwortformeln eingesetzt:  $X_{\text{verb}}$  und  $Y_{\text{verb}}$  bzw.  $X_{\text{verb}}$ ,  $Y_{\text{verb}}$  und  $Z_{\text{verb}}$  – typische Elemente in älteren Urkunden in variabler lexikalischer Besetzung:

*deponiret und außgefaget (B),*

*ingezeuget und geschworen (C),*

*bekant und wargemachet (E),*

*außgefaget, bekant vnd erhalten (A),*

*geschworen bezeuget und [...] außgefaget (D).*

Die einzelnen lexikalischen Elemente der Eidesleistung, so beim Schwur mit ausgestreckten Armen/Fingern, weisen mitunter synonymisch verwendbare Attribute zu den Körpersignalen auf:

*auffgehoben (A, B, D), aufgestreckt (A, D, E, G), erhoben (C), auffgerichten (E, G).*

Es ist erkennbar, dass unter Einhaltung aller rechtlicher Vorgaben bei der Ausstellung der Geburtsbriefe in lexikalischer Hinsicht dennoch gewisse Freiräume für die Ausformulierung der obligatorischen Positionen gegeben waren, ohne die Anerkennung des Dokuments zu gefährden.

Das zentrale Element im Geburtsbrief ist der Nachweis der persönlichen Identität des Briefempfängers. Der Nachweis erfolgt in erster Linie über den Zeugeneid, wenn auch, wie schon erwähnt, ein Teil der Daten im Antragsteil (I) fixiert und im Beschlusssteil (III) wiederholt werden kann. Ein wesentliches Element bilden diesbezüglich die Angaben zu den Eltern des Briefempfängers.

Der Vergleich der kurländischen Geburtsbriefe lässt erkennen, dass bezüglich der Eltern insgesamt fünf Beschreibungselemente vorkommen: 1. Prädikat des Vaters, 2. Nennung des Vaters als Erzeuger, 3. Prädikat der Mutter, 4. ehelicher Status der Mutter, 5. legitimer Status beider Eltern. Einige der Briefe verweisen auf den Antragsteil

(I), z.B. von *Oben erwehntem* (Brief F). Kompakt im Nachweisteil (II) werden diese Positionen vollständig nur in zwei Briefen (C und E) realisiert:

*dem Ehrfamen und Geachten – anietzo Bürger und Webern zu Grobin alß Vatter – der Ehrbaren und Tugendfamen Frawen – alß Mutter – Eltern auch in alle wege eines Ehrlichen Leben und Handels sich befließen und geführt (C),*

*Wohl EhrenVesten und Mannhafften H[errn] – unter S[einer] Hoch Fürst[lichen] Durch[laucht] unfers allerfeits gnädigsten Fürsten und Herren Leib=Guarde zu Roß beftalter Corporal, alß feinem Eheleiblichen Vater – der WohlEhrbahren Viel Ehr= und Tugendfahmen Frawen – alß feiner Eheleiblichen Mutter – Eltern jederzeit ein untadelhaftes Leben wie es Ehrlichen Bieders=Leuten eignet und zu steht geführt (E).*

Warum in dieser so wichtigen Position Formulierungsunterschiede vorkommen, bleibt noch – unter Berücksichtigung zusätzlicher Dokumente – zu untersuchen. Möglicherweise hängt die Formulierung mit dem Schreibusus in der ausstellenden Institution zusammen. Allerdings ist festzustellen, dass die Prädikate der Mutter in der Zeugenaussage ziemlich stabil bleiben: Sie wird meistens als „ehrbare und tugendhafte Frau“ ausgewiesen. Der Vater dagegen wird entweder als „Bürger“ mit Angabe seines Berufes und der bekleideten Ämter angegeben oder auch knapp als „oben erwähnt“ vermerkt.

Eine Position, die sowohl linguistisch als auch rechtshistorisch vom Interesse sein kann, ist der Nachweis der ehelichen Zeugung des Kindes und seine Legitimation. Wider Erwarten weist diese Position eine lexikalische Variation im Ausdruck auf, die vorerst nicht erklärt bzw. begründet werden kann. Hiermit wird offensichtlich, dass die Erforschung der Identitätsdokumente bzw. des Geburtsbriefes eine interdisziplinäre Herangehensweise erfordert. Die weiter angeführten Beispiele veranlassen die Frage, welche Formulierungen die so genannte „eheliche Zeugung“ vertreten und welche Angaben genau diese Zeugung belegen konnten. Die kurländischen Geburtsbriefe suggerieren eine weite Bandbreite der Ausdrucksmöglichkeiten:

*alß Zweier Christ[lichen] Eheleuten [...] Die auch nach Christlicher Gewohnheit sich miteinander in den H[eilign] Ehestand begeben (A),*

*allhie zu Kirchen und Straßen gegangen, durch Prieftlerliche Copulation getrawet und geechtigt worden (B),*

*Eltern auch in alle wege eines Ehrlichen Leben und Handels sich befließen und geführt (C),*

*Von Rechtmeßigen Eheleuten (D),*

*ein untadelhaftes Leben wie es Ehrlichen Bieders=Leuten eignet und zu steht geführt (E),*

*in Jhrem wehrenden Gestand und Ehehichen wefen (F),*

*feine Eltern auch in Jhrem EheStande sich unverweßlich, und wie frommen EheLeüten wolanstehet, ja und allewege verhalten hätten (G).*

Die variable Beschreibung einer frommen und tadellosen Ehe der Eltern – eine aus heutiger Sicht durchaus ausreichende Begründung für den Nachweis ehelicher Zeugung – wird dann explizit mit Bezug auf die Geburt des Kindes nochmals betont:

*auß einem rechten Ehebette recht, Ehehichen vnd Echt, gebohren vnd herkommen sey (A)*

*auß einem rechten und unbefleckten Ehebette erzeüget und gebohren haben, und sey also [...] recht, echt, ehelich und ehrlich, [...] gebohren (B)*

*auß einem keufchen und unbefleckten Ehebette, [...] Echt [...] gebohren worden (C)*

*auß einem echten und Rechten, züchtigen [...] unbefleckten Ehebette [...] légitimè gezeuget, gebohren (D),*

*auß einem reinen keufchen und unbefleckten Ehebette [...] echt und recht gezeuget und gebohren wäre (E),*

*Daß Er ein Recht EheKind von Vater und Mutter sey (F)*

*aus einem Chriefflichen ehrlichen und unbefleckten Ehe=Bette nach Ordnung und Einsetzung der heiligen Chriefflichen Kirchen, ehrlich, echt und recht, ohne allem verdächtigen Wandel gezeiget und gebohren worden (G)*

Durchaus identische Strukturen können lexikalische Variation aufweisen, z. B. unterschiedliche Attribute zu „Ehebett“: *recht/ recht und unbefleckt / keusch und unbefleckt / echt und recht, züchtigen keusch, und unbefleckt / christlich ehrlich und unbefleckt*. Ähnlich variiert werden die Umstände der Geburt.

Dem Empfänger des Geburtsbriefes werden seine deutsche Herkunft und sein Status als freier Mensch attestiert. Beide Voraussetzungen sind für seine berufliche Laufbahn, etwa das Durchlaufen einer Lehre und die Aufnahme in eine Handwerkerzunft, von entscheidender Bedeutung. Die erwähnten Angaben werden teilweise auf die Eltern, teilweise auf das Kind (den Briefempfänger) bezogen. Dabei werden die Voraussetzungen – deutsch und frei – wie folgt ausgedrückt:

„deutsche Herkunft“	„freier Mensch“	Brief
<i>rechter Teutscher Vntadelhaffter Arth Geburt vnd Herkommens</i>		<b>A</b>
<i>rechter Freyer Deütcher Nation, arth und Zungen</i>	<i>alß rechter Freyer Deütcher Nation [...] weder deßsen Eltern noch Er keinem mit Leib Eigen/chafft verbunden noch unterworfen</i>	<b>B</b>
<i>alter Ehrlicher Deutscher Art und Zungen</i>	<i>niemand Leibeigen, [...] frey [...] ge- bohren worden</i>	<b>C</b>
<i>guter teutscher Nation und Herkom- mens</i>	<i>keiner Herrschafft unterworfen fondern gantz ledig und frey</i>	<b>D</b>
<i>Ehrlicher Deutscher Art und Zungen</i>	<i>niemand verleibeigent</i>	<b>E</b>
<i>von Rechter Theutscher Nation</i>	<i>keinem HErrn amt leib eigen schafft vnter worffen, fondern derselbigen gantz frey</i>	<b>F</b>
<b>[Eltern:]</b> <i>beyderfeytes teütchen, ehrli- chen und untadelhafften Leüten, gutes Herkommens, nicht Wendisch</i>	<i>niemand leibeigen noch verpflichtet</i>	<b>G</b>

Die Variablen zur Position „deutsche Herkunft“ sind vor allem im Bereich der Attributierung zu finden. Ob nun „recht“, „alt“, „gut“ oder „ehrlich“, suggerieren sie Rechtskonformität. Der Status des Betroffenen wird neben dem Adjektiv „frei“ meistens durch einen explizit formulierten Ausschluss der Leibeigenschaft hervorgehoben.

## 5. Brückenschlag: Geburtsurkunde

Heutzutage gelten von Land zu Land unterschiedliche Regeln der persönlichen Ausweisung. Der Bürger Lettlands verwendet drei wichtige Dokumente zur persönlichen Identifikation: die Geburtsurkunde, den Pass (für internationale Angelegenheiten) und die Ausweiskarte, die den Pass für inländische Angelegenheiten ersetzt. Sowohl im Baltikum als auch in den nordischen Ländern ist die im Pass bzw. Ausweis fixierte Personennummer ein wichtiges Element der Identifikation. In Schweden wurde die Personennummer (*personnummer*) 1947 eingeführt, und die 1967 ergänzte Form gilt noch heute: JJMMDD (sechsstellig – Jahr/Monat/Tag) plus vier weitere Ziffern (1–3: Geburtsnummer, 4: Kontrollnummer).<sup>42</sup> In Lettland haben die ersten sechs Ziffern (das Geburtsdatum) eine andere Reihenfolge: DDMMJJ (Tag/Monat/Jahr) und die Personennummer wird durch weitere 5 Ziffern ergänzt. Auf Island braucht man für die meisten Angelegenheiten nur die Personennummer (*kennitala*) und keinen Personennamen.<sup>43</sup> In Deutschland hat man aus Personenschutzgründen unterschiedliche Identifikationsnummern: eine für Rentenangelegenheiten, eine andere im Gesundheitssystem.<sup>44</sup> In den USA ist die *Social Security Number* für Angelegenheiten bezüglich des Sozial- und Steuersystems zu verwenden.<sup>45</sup>

Das heutige Dokument „Geburtsurkunde“ enthält je nach Land und Ausstellungszeit unterschiedliche Angaben. In Deutschland wurden die staatliche Beurkundung der Neugeborenen und ein Personenstandsregister im 19. Jahrhundert eingeführt, zunächst am 1. Februar 1870 im Großherzogtum Baden, am 1. Oktober 1874 in den preußischen Provinzen. Das preußische Registrierungssystem wurde ab dem 1. Januar 1876 im Deutschen Reich übernommen.<sup>46</sup> Parallel dazu und im Rahmen der Tradition existierte auch die konfessionell getrennte Registrierung der Neugeborenen in den Kirchenbüchern.

Heute werden die Geburtsurkunden in Deutschland vom Standesamt ausgestellt, sie enthalten laut §59 „Geburtsurkunde“ im Personenstandsgesetz (PStG) folgende Angaben zum Neugeborenen:

42 BEHRENSSEN, State (wie Anm. 1), 65.

43 Ebd.

44 Ebd.

45 Ebd.

46 Abrufbar unter: <https://www.ancestry.de/geburtsregister>.

1. die Vornamen und den Geburtsnamen (bzw. den Ehenamen der Eltern)
2. das Geschlecht (auf Verlangen nicht angegeben)
3. Ort und Tag der Geburt
4. die Vornamen und Familiennamen der Eltern (auf Verlangen nicht angegeben)
5. die rechtliche Zugehörigkeit zu einer Religionsgemeinschaft (auf Verlangen nicht angegeben).

Die Angaben zu den Eltern enthalten Familienname, Geburtsname, Vorname(n) sowie Religionszugehörigkeit. Darüber hinaus enthält das laufend nummerierte und besiegelte Dokument Angaben zur ausstellenden Instanz (Standesamt, Namen und Unterschrift des zuständigen Beamten) sowie Ausstellungsort und -datum.

Als obligatorische Angaben zum Neugeborenen gelten nur zwei von insgesamt fünf Angabefeldern: Vornamen und Geburtsnamen des Kindes (1) sowie Ort und Tag der Geburt (3). Diese eher liberale Einstellung gegenüber dem Dokument Geburtsurkunde erklärt sich zum Teil durch die erwähnte mehrfache und unterschiedlich formatierte Identifikation einer Person im späteren Erwachsenenleben.

Auch in Lettland wird die Geburtsurkunde im Standesamt beantragt und dort ausgestellt. Laut dem lettischen Zivilrecht (§31–37) soll ein Kind innerhalb eines Monats nach der Geburt registriert werden, worauf es seine Personenummer und eine Geburtsurkunde erhält, in der folgende Angaben fixiert sind:

1. Vorname und Nachname des Kindes (Nachname der Mutter, wenn es außerehelich ist)
2. Personenummer
3. Ort und Tag der Geburt
2. Nationalität (auf Verlangen der Eltern)
4. Staatsangehörigkeit

Die Angaben zu den Eltern enthalten folgende Daten: 1. Vorname, Nachname, 2. Personenummer, 3. Nationalität, 4. Staatsangehörigkeit. Zu weiteren Angaben im laufend nummerierten und besiegelten Dokument gehören die Daten über die ausstellende Instanz (Standesamt, Name und Unterschrift des zuständigen Beamten) sowie Ausstellungsort und -datum.<sup>47</sup> Das Dokument enthält keine Angabe einer konfessionellen Zugehörigkeit.

47 Abrufbar unter: <https://lvportals.lv/skaidrojumi/259084-berna-dzimsanas-fakta-registracija-2013>



Aus den gegebenen Beispielen wird ersichtlich, dass die modernen Geburtsurkunden landesspezifisch unterschiedliche Daten fixieren, wobei auch die Pflichtfelder unterschiedlich besetzt werden. Keine der modernen Dokumentvorlagen weist aber einen direkten inhaltlichen und sprachlichen Bezug zum Geburtsbrief des 17. Jahrhunderts auf, es sei denn, man setzt die Namen der Eltern und des Kindes zueinander in Beziehung und erstellt damit eine formale Verknüpfung zwischen beiden Dokumenten.

Somit stellt sich die Frage hinsichtlich der Relevanz des Geburtsbriefes für die Ausformung der späteren Geburtsurkunde im deutschen bzw. baltischen Kulturraum. Gibt es überhaupt eine Verknüpfung zwischen beiden Dokumenten? Möglicherweise, wie das nächste Beispiel zeigt, ist die Geburtsurkunde eher dem kirchlich ausgestellten Taufschein entsprungen, vgl.:

*Taufschein*<sup>48</sup>

*Geboren zu Wisuſt am erſten März, getauft am  
achtzehnten März des Jahres ein tauſend achthundert  
ſechs und zwanzig (1. März 1826)*

**Nicolaus Conrad Peter**

*des Herrn Landraths Alexander Oettingen und deſſen  
Gemahlin Helene geb. v Knorring eheleiblicher Sohn.*

*Taufz. 1 Landrichter v Braſch.*

*2 Doct. Auguſt v Sievers.*

*3 Fräulein Wilhelm. v Oettingen*

*4 Fräulein Amalie v Keſſler.*

*Die Richtigkeit dieſer Angabe attēſtirt ſub fide paſtorali  
et ſigl. eccl. Ecks am 10. Octbr. 1826*

*F. Akerman*

Wenn auch hierzu eine Gesamtanalyse der drei Dokumente Geburtsbrief, Taufschein und Geburtsurkunde notwendig wäre, sei an dieser Stelle schon einmal auf einige inhaltliche Überlappungen und Unterschiede zwischen diesen Dokumenten hingewiesen, um auf weitere Fragestellungen bezüglich der möglichen Transformationswege aus historischer Sicht aufmerksam zu machen.

Der angeführte baltische Taufschein des 19. Jahrhunderts aus Wissust (estnisch *Visusti*) enthält keine Angaben zur Konfession des Kindes oder der Eltern, wie sie in

<sup>48</sup> Familienarchiv von Oettingen im Archiv des Herder Institutes Marburg: DSH I 190 8 Livland 33-9.

der modernen deutschen Geburtsurkunde erfragt werden. Solche Angaben fehlen auch im kurländischen Geburtsbrief. Die Position „Religion“ in der modernen deutschen Geburtsurkunde bzw. ihr Fehlen in der lettischen Geburtsurkunde bedürfen einer vergleichenden historischen Aufarbeitung.

Andererseits enthält der Taufschein für Nicolaus Conrad Peter nicht nur die Namen seiner Eltern, sondern auch sozial relevante Prädikate zu den Namen, die wiederum für den Geburtsbrief typisch waren: Der Vater ist „Landrat“, die Mutter – „desen Gemahlin“. Darüber hinaus werden auch die Taufzeugen mit entsprechenden Prädikaten versehen, die ihren sozialen Status zusätzlich zur namentlichen Erwähnung als legitime Zeugen belegen: „Landrichter, Doktor“ usw. Die Praxis der sozialen Einbettung des betroffenen Taufscheinempfängers erinnert an Elemente eines Geburtsbriefes, wobei anzumerken ist, dass auch die kirchliche Personenidentifikation, unabhängig von weltlichen Institutionen, Wert auf die sozial definierte Herkunft des Neugeborenen legte.

## 6. Fazit

Die bisherige Forschung zu personenausweisenden Dokumenten bietet in diachronischer Perspektive derzeit noch kein vollständiges Bild. Es liegen viele Forschungsdesiderate vor, etwa im Bereich der Ursprünge der modernen Geburtsurkunde.

In der vorgelegten Untersuchung wurde versucht, einzelne Ausschnitte aus der Geschichte der persönlichen Identifizierung zu skizzieren, die in der Frühen Neuzeit zunächst mit einer Art Pass bzw. Passbrief verbunden war. Da aber die Geburtsurkunde heute das erste legitime Identitätsdokument darstellt, wurde gefragt und nachgeforscht, ob der Geburtsbrief des 17. Jahrhunderts einen gewissen Einfluss auf die Ausformung der modernen Geburtsurkunde ausgeübt hat und ob er eventuell als Vorlage in Erwägung gezogen werden kann. Als Beispiele wurden sieben Geburtsbriefe aus dem baltischen Raum bzw. aus Kurland analysiert, um zu ermitteln, ob ihre textspezifischen Merkmale wichtige Anhaltspunkte für weitere Nachforschungen bieten. Diese Geburtsbriefe wurden den damaligen Anleitungen in den deutschen Rechtsquellen gegenübergestellt, und es wurde festgestellt, dass sie den deutschen rechtlichen Vorgaben bezüglich des Inhalts und der Struktur folgen. Sie belegen die Kompetenz der Schreiber in der Auseinandersetzung mit dem Rechtstext „Geburtsbrief“. Auffallend waren aber die lexikalische Varianz in manchen Positionen sowie die inhaltliche Wiederholung in den strukturellen Bausteinen. Erst weitere Vergleiche

aus dem deutschsprachigen Kernraum werden bestätigen können, ob den kurländischen Geburtsbriefen besondere, individuelle Textgestaltungsstrategien eigen sind oder ob die festgestellte Varianz generell auf ein bestimmtes vorgeschriebenes Repertoire zurückgreift und übliche Praxis darstellt.

Eine direkte Verbindung zwischen einem Geburtsbrief und einer modernen Geburtsurkunde als Text ließ sich jedoch nicht feststellen. Eher ist es zu vermuten, dass der kirchlich ausgestellte Taufschein in der Geburtsurkunde seine textuelle Widerspiegelung fand. Beide Dokumente wurden bzw. werden (gleich) nach der Geburt ausgestellt, wogegen der Geburtsbrief eine viel spätere Lebensphase betraf und anderen Zwecken diente, etwa der Legitimierung einer Person zum beruflichen Werdegang. Das wortbildende Element „geburt“ stellt damit nur eine formale Beziehung zwischen dem Geburtsbrief und der Geburtsurkunde dar. Dennoch lassen sich auch im Taufschein gewisse Positionen wie die Fixierung der sozialen Herkunft des Kindes und der Taufzeugen feststellen, denen eine besondere Rolle gerade im Geburtsbrief eingeräumt wurde. Die konfessionelle Zugehörigkeit des Kindes wird im Taufschein aber nicht explizit genannt.

Alle drei Dokumente weisen, linguistisch gesehen, bestimmte Ähnlichkeiten auf, so bezüglich einzelner Strukturelemente und ihrer lexikalischen Besetzung, doch zugleich werden auch wesentliche Unterschiede sichtbar. Die prinzipielle Frage nach ihrer diachronisch internen Verknüpfung bleibt also noch offen. Höchstwahrscheinlich ist ihre sprachliche Ausformung vor allem extralinguistisch determiniert. Für eine genauere Klärung der textuellen Gestaltungsprinzipien und -strategien sind deshalb weitere Untersuchungen erfragt, in denen eine interdisziplinäre Zusammenarbeit mit Historikern und Rechtshistorikern sowie Theologen zu qualitativ neuen Erkenntnissen verhelfen kann.

## Der lettische Schriftsteller Rūdolfs Blaumanis um 1905: Tradition, Symbolismus und Revolution

### 1. Einleitung

Rūdolfs Blaumanis (1863–1908) war ein polyglotter Autor, der eine sehr enge Verbindung zu den Diskursen seiner Zeit hatte. Als ein zwischen geistigen Welten pendelnder, perfekt zweisprachiger Schriftsteller hat er auch Brücken zwischen der deutschen und der lettischen Literatur geschlagen. In seinem Schaffen knüpfte er an die Tradition des europäischen Realismus an und bereitete zeitgleich den Weg für die literarische Moderne in der lettischen Literatur.

Blaumanis war nicht der einzige lettische Autor, der seine Werke sowohl in lettischer als auch in deutscher Sprache verfasste. Hier sind neben Jānis Poruks (1871–1911) der ebenfalls (national)politisch sehr aktive Dichter Rainis (Pseudonym für Jānis Pliekšāns, 1865–1929) und seine Ehefrau Aspazija (Pseudonym für Elza Pliekšāne, geb. Johanna Emilie Liesette Rosenwald bzw. Rozenberga, 1865–1943) zu nennen. Schon im Elternhaus war Blaumanis als Sohn eines Kochs und eines Stubenmädchens auf dem Landgut der Barone von Transehe bei Ērgļi/Erlaa mit der deutschen Sprache vertraut gemacht worden. Ab 1875 besuchte er eine deutsche Privatschule, die von Gouvernante Anna Rubīna<sup>1</sup> geleitet wurde, und später eine deutsche Handelsschule in Riga.

Der vorliegende Beitrag legt den Fokus auf Blaumanis im ersten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts. Diese Zeitperiode war zugleich auch sein letztes Lebensjahrzehnt. Zum Zeitpunkt der russischen Revolution von 1905 war aus ihm längst ein etablierter Autor im Bereich der lettischen Literatur geworden, der aber immer wieder auch nach neuen Wegen für sein Schaffen suchte. Diese führten ihn in der Spätphase seines Schaffens in eine symbolistische Richtung. Dabei merkt man freilich auch eine gewisse Unsicherheit des Schriftstellers, denn seine am meisten anerkannten Werke waren jene von realistischer oder auch naturalistischer Prägung. Und so verblieb er

1 Zinta SAULĪTE, Blaumaņu dzimtas likloči, [Ērgļu novads]: R. Blaumaņa memoriālais muzejs „Braki” 2012, S. 14 [Das Schicksal der Familie Blaumanis].

auch in der Periode seiner intensivsten ästhetischen Experimente am Anfang des 20. Jahrhunderts teilweise noch beim schon bewährten poetologischen Realismus, wie seine Stücke *Indrāni* (*Die Indrans*, 1904<sup>2</sup>) und *Ugunī* (*Im Feuer*, 1905) belegen. Erstes wurde von ihm selbst ins Deutsche übersetzt. Bedeutend für sein literarisches Schaffen waren auch die erschreckenden Erfahrungen der Revolution von 1905 und die danach folgenden Repressionen, die ein publizistisches Engagement bei Blaumanis erweckten. Auch dieser Aspekt ist ohne das Gesamtbild seiner internen Entwicklung nicht zu verstehen.

## 2. Die Kultur und Literatur an der Jahrhundertwende

Rüdolfs Blaumanis entfaltete sich als Autor im Umfeld der deutschen und der lettischen Kultur und Literatur der Jahrhundertwende. Die beiden Sprachen waren in Livland ständig mündlich und schriftlich präsent. Er begann mit dem Schreiben in deutscher Sprache, danach schuf er teilweise deutsche und lettische Paralleltexte und später versuchte er, obwohl er die Mehrzahl seiner Werke auf Lettisch schrieb, immer wieder auch deutsche Fassungen seiner wichtigsten literarischen Texte zu liefern. Die Aufgeschlossenheit, die der Redakteur der Zeitschrift *Zeitung für Stadt und Land*, Richard Ruetz, im Jahr 1882 der ersten von Blaumanis eingeschickten Erzählung *Wiedergefunden. Eine Weihnachtsskizze* entgegenbrachte, eröffnete ihm eine reale Möglichkeit zur Publikation seiner Arbeiten. Insgesamt finden sich zehn Erstveröffentlichungen von Prosatexten in dieser Zeitschrift und in der Nachfolgezeitschrift *Die Rigasche Rundschau*. Das bedeutet, dass Blaumanis auch den städtischen Leser mit einem recht hohen Bildungsniveau im Sinn hatte. Das Schreiben auf Deutsch oder auf Lettisch wurde für ihn damit neben einer guten Verdienstquelle durch die jeweiligen Zeitungen der beiden Sprachgemeinschaften auch zum persönlichen Problem kultureller Identitätsfindung, das einer Lösung bedurfte. Diese Lösung fand Blaumanis in seiner eigenen Art der Beobachtung jeweiliger Milieus, wobei er sich mit dem Leben der Landsleute, das er in seinen Werken schilderte, nur teilweise identifizieren konnte. In den meisten Fällen dominierte eine realitätsorientierte Art des Schreibens, die sich dadurch auszeichnet, dass der Schriftsteller die ländlichen Sitten zugleich schildert und kritisch beobachtet (etwa in der Dorf- und Liebesnovelle *Salna*

2 Siehe auch: BLAUMANN, R. [d. i. Rüdolfs Blaumanis]: *Die Indrans*. Drama aus dem lettischen Volksleben, Riga 1921.

*pavasari*, in der deutschen Originalversion *Frost im Frühling*<sup>3</sup>). Bei seinem Schreiben stützte sich Blaumanis auf die Tradition und ein breites Spektrum der deutschen Literatur, etwa auf Vorbilder wie z.B. Goethe, Schiller, Keller, Storm, aber auch Anzengruber und Rosegger<sup>4</sup>. Bildungsliteratur wie auch Texte aus dem Bereich der Heimatliteratur wurden zur ästhetischen Herausforderung und auch zum Gegenstand einer Neuorientierung des Autors, die als paradigmatisch für die Entwicklung der lettischen Literatur seiner Zeit angesehen werden kann. Diese Literatur wollte einerseits den höchsten ästhetischen Ansprüchen gerecht werden, doch andererseits auch die literarische Tradition weiterentwickeln. In Blaumanis' Werken vollzieht sich eine Weiterentwicklung der ästhetischen und sozialen Ideen, weil zugleich ein kritischer Dialog mit der literarischen Tradition zu beobachten ist.<sup>5</sup>

Die literarische Tätigkeit von Blaumanis und sein Platz im Gesamtbild der europäischen literarischen Prozesse werden somit in erster Linie im Vergleich zur deutschen Literatur sichtbar. Sein künstlerisches Schaffen ist als charakteristischer Grenzfall zu werten, bei dem sich der Autor auf der Schwelle zur Moderne des 20. Jahrhunderts (und der ihr eigenen multiethnischen und transkulturellen Realität) befindet.<sup>6</sup>

### 3. Zur Entwicklung des Schriftstellers

In der frühen Epoche seines Schaffens verfolgte Blaumanis drei wichtige Strategien: erstens eine unmittelbare Nachahmung deutscher literarischer Muster, zweitens die Schilderung der ländlichen Lebensumstände, vor allem innerhalb der lettischen Bevölkerung, und drittens die Verarbeitung wichtiger Stoffe der Weltliteratur. Mit der letztgenannten Strategie wollte Blaumanis zeigen, dass er sowohl jene Traditionen

3 Rüdolfs BLAUMANIS, *Frost im Frühling. Die deutschsprachigen Erzählungen*, hrsg. v. Rolf Füllmann/Benedikts Kalnačs, Bielefeld 2017.

4 Vgl. Rolf FÜLLMANN, Rüdolfs Blaumanis und die deutschsprachige Literatur Europas (Goethe, Schiller, Gottfried Keller, Peter Rosegger, Gerhart Hauptmann), in: Rüdolfs Blaumanis (1863–1908). Lettische Moderne und deutschsprachige Literatur, hrsg. v. Rolf Füllmann, Antje Johanning-Radžienė, Benedikts Kalnačs, Henrik Kaulen (wie Anm. 4), S. 27–57.

5 Vgl. Gertrude CEPL-KAUFMANN, Text und Kontext. Zur Verortung des Schriftstellers Rüdolfs Blaumanis im transnationalen Epochenfeld, in: Rüdolfs Blaumanis (1863–1908) hrsg. v. Rolf Füllmann, Antje Johanning-Radžienė, Benedikts Kalnačs, Henrik Kaulen (wie Anm. 4), S. 77–97.

6 Vgl. Rolf FÜLLMANN, Rüdolfs Blaumanis (1863–1908). Lettische Moderne und deutschsprachige Literatur (wie Anm. 4).

kannte wie auch einen innovativen Beitrag zu ihrer Weiterentwicklung zu leisten vermochte. Es ist auffallend, dass sich Blaumanis im Hinblick auf die nationale Identitätsfindung an einer Schnittstelle zwischen den Alltagserfahrungen seines Volkes und den zeitgenössischen intellektuellen Strömungen befand und gleichzeitig diese Schnittstelle präzise analysierte und dokumentierte.<sup>7</sup>

Dieses Spannungsverhältnis zwischen Realismus und Avantgarde verschärfte sich am Anfang des 20. Jahrhunderts, einer Periode der intensiven Entfaltung der lettischen Literatur. Deshalb ist es notwendig, die Situation von Blaumanis im kulturgeschichtlichen und historischen Kontext zu schildern. Die Persönlichkeitsbildung des Autors und die Spezifik der literarischen Tätigkeit war anfänglich von seiner deutschsprachigen Ausbildung und seinen Kontakten mit deutschbaltischen Literaten bestimmt. Sein komplexes Verhältnis zur lettischen soziokulturellen Umgebung in Stadt und Land wird auch im Hinblick auf die Generationen lettischer Intellektueller besonders sichtbar. Hier gibt es zwei Altersgruppen. Die auf das bäuerliche Leben des lettischen Volkes und seine Realitäten konzentrierten Älteren, etwa Reinis Kaudzīte (1839–1920) und Matīss Kaudzīte (1848–1926), tendierten zum Realismus, die neue Generation ist international geprägt, wie beispielsweise Kārlis Skalbe (1879–1945), und neigt zu einer u. a. symbolistischen Moderne.

Eine wichtige Konstante in der persönlichen Entwicklung des Schriftstellers ist mit dem rasch reifenden Selbstbewusstsein der lettischen Gesellschaft im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts verbunden. Als wichtiger Ausdruck dieser nationalkulturellen Erhebung sind unter anderem das Zweite Allgemeine lettische Sängerfest im Jahr 1880 und die allgemeine Resonanz darauf zu nennen, außerdem die regelmäßigen Versammlungen der Wissenschaftskommission der 1868 gegründeten Rigaer Lettischen Gesellschaft, die Bildung lokaler Gesellschaften sowie die Entwicklung der lettischen Presse, welche der Schriftsteller und spätere Journalist Blaumanis spätestens seit der Mitte der achtziger Jahre ständig verfolgte. Engen Kontakt mit den lettischen Zeitgenossen genoss er sowohl durch die Berührung mit dem Hausgesinde in Braki als auch teilweise in Riga, sowie etwas später, in der zweiten Hälfte der 80er Jahre, als er als Schriftführer und Verwalter auf dem Gutshof von Koknese arbeitete.

7 Vgl. Benedikts KALNAČS, Rūdolfs Blaumanis in der lettischen Literatur an der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert, in: Rūdolfs Blaumanis (1863–1908), hrsg. v. Rolf Füllmann, Antje Johanning-Radžienē, Benedikts Kalnačs, Henrik Kaulen (wie Anm. 4), S. 59–75.

Die ersten Kontakte mit der älteren Generation lettischer Intellektueller, deren geistige und wirtschaftliche Aktivitäten bereits in den 60er und 70er Jahren des 19. Jahrhunderts eng mit der nationalen Wiedergeburt verbunden waren, schloss Blaumanis in den neunziger Jahren. Diese Generation hatte eine bedeutende Stellung in der intellektuellen wie sozialen Hierarchie inne, unter anderem handelte es sich dabei um leitende Positionen in der Rigaer Lettischen Gesellschaft und im übrigen Kulturleben. Unter der Obhut der Gesellschaft stand auch das Lettische Theater, und in der ersten Hälfte der 1890er Jahre wurden hier auch junge Autoren wie Aspazija und Blaumanis zur Mithilfe herangezogen. Obwohl Blaumanis als Kritiker für eine deutsche Zeitung arbeitete und gelegentlich überaus schonungslos in seinem Urteil über lettische Theaterstücke und andere literarische Werke war, war er ebenfalls in der Rigaer Lettischen Gesellschaft aktiv. Von 1887 an war er ihr Mitglied, in den Jahren 1891 und 1892 sogar Schriftführer ihrer Theaterkommission, und 1893 wirkte er als Leiter der Rigaer Theaterbibliothek. Dank der Bibliothek hatte der Schriftsteller Zugang zu vielen bedeutenden Werken der neueren Dramaturgie sowie des modernen Dramenschaffens.<sup>8</sup>

#### 4. Die Stellung von Blaumanis im kulturellen Leben seiner Zeit

Immer wichtiger wurde in den neunziger Jahren für Blaumanis die Beziehung zu seinem Umfeld, nämlich, zu den lettischen Intellektuellen, zu denen nicht nur Schriftsteller, sondern auch Bühnenkünstler, Musiker und Maler gehörten.<sup>9</sup> Aus dem engen Kreis von Blaumanis' Freunden und Bekannten sind etwa der Komponist Emīlis Melngailis und der Maler Janis Rozentāls zu erwähnen. Den lettischen Autoren seiner eigenen Generation, deren Werke er regelmäßig zur Kenntnis nahm und die er als Kollegen aus gelegentlicher Zusammenarbeit kannte, kam Blaumanis persönlich näher, als er in den neunziger Jahren des 19. Jahrhunderts von der Arbeit in den deutschbaltischen Periodika zur lettischen Presse wechselte. Hier begegnete ihm ein Großteil jener lettischen Schriftsteller, die neben ihm selbst als die Urheber des modernen lettischen Schrifttums gelten: Aspazija, Augusts Deglavs, Andrievs Niedra und Jānis Poruks.

8 Livija VOLKOVA, *Blaumaņa zelts*, Rīga: Karogs 2008, S. 155–161. [Das Gold von Blaumanis].

9 Vgl. Benedikts KALNAČS, *Rūdolfs Blaumanis in der lettischen Literatur (wie Anm. 7)*, S. 66–70.



## 5. Das neue Jahrhundert

Zu Beginn des 20. Jahrhunderts wandte sich Blaumanis zunehmend dem künstlerischen Schaffen der jüngeren lettischen Autorengeneration zu und übernahm gewissermaßen die Rolle ihres Fürsprechers. Blaumanis' Interesse an der zeitgenössischen Literatur und die intensiven Kontakte zu den jüngeren Schriftstellerkollegen trugen auch zur Entfaltung seiner eigenen künstlerischen Handschrift bei.

Zu dieser Zeit können erste Versuche beobachtet werden, Blaumanis' Schaffen als altmodisch abzuwerten. Paradigmatisch in dieser Hinsicht war in der lettischen Presse der Vergleich zwischen Blaumanis und seinem Kollegen Jānis Poruks, aus dessen Schaffen die Novelle *Pērļu zvejnieks* (deutsch *Der Perlenfischer*, 1894) hervorsticht. Die in der zweiten Hälfte der 70er Jahre des 19. Jahrhunderts geborene lettische Schriftstellergeneration, die gegen Ende der 90er Jahre debütierte, wählte sich zuvorderst Poruks' künstlerisches Schaffen als Leitstern der von ihnen proponierten Dekadenz.

Am Anfang des 20. Jahrhunderts förderte Blaumanis immer noch aktiv die nächste Autorengeneration. Engere persönliche Kontakte verbanden ihn mit Jānis Akuraters, Viktors Eglītis, mit dem später im deutschen Exil lebenden und zweisprachig publizierenden Jānis Jaunsudrabiņš, Kārlis Skalbe sowie Antons Austrīņš. Beinahe alle genannten Autoren waren eine Zeit lang bei Blaumanis zu Gast oder lebten in seiner Nähe. So war Skalbe von 1898 bis 1901 Hilfslehrer in Blaumanis' Heimatregion Ērgli, Akuraters wiederum hielt sich 1904 in Koknese auf. Blaumanis las ihre Texte und verhalf als Zeitungsredakteur den Arbeiten zum Druck; nicht selten gab er den Kollegen auch wertvolle Ratschläge und korrigierte sogar die Arbeiten von Debütanten.

## 6. Das Verhältnis zur jüngeren Generation lettischer Schriftsteller

Das Verhältnis zur nachfolgenden Schriftstellergeneration ist besonders wichtig, um die Persönlichkeit von Blaumanis zu verstehen. Er suchte aktiv die persönliche Begegnung, er half moralisch und materiell denjenigen, die am Anfang ihres literarischen Weges standen, und er bemühte sich aktiv, ihr künstlerisches Schaffen zu stimulieren, wobei er auch vor Kritik nicht Halt machte. Blaumanis' Haltung wurde mit Dankbarkeit und Anerkennung wahrgenommen, was besonders aus zeitlicher Distanz deutlich wird. Allerdings stieß Blaumanis' Hang zur Bevormundung bei den jüngeren Literaten am Anfang des Jahrhunderts nicht selten auf ironische Ableh-

nung, und dies drückte sich in chiffrierter Form in ihren literarischen Werken aus, zum Beispiel in dem von Skalbe 1904 publizierten Märchen *Kā es braucu Ziemeļmeitas lūkoties* (auf Deutsch: *Wie ich fuhr, die Tochter des Nordens zu freien*). Wie es Cepl-Kaufmann formuliert hat, war Blaumanis „nicht in der Zeitgenossenschaft der urbanen Modernen, z. B. der daraus resultierenden Bohème, präsent“.<sup>10</sup>

In der literarischen Welt des beginnenden 20. Jahrhunderts, als die avantgardistischen Ideen der Moderne dominierten, wurden Blaumanis' Werke von der jungen Generation nicht genügend anerkannt. Erst später kam man zu einem anderen Urteil über seine Fähigkeit, sich narrativ in die psychologischen Nuancen seiner Zeitgenossen zu vertiefen, und man verstand seine Kunst als eine scharfsichtige Widerspiegelung gesellschaftlicher Prozesse. Aus zeitlicher Distanz wurde Blaumanis' Bedeutung für das lettische Schrifttum auch von denjenigen geschätzt, denen eine solche geistige Versöhnung mit dem älteren Kollegen am schwersten fiel. Sie mussten sich in jener Phase nicht mehr an Blaumanis abarbeiten, hatten ihre eigene schriftstellerische Identität und Thematik gefunden und konnten den Älteren mit seinem poetischen Konzept eines oft alltagsnahen lettischen Realismus leichter akzeptieren. Beispielsweise hob Viktors Eglītis in seiner 1903 publizierten Monographie *Poruks* in emotionaler Weise die Rolle des Autors als Erneuerer hervor.<sup>11</sup> In einem Brief an Eglītis schrieb Blaumanis in diesem Kontext: „Dein *Poruks* enthält viel Wahrheit, aber Irrtum gibt es leider darin noch mehr.“<sup>12</sup> Im Jahr 1923 publizierte Eglītis anlässlich des 60. Geburtstags des Schriftstellers seine Erinnerungen an Blaumanis, in denen sich auch im Zuge der nunmehr etablierten Eigenstaatlichkeit Lettlands eine Neubewertung des Gesamtwerks von Blaumanis abzeichnete.

Was Blaumanis in der Persönlichkeit der jungen Autoren häufig kategorisch ablehnte, waren ihr Unwille, den Stil ihrer Arbeiten zu verfeinern, und die mangelnde Aufmerksamkeit, die sie der poetologischen Konzeption ihrer literarischen Texte widmeten. In dieser Hinsicht verstand sich Blaumanis großartig mit dem Maler Janis Rozentāls, in dessen Wohnung er eine Zeit lang ein Zimmer gemietet hatte. Durch den engen Kontakt konnte er den verantwortungsbewussten Umgang eines bildenden Künstlers, der eine akademische Ausbildung genossen hatte, mit seinem Werk

10 Rolf FÜLLMANN, Rüdolfs Blaumanis (1863–1908). Lettische Moderne und deutschsprachige Literatur (wie Anm. 4), S. 81.

11 Viktors EGLĪTIS, *Poruks*, Rīga 1903.

12 Līvija VOLKOVA (Hrsg.), Rūdolfa Blaumaņa pašatklāsmē. Rakstnieks un viņa adresāti vēstulēs un komentāros, Rīga 2017, S. 344.

beobachten und schätzen lernen, denn eine entsprechende Haltung war ebenso Blaumanis' Ideal im Bereich der Literatur.

## 7. Neuorientierung und Spätwerk

Aufs Ganze gesehen ist zu betonen, dass Blaumanis' Verhältnis zu den Autoren der jüngeren Generation sich in seiner Offenheit für Veränderungen ausdrückte, sowie im Wunsch, den aktuellen literarischen Prozessen zu folgen. Hier ist auch eine Aufnahme symbolistischer Tendenzen, etwa in der auch Deutsch verfassten visionären Erzählung *Dort, wo niemand gewesen ist* (lett. *Tur, kur neviens nav bijis*) von 1906, zu verzeichnen, welche in einer jenseitigen Welt angesiedelt ist.<sup>13</sup> Er lernte von den jungen Schriftstellern, verfolgte ihre Aktivitäten und las die gleichen Neuerscheinungen wie sie.

Dank der aufmerksamen Verfolgung von literarischen Tendenzen und Zeichen der Zeit veränderte sich auch die Stilistik in Blaumanis' Werken. Seine anfänglichen literarischen Eindrücke waren hauptsächlich von der Tradition bestimmt: Er stand unter dem Einfluss sowohl der Literatur in seiner Heimat als auch der wichtigsten deutschen Autoren des 19. Jahrhunderts. Zu Beginn des 20. Jahrhunderts befasste sich Blaumanis intensiver mit dem gesamten literarischen Spektrum, er bewegte sich insbesondere im Umfeld der Moderne. Eben dieses Verständnis für die zeitgenössischen Prozesse erklärt die Aktualisierung symbolistischer Elemente in seinem künstlerischen Schaffen in diesen Jahren. Aufgrund seines allzu frühen Todes konnte diese Neuorientierung nicht zur vollen Blüte gelangen.

Blaumanis war sich sehr wohl bewusst, dass er am Schnittpunkt zwischen Tradition und Moderne stand. Er verfolgte nicht nur die europäischen literarischen Strömungen, sondern begriff seine Tätigkeit im Kontext der Entwicklung der lettischen Gesellschaft und der lettischen Literatur. Er erkannte sie als eine Übergangserscheinung sowohl in literarischer als auch sozialer Hinsicht. Da die von Blaumanis vollzogene Psychologisierung von Figuren und von sozialen Bezügen sich in eben jenem traditionellen Umfeld des ländlichen Lettlands abspielt, welches bereits früher von lettischen Autoren widergespiegelt wurde, wird deutlich, dass Blaumanis einerseits in seinen um die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert entstandenen Dorfgeschichten und Bauerndramen jenes rurale Umfeld auf einer neuen Stufe realistischer Konkret-

13 Vgl. Rūdolfs BLAUMANIS, *Frost im Frühling* (wie Anm. 3), S. 237–240.

heit gestaltet. Andererseits wird in seinen Darstellungen auf eine allgemeinemenschliche, ja anthropologische Ebene jenseits lettisch-ländlicher Milieustudien verwiesen.

Der Versuch, neue ästhetische Horizonte zu suchen und zu entdecken, ist zugleich ein klares Zeugnis der Desillusionierung in den baltischen Provinzen Russlands im frühen 20. Jahrhundert, wo besonders die Ereignisse rund um die Revolution von 1905 auch Blaumanis' scharfe Kritik an der Haltung der Deutschbalten verursachten. Dies schlägt sich etwa in der auch auf Deutsch verfassten Revolutionserzählung *Meine Flucht* (lett. *Mana bēgšana*) von 1906<sup>14</sup> nieder. Trotzdem hatte er immer noch den Wunsch, seine Werke auch dem deutschen Publikum zugänglich zu machen und die Bindung zur deutschen Kultur nicht zu verlieren, wie seine eigene Übersetzung des Bauerndramas *Die Indrans* zeigt. Kurz vor seinem Tod widmet er sich noch der Lektüre von *Jugend* und *Simplizissimus*, Organen der Münchner Moderne.<sup>15</sup> Und in seinem letzten Brief vom 12./13. August 1908 wird wie so viele Male vorher Goethe als eine wichtige Referenz erwähnt.<sup>16</sup>

Blaumanis' literarische Experimente, etwa die Jenseitserzählung *Dort, wo niemand gewesen ist* (lett. *Tur, kur neviens nav bijis*), waren dabei keineswegs neu in seinem Gesamtwerk. In seiner ausschließlich auf Deutsch geschriebenen impressionistischen Skizze *Frühlingsrausch* (1892) hatte er schon seinen Bezug zu den neuesten Strömungen in der Literatur der Jahrhundertwende demonstriert. Jenseits der naturalistischen Einflüsse wirkten bei ihm in seiner letzten Lebensphase ebenso die Inspirationen der um 1900 intendierten Neuromantik. Seine Arbeiten vom Anfang des 20. Jahrhunderts zeigen eine weniger sichere Haltung in Bezug auf die ästhetische Konzeption der literarischen Texte, sein Interesse an der Literatur des Symbolismus ist indes unmissverständlich. Letzteres klingt etwa in der oben erwähnten novellistischen Vision *Tur, kur neviens nav bijis* (deutsche Originalversion: *Dort, wo niemand gewesen ist*) von 1906 an, die an symbolistische Bildwelten des mit dem Autor befreundeten Malers Janis Rozentāls erinnert. Hier begegnet der Protagonist nicht nur einem weiß gewandeten Erlöser in einer surrealen Traumlandschaft, sondern auch vielen Verstorbenen, vielleicht auch Gefallenen während der russischen Revolution von 1905.<sup>17</sup> Dieses historische Ereignis hat Blaumanis zugleich zweisprachig, auf Lettisch und Deutsch, auch in der naturalistisch-brutalen Briefnovelle *Mana bēgšana*

14 Vgl. ebd., S. 241–247.

15 Līvija VOLKOVA (Hrsg.), Rūdolfā Blaumaņa pašatklāsmē (wie Anm. 12), S. 638.

16 Līvija VOLKOVA (Hrsg.) Blaumaņa zelts (wie Anm. 8), S. 642.

17 Arvīds ZIEDONIS, A Study of Rūdolfis Blaumanis, Hamburg 1979, S. 293.

(deutsche Originalversion: *Meine Flucht*) von 1906 behandelt. Jene Darstellung extremer, todbringender politischer Repressionen nach der gescheiterten antizaristischen Revolution von 1905 dokumentiert einen Bruch im Schaffen des Autors. Blaumanis hatte Angst davor, was er sowohl in Riga wie auch auf dem Lande in Lettland gesehen hatte, und auch als Landbesitzer sah er sich selbst ernsthaft gefährdet. Der Maler Rozentāls hat Blaumanis kurz nach seinem Tod in einer mystischen Jenseitsvision am Totenfluss malerisch dargestellt.<sup>18</sup>

In seinem Spätwerk verlässt Blaumanis endgültig die realistische Sphäre einer baltischen Dorfwelt. Aufgrund ihres Inhalts könnte man die in jener Phase entstandenen Texte als literarisches Schlusswort auffassen, zugleich als Beleg dafür, dass Blaumanis mehr als nur einen Volksschriftsteller darstellt; er war nämlich ein Avantgardist, der mit wachem Blick alle in Mitteleuropa bedeutsamen Kulturströmungen der Moderne nicht nur aufgriff, sondern auch selbstständig weiterentwickelte.

## 8. Oskar Grosberg (1862 – 1941): eine zeitgenössische deutsch-baltische Kontrastfigur zu Blaumanis

Die literarische Überschreitung von Sprach- und Milieugrenzen ist ein regionaltypisches transkulturelles Phänomen, das Blaumanis auch mit Generationengenossen wie Oskar Grosberg (1862–1941) verbindet. Trotz seiner teilweise lettischen Herkunft und seiner hohen Auszeichnungen durch den jungen lettischen Staat in der Zwischenkriegszeit definierte sich Grosberg als Deutschbalte. In seinem bekanntesten Roman *Meschwalden. Ein altlivländischer Gutshof* (1922)<sup>19</sup> beschreibt Grosberg, wie zur Jugendzeit von Blaumanis der lettische Verwalter „ganz ein richtiger Deutscher geworden ist, er trägt am Sonntage Wicbstiefel und ein steifes Hemd [...] mit dem Baron lebt er wie ein Bruder“.<sup>20</sup> Grosberg verwendet in seinem baltischen Deutsch selbstverständliche Begriffe aus dem Lettischen wie „Pasteln“ für die landestypischen Bastschuhe, und er dokumentiert die Irritation der baltischen Herrschaftsschicht angesichts der zunehmenden Etablierung der lettischen Sprache im öffentlichen Raum.

18 Eduards KĻAVIŅŠ (Hrsg.), *Art History of Latvia*, Riga: Institute of Art History of the Latvian Academy of Art, Vol. 4, 2014, S. 261, Abb. 248.

19 Oskar GROSBERG, *Meschwalden. Ein altlivländischer Gutshof*, Hannover-Döhren 1922 [1936].

20 Ebd., S. 36.

Da kehrt ein Baron vom Lande „zurück in die Stadt und sieht hin und wieder ein Schild mit lettischem Namen – die Verordnung über die Freizügigkeit und die Gewerbefreiheit wirkt sich aus. Neue Kräfte beginnen sich in Livland zu regen, und sie werden hochkommen, denn sie sind in harter Schule gestählt und ertüchtigt worden. Im Kronsgymnasium sitzen bärtige Letten, die vom Pfluge gekommen sind, neben kleinen Buben, und sie durchheilen die Klassen im Fluge. Ein junges Volk regt die Glieder und strebt zum Lichte. Man wird die Ohren steif halten müssen in Alt-Riga.“<sup>21</sup> Zu diesem jungen Volk gehörte auch Blaumanis. Und doch verwendete der inzwischen fast als Nationalschriftsteller etablierte Blaumanis auch nach der Revolution von 1905 die deutsche Version seines Namens: *Rudolf Blaumann*, z.B. 1906 im Sammelband *Kiefern im Schnee*<sup>22</sup>, zu dem er zwei symbolistisch-melancholische Gedichte auf Deutsch beigetragen hatte.<sup>23</sup> Die Mehrsprachigkeit, die das Baltikum bis heute prägt, war mithin bis zuletzt ein Wesenszug des heute wohl bekanntesten lettischen Dichters.

21 Ebd., S. 233.

22 ANON, *Kiefern im Schnee*. Baltische Dichtungen mit einem Titelbild von G. Baron Rosen und Buchschmuck von Selma Plawneek, Riga 1906.

23 Jene elegischen Gedichte trugen die Titel *Resignation* und *Die Verlassene*. Ebd., S. 13f.



## Deutschsprachige Gebrauchsliteratur als Quelle des handschriftlichen zweisprachigen deutsch-litauischen Wörterbuchs von Jacob Brodowski (18. Jahrhundert)

### 1. Zur Bedeutsamkeit und Geschichte des Manuskripts

Das als Handschrift überlieferte Wörterbuch *Lexicon Germanico=Lithvanicum et Lithvanico=Germanicum*, verfasst durch den Dorflehrer in Trempen in Ostpreußen Jacob Brodowski (bekannt ist nur sein Sterbejahr 1744), zählt aufgrund seines großen, mehr als tausend Seiten umfassenden Umfangs zu den prominentesten historischen deutsch-litauischen Wörterbüchern. Brodowskis Wörterbuch (im Folgenden *B*) stellt trotz seiner unvollständigen Überlieferung die umfangreichste Wortschatzsammlung der litauischen Sprache des 18. Jahrhunderts dar. Das auf Seite 39 mit dem Mehrworteintrag *Abtilgen die Gefetze B 39* ansetzende und mit dem Lemma *Scharwercker B 1051* abreißende Manuskript enthält nach groben Berechnungen 30 000 deutsche Lemmata (Ein- und Mehrwort-Einträge) mit zahlreichen litauischen Entsprechungen und Gebrauchsbeispielen. Der gesamte im Wörterbuchtitel angekündigte litauisch-deutsche Teil, der zu Anfang des 20. Jahrhunderts von Kazimieras Būga und Jurgis Gerullis noch gesichtet wurde, gilt derzeit als verschollen und ist lediglich sehr spärlich in August Schleichers *Litauischem Lesebuch*, den wenigen Aufzeichnungen von Būga<sup>1</sup> und einigen anderen Quellen<sup>2</sup> überliefert.

Das Original der Handschrift wird in der Handschriftenabteilung der Vrublevskiai-Bibliothek der litauischen Akademie der Wissenschaften aufbewahrt und ist Teil der so genannten Rhesa-Sammlung (Signatur F 137-15), welche hauptsächlich aus Werken besteht, die als Bestandteil der am Ende des 2. Weltkrieges ausgelagerten Bestände der Königsberger Universitätsbibliothek unmittelbar nach dem Krieg in einem Schlosskeller in der Nähe von Königsberg von litauischen Historikern geborgen und nach Vilnius gebracht wurden.<sup>3</sup>

1 Vilma ZUBAITIENĖ, Neišlikusių XVIII amžiaus Mažosios Lietuvos rankraštnių žodynų fragmentai, Vilnius: Lietuvių kalbos institutas 2009, S. 113–126.

2 Lina PLAUŠINAITYTĖ, Jokūbo Brodovskio žodyno leksikografinis metodas (Diss.), Vilnius 2010, S. 34–38.

3 Dazu Juozas JURGINIS, Karaliaučiaus lituanikos likimas, in: Pergalė 2 (1978), S. 144–151; Juozas MARCINKIČIUS, Lituanikos paieškos Rytų Prūsijoje ir Klaipėdos krašte po Antrojo pasaulinio karo, in: Knygotyra 36 (2000), S. 184–195.



Das Wörterbuch ist 2009 als zweibändige Faksimile-Ausgabe mit Transkription und einem Register in Band 3 von dem litauischen Professor Vincentas Drotvinas herausgegeben worden<sup>4</sup>, so dass die Forscher inzwischen nicht mehr auf das in einem ziemlich brüchigen Zustand befindliche Original angewiesen sind.

## 2. Zur Gestalt des Wörterbuchs

Das *Lexicon Germanico=Lithvanicum* ist ein sehr vielfältiges Wörterbuch, sowohl im strukturellen als auch im inhaltlichen Sinn, wobei die Bezeichnung „strukturelle Vielfalt“ gewissermaßen als ein Euphemismus für die nicht ganz einheitliche innere Wörterbuchstruktur verstanden werden soll. Die inhaltliche Vielfalt des Wörterbuchmaterials bedeutet zwar auch, dass die Auswahlkriterien der Lexik nicht immer klar erkennbar sind, dennoch ist sie zugleich kennzeichnend für die Idee des Verfassers, ein möglichst vollständiges und möglichst unterschiedliches Material umfassendes und damit ein für viele Zwecke einsetzbares Wörterbuch zu schreiben.<sup>5</sup>

Wie aus dem Wörterbuchtitel<sup>6</sup> zu entnehmen ist, enthält das Wörterbuch neben dem religiösen, hauptsächlich den biblischen Quellen entstammenden und als solchem gekennzeichneten Wortschatz zahlreiche Wörter und Wendungen der alltäglichen Umgangssprache (*Vocabula Biblica Veteris et Novi Testamenti und Vocabula Domestica*). Neben dem grundsätzlich strikt alphabetisch angeordneten biblischen und Alltagswortschatz gibt es hier auch zahlreiche Fachtermini, die sowohl im alphabetischen Register, als auch in geschlossenen thematischen Gruppen oder Nomenklaturen präsentiert sind, zum Beispiel Verzeichnisse der Baumarten (Lemma *Baum B 193–194*), Beeren (Lemma *Beere B 200*), Berufsbezeichnungen (*Handwercker B 631–633*), Fischarten und Fischereiterminologie (Lemma *Fisch B 473–474*), Finger-

4 Jokūbas BRODOVSKIS, *Lexicon Germanico=Lithvanicum et Lithvanico=Germanicum*: rankraštinis XVIII amžiaus žodynas, hrsg. v. Vincentas Drotvinas, 3 Bde., Vilnius: Mokslo ir enciklopedijų leidykla 2009.

5 Zu den Wörterbuchzwecken vgl. ausführlicher PLAUŠINAITYTĖ, Jokūbo Brodovskio žodyno leksikografinis metodas (wie Anm. 2), S. 52–66, 304–312.

6 [Jacob BRODOWSKY,] LEXICON GERMANICO=LITHVANICVM ET LITHVANICO=GERMANICVM Darinnen so wohl die Vocabula Biblica Veteris et Novi Testamenti, als auch Vocabula Domestica item Aber zwey Taufend Proverbia und uber ein Hundert Aenigmata Lithvanica und viele Phrases anzutreffen und also wo nicht ganz völlig doch ziemlich Complet ist. Welches alles GOTT allein zu Ehren und denen Liebhabern der Lithauischen Sprache zum Besten mit großer Muße und Fleiß zusammen getragen. von Iacobo Brodowsky Præcentor Trempenfi.

7 Seitenzahlen werden nach der Originalpaginierung angegeben.

bezeichnungen (Lemma *Finger* B 472), Ledersorten (Lemma *Leder* B 856), Pilzarten (*Pilzken* B 979), Weberterminologie (Lemma *Gestell der Leinweber* B 570–571) und vieles mehr. Zu den Nomenklaturen können außerdem Verzeichnisse von Personennamen (Lemma *Name* B 936–938) und geographischer Bezeichnungen (Lemma *Land* B 836–848) hinzugerechnet werden.

Ein Teil des in *B* erfassten Materials geht noch weiter über die Grenzen der sprachlexikographischen Information hinaus und zeigt enzyklopädische Züge. Das Wörterbuch bietet zum Beispiel folgende Sachinformationen: das Verzeichnis sämtlicher Bücher der Bibel mit Angaben über die jeweilige Kapitelanzahl (Lemma *Buch* B 297–300), das nach Jahresfesten geordnete Verzeichnis der Kapitel des Gesangbuches (Lemma *Lied* B 873), vereinzelte geopolitische Anmerkungen, wie zum Beispiel *Bafel, ist die Hauptstadt im Schweitzer Lande* B 189, *Berlin Berlin's Die Hauptstadt der Mittelmarck Brandenburg und Residenz des Königs in Preußen* B 223, das Verzeichnis Preußischer Kirchen, zum Teil mit Angaben über deren Zustand (Lemma *Kirche* 784–794) oder als Ergänzungen am Rande der Seite eingetragene Städtenamen mit angeführten Entfernungen voneinander, Maßeinheiten und ihre Entsprechungen in unterschiedlichen Systemen (Lemmata *Groschen* B 605, *Mandeln* B 896) sowie etliche ethnographische Darstellungen der litauischen Lebenswelt (Verzeichnis heidnischer Gottheiten unter dem Lemma *Götze* B 597), Beschreibungen des alten Volksglaubens und der Rituale (Lemmata *Patenpfennig* B 967, *Erde* B 419).

Die Vielfalt an Informationen im Wörterbuch von Brodowski kann in erster Linie auf die ausgeprägte Sammlernatur des Wörterbuchverfassers zurückgeführt werden, welcher sich offenbar vorgenommen hatte, eine Art Universallexikon zu entwerfen. Jacob Brodowski hätte aber ein so breit angelegtes und vielfältige Informationen enthaltendes Wörterbuch nie verfassen können, wenn er nicht Quellen zur Verfügung gehabt hätte, welche sein Werk sowohl strukturell als auch inhaltlich maßgeblich geprägt haben. Diese Quellen waren sowohl lexikographischer als auch nicht-lexikographischer Natur und können hier summarisch als Gebrauchsliteratur bezeichnet werden. Konkret geht es um verschiedene Wörterbücher und Wörtersammlungen, religiöse, didaktische und Ratgeberliteratur, Rechts- und Verwaltungstexte sowie eventuell Kalender.

### 3. Eine Vielzahl von Gebrauchstexten als Quellen.

#### Lexikographische Werke

Das Ziel dieses Beitrags ist es, einen Überblick über die Vielfalt der Gebrauchstexte, die definitiv oder eventuell als Quellen des Wörterbuchs von Jacob Brodowski gedient haben, zu geben und zu zeigen, welche Spur die vorwiegend deutschsprachige Gebrauchsliteratur in der zweisprachigen deutsch-litauischen Wörterbuchtradition hinterlassen hat.

Das strukturelle Rückgrat des Wörterbuchs bilden die Quellen lexikographischer Natur, die entweder ganz deutschsprachig sind wie die Konkordanz der Bibelwörter von Conrad Agricola, oder Deutsch als eine der Parallelsprachen haben (gedruckte deutsch-lateinische oder handschriftliche deutsch-litauische Wörterbücher). Eine ausführliche Besprechung der deutschsprachigen lexikographischen Quellen findet sich bei Plaušinaitytė<sup>8</sup> und wird hier nur in allgemeinen Zügen skizziert, um das Ausmaß der Verwendung zu zeigen. Dagegen wird etwas näher auf die Verbindung von *B* mit einigen weiteren lexikographischen Quellen eingegangen, die bislang nur wenig oder unzulänglich beleuchtet wurde.

Unter den deutschsprachigen lexikographischen Quellen ist in erster Linie die 1674 von Christian Zeise in revidierter Fassung herausgegebene Bibelkonkordanz von Agricola *Concordantiae bibliorum, emendatae ac ferè novae*<sup>9</sup> zu nennen<sup>10</sup>. Der Verfasser von *B* hat dieses Werk sehr ausführlich exzerpiert und sämtliche Lemmata (einschließlich der Personen- und Ortsnamen), zum Teil auch mit ausführlichen Nachweisen der Stellen des Vorkommens in der Bibel, aus der Konkordanz ins Wörterbuch aufgenommen. Außerdem hat Brodowski die Konkordanz als Quelle zahl-

8 PLAUŠINAITYTĖ, Jokūbo Brodovskio žodyno leksikografinis metodas (wie Anm. 2), S. 161–245.

9 Conrad AGRICOLA, *Concordantiae bibliorum, emendatae ac ferè novae*: das ist: Biblische Concordantz, oder Verzeichnis der fürnehmsten Wörter, wie auch aller Nahmen, Sprüche und Geschichten, so oft derselben in Heiligen Schrift, Altes und Neues Testaments, gedacht wird [...] an den Tag gegeben durch Christianus Zeisius. Franckfurt a[m] M[ain] 1674.

10 Auf die Verbindung zwischen *B* und der Bibelkonkordanz von Zeisius hat Vincentas Drotvinas als erster hingewiesen. Er hat außerdem festgestellt, dass nicht ältere Ausgaben der Konkordanz (von 1621 oder 1658), sondern eben diese Neubearbeitung dem Wörterbuch zugrunde gelegt wurde, vgl. Vincentas DROTVINAS, Dėl Jokūbo Brodovskio „Lexicon Germanico-Lithvanum“ registro, in: *Žmogus ir žodis* 1 (2000), S. 16–23.

reicher Wortverbindungen benutzt, die er entweder als Mehr-Wort-Lemmata oder als Illustrationen innerhalb des Wörterbuchartikels angesetzt hat:

<i>B</i>	<i>Concordantiae biblicorum</i>
<b>Land, Feld.</b> Lauk's Dirwa, [...]	<b>Land</b> [...]
<b>auff dem Lande leben lange</b> ilgaj g'jwas patekti žemeje Devt 11,9	Deut. 11,3: daß du lang lebest auff dem Lande
<b>eben Land</b> pljnas Lauk's Gen 11,2	Gen. 11,1: funden sie ein eben land
<b>in alle Länder verftreuen.</b> po wiffas žém[m]jes išbarštjti Gen 11,4 į --- --- --- Gen 11,8	Gen. 11,4: wir werden in alle lānder verftreuet Gen. 11,8: in alle lānder verftreuet
<b>aller Länder Sprach verwirren.</b> Wiľľü žémjū Kalbas ſumaišjti Gen 11,9 B 839	Gen. 11,9: verwirret aller Länder Sprach

Darüber hinaus wurde die Konkordanz der Bibelwörter dazu verwendet, um nach litauischen Äquivalenten eines Konkordanz-Lemmas in der litauischen Bibelübersetzung zu suchen, was aufgrund der genauen Stellenangaben zum Vorkommen eines jeden Lexems in der Bibel eine zuverlässige, obwohl zeitaufwendige Methode war – heute würde man von einer korpusbasierten Methode der Wörterbucherstellung reden, mit der Einschränkung, dass das Korpus aus einem einzigen Text bestand, und die Konkordanz die Rolle der Suchmaschine erfüllte. Ein Beispiel, zu welchen vielfältigen Ergebnissen eine solche Korpusuche führte, bieten folgende Wörterbuchartikel, die zahlreiche litauische Äquivalente aus verschiedenen Bibelstellen enthalten:

**Abtreten.** Nuffikreipti Devt. 11,16. Mal: 2,8, Atfikreipti Devt. 11,28, Sžallin eiti 2 Par: 23,8, Atftóti 2 Macc: 7,24. Act: 22,29, pamefti 1 Tim: 4,1, lautisfi 2 Tim: 2,19, atfitraukti Ebr: 3,12 B 39

**Geburt** Užgimmim[m]as Eccl. 7,2 Ezech 16,4, [...], Gimmim[m]as Matth 1,18, Pagimdimas Gen 35,17,20,22,24 [...], Užgimtis. Num 1,18 Gim[m]ine 1 Par 6,7, Gimdimas. Efa 37,3 Gimtine Ezech 16,9 B 537

**Moft** Jaunas wynas Num 18,12 naujas wynas Job 32,19 šwiežas wynas Devt 7,13 Matth 19,17 Wjnas Prov 3,2 [...] B 923.

Durch die Anwendung der Konkordanz zur Erstellung des Wörterbuchregisters von *B* und als Referenzwerk für die Suche nach litauischen Äquivalenten ist das Material aus der deutschen und litauischen Schriftsprache ins Wörterbuch aufgenommen worden. Somit wurde das Wörterbuch sowohl quantitativ als auch qualitativ bereichert. Aus der methodischen Perspektive betrachtet bildet das sprachliche Material der Konkordanz das strukturelle Rückgrat von *B*, um das herum die restliche Information platziert ist.

Eine weitere bedeutende Quelle von *B* bildete das Wörterbuch von Johann Jacob Dentzler *Clavis Linguae Latinae* (1709)<sup>11</sup> bzw. sein deutsch-lateinischer Teil *Clavis Germanico-Latina*<sup>12</sup>. Die vergleichende Analyse von *B* und *Clavis*-Ausgabe von 1709 hat gezeigt, dass diese Ausgabe zur Ergänzung des Registers von *B* bis zum Buchstaben *L* einschließlich verwendet wurde. Das *Clavis*-Material wurde selektiv behandelt, obwohl die Auswahlkriterien nicht immer deutlich zu erschließen sind. Neben einigen Ein-Wort-Lemmata haben zum größten Teil feste Wendungen und Sprichwörter aus der *Clavis*-Ausgabe Eingang in *B* gefunden, wie man an den beiden Beispielen sehen kann:

11 [Johann Jacob DENTZLER,] *Clavis Linguae Latinae* [...] *Et vice versa Clavis Germanico-Latina* [...] Basilae: König 1709.

12 Johann Jacob Dentzlers *Clavis Linguae Latinae* ist 1666 zum ersten Mal erschienen und wurde bis 1716 zehn Mal neu aufgelegt (1667, 1677, 1686, 1697, 1706, 1708, 1709, 1713, 1715, 1716), die Angaben aus William Jervis JONES, *German lexicography in the European context: a descriptive bibliography of printed dictionaries and word lists containing German language [1600–1700]*, Berlin 2000, S. 290). Das Abgleichen verschiedener Ausgaben auf der einen mit *B* auf der anderen Seite hat ergeben, dass Brodowski eine bereits im 18. Jh. erschienene Ausgabe des *Clavis* benutzt hat. Einige orthographische Besonderheiten, die sich in *B* und der *Clavis*-Ausgabe von 1709 wiederholen, erlauben die Annahme, dass Brodowski die Auflage von 1709 verwendet hat (ausführlicher bei Lina PLAUŠINAITYTĖ, Jökūbo Brodovskio žodyno leksikografinis metodas (wie Anm. 2), S. 196–203).

<i>B</i> 186	<i>Clavis</i> 1709
<b>Banck Sūlas Sólas Eft̃h 1,6 [etc.]</b> <b>auff die lange Banck ſpielen od ſchieben</b> procraftinare rem ſuſpendere. <b>Der unter der Banck liegt, fällt nicht</b> <b>hoch hinab.</b> <b>Wiltu auff die banck kom[m]en, ſo lerne</b> <b>zuvor unter derſelben liegen</b>	<b>banck/ ſcamnum</b> <b>auf den langen banck ſpielen/</b> differe et procraftinare rem <b>Der unter dem banck ligt, fa'llt nicht</b> <b>hoch hinab.</b> Sihe / Jaceo <b>Wilt auf den banck kom[m]en, ſo lehrne</b> <b>zuvor unter demſelben ligen /</b> vis loqui, dicetacere prius.
<i>B</i> 248	<i>Clavis</i> 1709
<b>Bewegen. [...]</b> <b>[Bewegen] zur Freud.</b> <b>[Bewegen] zum Mittleyd[en]</b> <b>[Bewegen] zur Sünd.</b> <b>Er iſt nich zu bewegen</b>	<b>bewegen [...]</b> <b>zur freud bewegen /</b> lætitia afficere <b>zum mitleyden bewegt werden /</b> calami- tate alicujus affice <b>Bewegen zur fu'nd /</b> inducere ad, in peccatum <b>Er iſt nicht zu bewegen /</b> Caucaſo durior eſt: mens immota manet. Sihe / Silex.

Nicht alle Wendungen aus der *Clavis*-Ausgabe von 1709 wurden ins Litauische übersetzt, allerdings hat der Verfasser von *B* leere Zeilen in der Reinschrift des Wörterbuchs gelassen, um später zu diesen Lücken zurückzukehren. Die meisten Wendungen aus der *Clavis*-Ausgabe sind als Illustrationen in die Mikrostruktur des Wörterbuchs eingegangen und sind Teil des auf einer anderen Quelle (häufig der Konkordanz) basierenden Wörterbuchartikels geworden.

Das Wörterbuch von Dentzler hat auch methodische Spuren in *B* hinterlassen: die Aufnahme der Sprichwörter in die Wörterbuchmikrostruktur (vergleiche das Beispiel *Banck*, oben) kann man auf das Vorbild des *Clavis*-Textes zurückführen, denn in den früheren, von Brodowski benutzten deutsch-litauischen handschriftlichen Wörterbüchern fehlten die Sprichwörter entweder ganz, oder sie waren im separaten

Sprichwortverzeichnis am Ende des Wörterbuches angegeben. Möglicherweise hat das Beispiel des *Clavis Brodowski* dazu angeregt, Sprichwörter als Illustrationen in die Wörterbuchartikel aufzunehmen.

Das Wörterbuch von Brodowski war nicht das erste deutsch-litauische Wörterbuch. Noch während seines Abfassungsprozesses, der aufgrund des großen Wörterbuchumfangs sich wohl über längere Zeit erstreckte, ist im Jahr 1730 im pietistischen Halle ein gedrucktes deutsch-litauisches und litauisch-deutsches Wörterbuch von Friedrich Wilhelm Haack, dem Studenten und späteren Dozenten des von den Frankeschen Stiftungen geförderten Litauischen Seminars an der Universität Halle, erschienen<sup>13</sup>. Das Wörterbuch, angelegt für die Bedürfnisse der Ausbildung der litauisch sprechenden Prediger, die auf die Arbeit in litauischen Gemeinden Ostpreußens vorbereitet werden sollten, enthielt neben dem deutsch-litauischen und litauisch-deutschen Wörterbuchteil auch eine kleine litauische Grammatik und basierte vorwiegend auf der 1727 erschienenen Übersetzung des Neuen Testaments und der des Psalmenbuchs von 1728<sup>14</sup>. An dieser Stelle muss die früher aufgestellte Hypothese von Plaušinaitytė<sup>15</sup>, gemäß der Brodowski das umfangmäßig viel kleinere und nur auf religiöse Lexik abgestellte Wörterbuch von Haack nicht herangezogen habe, korrigiert werden<sup>16</sup>. Einige nachweisbare Übereinstimmungen im deutsch-litauischen Teil beider Wörterbücher deuten auf eine Verbindung hin<sup>17</sup>. Zwar ist das Ausmaß der

13 [Friedrich Wilhelm HAACK,] *Vocabularivm Litthvanico–Germanicvm, et Germanico–Litthvanicvm*, Darin alle im Neuen Teftament und Pfalter befindliche Wörter nach dem Alphabeth enthalten find [...] von Friederich Wilhelm Haack / S.S. Theol. Cultore, zur Zeit Docente im Litthauischen Seminario zu Halle. Halle, Druckts Stephanus Orban, Univerf. Buchdr., [1730].

14 Vilma ZUBAITIENĖ, *Frydricho Vilhelmo Hako žodynas ir gramatika: pasirodymo aplinkybės, struktūra ir santykis su šaltiniais*, in: Hakas, Frydrichas Vilhelmas, *Vocabularivm litthvanico-germanicvm, et germanico-litthvanicvm* [...] Nebst einem Anhang einer kurzgefaßten Litthauischen Grammatic (1730), hrsg. v. Vilma Zubaitienė, Vilnius: Vilniaus universiteto leidykla 2012, S. 32–42.

15 Lina PLAUŠINAITYTĖ, *Jokūbo Brodovskio žodyno leksikografinis metodas* (wie Anm. 2), S. 165–166.

16 Vgl. Vilma ZUBAITIENĖ (Rez.), *Lina Plaušinaitytė. Jokūbo Brodovskio žodyno leksikografinis metodas*, in: *Archivum Lithuanicum* 12 (2010), S. 283–285.

17 Der nicht mehr überlieferte litauisch-deutsche Teil des Brodowskischen Wörterbuchs soll in hohem Maße auf Haacks Wörterbuch basiert haben. Diese Feststellung geht auf Georg Heinrich Friedrich Nesselmann zurück, der diesen jetzt nicht mehr greifbaren Teil von *B* noch gesichtet hat, vgl. Georg Heinrich Friedrich NESSELMANN, *Vorrede*, in: NESSELMANN, Georg Heinrich Friedrich, *Wörterbuch der Littauischen Sprache*, Königsberg 1851 (Nachdruck dieser Ausgabe Wiesbaden 1973), S. VI. Seine Annahme bestätigte auch Schleicher, welcher das komplette Wörterbuch aus Königsberg nach Prag ausgeliehen hatte, vgl. August SCHLEICHER, *Lituanica*, in: *Sitzungsberichte der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften. Philosophisch-historische Classe*, Bd. 9, 1 (1853), S. 81, 86–87. Wenn

Kongruenz nicht besonders groß, aber an einigen Stellen zeigen sich die direkten Beziehungen, wobei diejenigen am aussagekräftigsten sind, die ganze Wörterbuchartikel oder längere Wortverbindungen umfassen:

<i>B</i>	<i>Haack</i>
<b>Rafend</b> Kleidunas. <i>[Rafend] machen dukinti B 995</i>	<b>Rafend machen dukinti H 199</b>
<b>Redent werden od[er] zureden anfangen</b> prakalbėti B 1007	<b>Redend werden, zu reden anfangen</b> prakalbtī H 199
<b>fich nicht gereuen lassen</b> <i>neffigailėti</i> Es reuet mich Gailūs Gen 6,7 Luc 17,4 <b>Reue tragen</b> Gailėtisī B 1015	<b>Reue tragen</b> gailėtīfī <b>Reuen fich nicht lassen</b> <i>neffigalėti (corr. neffigailėti) H 200</i>
<b>Sauer</b> amarus, acidus. Rukštus Efa 5,20. <i>[Sauer] Geficht machen</i> <i>fuffiraukti B 1041</i>	<b>Sauer Geficht machen</b> <i>fuffiraukti H 202</i>

Die Annahme der direkten Verwandtschaft wird auch durch die Erkenntnis verstärkt, dass diese Wörterbuchartikel sich in keinem weiteren überlieferten deutsch-litauischen handschriftlichen Wörterbuch nachweisen lassen. Das Vorhandensein identischer litauischer Äquivalente (beispielsweise Mühe machen *Stróka darryti, Iftrošyti, nepakajūti* in *B 924* und Mühe machen *nepakajūti H 194*; Muthwillen *Sawwalnyfte, Sawredyfte. Piktenybe ψ 10,3. Suftumas. Išdykummas B 927* und Muthwillen *išdykummas H 194* usw.) und insbesondere ihr Fehlen in anderen vergleichbaren Quellen bekräftigt noch den Eindruck der Verwandtschaft der Wörterbücher.

Das Wörterbuch von Haack war zu der Zeit das einzige gedruckte deutsch-litauische Wörterbuch, allerdings sind schon früher und parallel dazu einige handschriftliche deutsch-litauische Wörterbücher in Umlauf gewesen<sup>18</sup>. Als nachgewiesen gilt die Verbindung von *B* zu einem anderen umfangreichen deutsch-litauischen hand-

aber die Verbindung zwischen den litauisch-deutschen Teilen der beiden Wörterbücher eng war, bekräftigt es die Annahme, dass auch auf der deutsch-litauischen Seite Bezüge denkbar sind.

<sup>18</sup> Vgl. z. B. die Überblicksdarstellung über die deutsch-litauische Lexikographie bis 1744 in Christiane SCHILLER, Zur Geschichte der preußisch-litauischen Lexikographie. Die handschriftliche Lexikographie bis 1744. Habilitationsschrift, Berlin (Humboldt-Universität) 2010.



schriftlichen Wörterbuch *Clavis Germanico-Lithvana*<sup>19</sup>, dessen Entstehung auf die letzten Dekaden des 17. oder den Beginn des 18. Jahrhunderts datiert wird<sup>20</sup>. Die Übereinstimmungen zwischen den Wörterbüchern<sup>21</sup> im Lemmabereich sind zwar teilweise darauf zurückzuführen, dass beide die Konkordanz von Agricola als Grundlage und zusätzlich das deutsch-lateinische Wörterbuch von Dentzler verwendet haben<sup>22</sup>, allerdings zeigen zahlreiche Berührungspunkte im Bereich der nichtbiblischen Äquivalente in beiden Wörterbüchern, dass der *Clavis Germanico-Lithvana* als Ergänzungsquelle für litauische Äquivalente in *B* verwendet wurde, vgl.:

<i>B</i>	<i>Clavis Germanico-Lithvana</i>
<b>[Bier] füß machen</b> miešti B 259	<b>Bier füß machen.</b> Miešti, Miešu, šau, šu. C I 355H <sup>23</sup>
<b>Gebühren [...]</b> <b>unf gebühret zu erfüllen</b> mums reikia išpildit B 537	<b>Gebühren.</b> Parfieiti. Pareitifi. <b>Uns gebühret zu erfüllen</b> Mums reik išpilditi [...] C II 154H

19 *Clavis Germanico-Lithvana*, nach 1680; Handschrift. Zitiert nach: *Clavis Germanico-Lithvana*. Rankraštinis XVII amžiaus vokiečių–lietuvių kalbų žodynas 1–4, hrsg. v. Vincentas Drotvinas, Vilnius: Mokslo ir enciklopedijų leidykla 1995–1997.

20 Birutė TRIŠKAITĖ, Rankraštnių XVII–XVIII a. Mažosios Lietuvos žodynų atribucijos galimybės, in: Martynui Mažvydui atminti: raštijos raida ir XXI amžiaus iššūkiai: mokslo straipsnių rinkinys, hrsg. v. Jurga Trimonytė Bikeliene, Vilnius: Baltijos kopija, 2014, S. 129, 138.

21 Die ersten Hinweise auf eine nicht näher identifizierbare Verbindung finden sich bei Nesselmann (Georg Heinrich Friedrich NESSELMANN, Vorrede (wie Anm. 17), S. VI). Jurgis Lebedys hat den *Clavis Germanico-Lithvana* auch zu den Quellen von *B* gezählt, vgl. Jurgis Lebedys, Pirmieji smulkiosios lietuvių tautosakos rinkiniai, in: Smulkioji lietuvių tautosaka XVII–XVIII amžiuje, hrsg. v. Jurgis Lebedys, Vilnius: Valstybinė grožinės literatūros leidykla 1956, S. 23–24. Der ausführliche Nachweis einer Verbindung findet sich in PLAUŠINAITYTĖ, Jokūbo Brodovskio žodyno leksikografinis metodas (wie Anm. 2), S. 223–245.

22 Vgl. Birutė TRIŠKAITĖ, Johanno Jacobo Dentzlerio vokiečių–lotynų leksikografijos darbas „Clavis Germanico-Latina“ – dar vienas rankraštinio žodyno „Clavis Germanico-Lithvana“ šaltinis, in: Archivum Lithuanicum 9 (2007), S. 9–38.

23 *Clavis Germanico-Lithvana* ist so eingerichtet, dass nur jedes zweite Blatt beiderseitig beschriftet ist. Auf ein voll beschriebenes Blatt folgt ein für die Ergänzungen vorbehaltenes leeres Blatt. Die Chiffre C bezeichnet hier das Wörterbuch *Clavis Germanico-Lithvana*, und der Buchstabe H bezieht sich auf den Wörterbuchhaupttext.

<b>Halten vor närrifch.</b> ant Jūkō l. Czjpo l. Czjro laikyti B 626	<b>[Halten] vor närrifch.</b> Ant czypō [oben:] czyrō Jūkō laikyti C II 319H
<b>Hertz faßen</b> Drutą Szirdį imti B 690	<b>Hertz faßen.</b> Drutą Szirdį immu C II 390H
<b>[Meßer] ohne Spitze</b> Stungis B 911	<b>[Meßer] ohne Spitz.</b> Stungis, iō. M. C 51H
<b>[Recken] heraus die Junge</b> Liežuwi iškūšti B 1003	<b>Recken die Junge herauß.</b> Liežuwi iškūštu C III 288H
<b>Reiffen</b> Szalnóti, Szarmóti B 1010	<b>Reiffen</b> Szalnóju, jau, fu, ti. Szarmóju, jau, fu, ti. C III 303H

Als weitere lexikographische Quellen mit deutscher und litauischer Sprache standen den Wörterbuchverfassern des 18. Jahrhunderts lediglich handschriftlich tradierte und bis auf einige Ausnahmen nicht erhalten gebliebene Wörterbücher oder Wörterverzeichnisse zur Verfügung. Möglicherweise hat der Verfasser von *B* in einer relativ frühen Bearbeitungsstufe des Wörterbuchs ein nicht ganz vollständig ausgearbeitetes deutsch-litauisches handschriftliches Wörterbuch benutzt, dessen kennzeichnendes Merkmal das Vorhandensein lemmatisierter Wendungen und Mehr-Wort-Einheiten war. Die genaue Identifizierung der diesem hypothetischen Wörterbuch zugrundeliegenden deutschsprachigen Quelle ist noch nicht geglückt, allerdings konnte bislang aufgrund größerer typologischer Ähnlichkeit und einiger lexikalischer Übereinstimmungen festgestellt werden, dass es sich dabei um ein mit dem deutschen Register des *Fons latinitatis* von Andreas Corvinus (1638) verwandtes Wörterbuch handeln könnte<sup>24</sup>.

Naheliegender erscheint auch, dass den in *B* in hoher Anzahl vorhandenen und meistens deutsch-litauisch (mitunter aber auch litauisch-deutsch) angelegten thematischen Wortschatzverzeichnissen (Nomenklaturen) ein spezifisches thematisches Wörterbuch mit deutscher Sprache zugrunde gelegen haben kann. Aufschlussreich sind dabei die Unterschiede zwischen den alphabetisch angeordneten Wörterbuchartikeln und auf den gleichen Gegenstand bezogenen Nomenklaturen, wobei sich die

24 Lina PLAUSIŪNAITYTĖ, Du Jokūbo Brodovskio žodyno šaltiniai – Johanno Jacobo Dentzlerio „Clavis Germanico-Latina“ (1709) bei Andreaso Corvino „Fons latinitatis“ (1638) tipo hipotetinis žodynas \*A, in: Archivum Lithuanicum 12 (2010), S. 83–121.

Unterschiede sowohl auf das Lemma als auch auf das Äquivalent beziehen können, vgl.<sup>25</sup>:

Nomenklatur „Fische“, B 473–474	Fischbezeichnungen im alphabetischen Register von B
<b>Barben, Barme</b>	<b>Barbe.</b> pifcis B 188
<b>Bars, Ešzerjys</b>	<b>Bars,</b> pifcis Ešerjys B 188
<b>Butten, Schollen</b>	<b>Butte</b> pifcis. B 305
<b>Dewel</b>	<b>Debel</b> pifcis. Szápals B 341 <b>Dewel.</b> pifcis. B 346
<b>Eldritz</b>	<b>Eldritzė.</b> pifcis. B 404 <b>Ellritz.</b> Male, Maléle pifcis. B 406
<b>Efche, harder</b>	<b>Efche Thymallus</b> pifcis. Szalwis. B 434 <b>Efcher.</b> Striepetis. Ešė, Lašišaitis B 434 <b>Harder</b> pifcis. B 635
<b>Flundern</b>	<b>Flundern vid. Flindern</b> B 487 <b>Flinder,</b> Schollen Pannos Marijos Źuwis, Wienpusė, Plake B 484
<b>Forellen</b>	<b>Forelle</b> Lašišele margóji, apnaršas B 489
<b>Gifterchen [...]</b>	–

Die Unterschiede zwischen den alphabetisch angeordneten und in der Nomenklatur vorhandenen Wörterbuchartikeln weisen darauf hin, dass die thematischen Wortschatzgruppen in *B* auf eine andere Quelle zurückgehen als die Einträge im alphabetischen Register. Wahrscheinlich ist, dass diese Quelle ein eigenständiges, ob-

25 Hier wird nur ein Ausschnitt aus dem Vergleich angeführt, der in PLAUŠINAITYTĖ, Jokūbo Brodovskio žodyno leksikografinis metodas (wie Anm. 2), S. 328–333, durchgeführt wurde.

wohl ebenfalls unvollständiges (nicht alle Lemmata haben ein Äquivalent), deutsch-litauisch angeordnetes thematisches Wörterverzeichnis gewesen ist. Die Annahme wird indirekt durch die Einleitung des *Deutsch-litauischen Lexicons* von Philipp Ruhig gestützt, in welcher Ruhig das Vorhandensein thematischer Wörterverzeichnisse erwähnt: „Es haben auch andere dergleichen synthetische Lexica geschrieben, auch solche, die nach gewissen *locis* eingerichtet gewesen“<sup>26</sup>. Aufgrund fehlender Überlieferung muss es hier allerdings auch bei der Annahme einer hypothetischen Quelle bleiben.

Um das Bild des Einflusses der lexikographischen Quellen mit litauischer Sprache auf *B* zu vervollständigen, muss man auf eine weitere Verbindung hinweisen, die bislang noch nicht sehr viel Beachtung gefunden hat. Es geht um das Wörterbuch des Jesuiten aus Vilnius Konstantinas Sirvydas (Szirwid) *Dictionarium Trium Linguarum*<sup>27</sup>, wohl das einzige Wörterbuch, das im großfürstlichen Litauen bis zum 19. Jahrhundert gedruckt wurde. Das Wörterbuch von Sirvydas ist Anfang des 17. Jahrhunderts verfasst worden und wurde im Laufe der folgenden hundert Jahre einige Male nachgedruckt (der fünfte bekannte Nachdruck kam 1713 heraus). Das Wörterbuch umfasste die Sprachkombination Polnisch-Lateinisch-Litauisch und war aufgrund der Tatsache, dass es im katholischen Litauen entstanden war und die deutsche Sprache nicht enthielt, in Ostpreußen sicherlich nicht sehr verbreitet. Deswegen blieb wohl auch die Frage nach seiner Rezeption in der preußisch-litauischen Schrifttradition aus oder wurde nur sehr oberflächlich berührt. Der Nachweis von der Verbindung zwischen *B* und Sirvydas' *Dictionarium*<sup>28</sup> und die Spuren von Sirvydas in den Grammatiken von Daniel Klein<sup>29</sup> rückte auch dieses Werk als Quelle der ostpreußisch-litauischen grammatikographischen Schriften stärker in den Fokus. Die Verwandtschaft zwischen *B* und Sirvydas' *Dictionarium*<sup>30</sup> wurde unter anderem durch folgenden Be-

26 [PHILIPP Ruhig], *Littauisch=Deutsches und Deutsch=Littauisches Lexicon* [...] von Philipp Ruhig, Pfarrern und Seniore zu Walterkehmen, Insterburgischen Hauptamtes. Königsberg, druckts und verlegt I. H. Hartung 1747, S. 3.

27 [Constantin SZYRWID,] *Dictionarivm trium lingvarvm. In vsum Studiofae Iuuentutis. Avctore Constantino Szyrwid è Societate IESV. Cum Superiorum permiffu editum. Tertia editio recognita & aucta. Vilnae: Typis Academicis Societatis IESV M.DC.XLII [1642].*

28 Vilma ZUBAITIENĖ, *Pilypo Ruigio žodynai* (Diss.), Vilnius 2007, S. 60–63.

29 Christiane SCHILLER, Daniel Kleins Rezeption der Wörterbücher von Konstantinas Sirvydas, in: Danielius Kleinas ir jo epocha, hrsg. v. Artūras Judžentis, Vilnius: Vilniaus universiteto leidykla 2010, S. 204–220.

30 Dem Vergleich wurde die dritte (unveränderte) Ausgabe des Wörterbuchs *Dictionarium Trium Linguarum* (1642) zugrunde gelegt.

fund nachgewiesen<sup>31</sup>: *B* enthält litauische Äquivalente, die als Neuschöpfungen von Sirvydas gelten und in keinen früheren Quellen belegt sind, wie in den Beispielen unten zu sehen ist:

<i>B</i>	Sirvydas' <i>Dictionarium</i>
<b>Chimicus</b> <i>Aukfodarrjys</i> . <i>B</i> 311	<b>Alchimiftá.</b> Chymicus, Chryfopæius. <i>Auxadaris</i> / <i>fidabradaris</i> . <i>SD</i> 2
<b>Cloack</b> <b>Žokádas</b> , <i>Reikawiete</i> , <i>Szikkinkinkas</i> , <i>Szikkinyćze</i> . <i>B</i> 313	<b>Wychod poŝpolity Forica</b> , cloaca. <i>Reykiawiete</i> . <i>SD</i> 493
<b>Circkel.</b> <i>Cirkelis</i> , <i>Skritulis</i> , <i>Skirtis</i> , <i>Krėfas</i> , <i>apfkritummas</i> , <i>apreŝtuwas</i> . <i>B</i> 313	<b>Cyrkiel.</b> <i>Circinus</i> . <i>Aprėŝtuwas</i> . <i>SD</i> 39
<b>Churfürft</b> <i>Ercikis</i> , <i>Kurpirŝtas</i> , <i>Aprinkėjas</i> <i>Cecoraus</i> . <i>B</i> 312	<b>Kurfirft</b> / <i>Elector</i> , <i>Elector Imperatoris</i> , <i>Septemuir imperij</i> . <i>Aprinkieias</i> <i>Cieforiaus</i> . <i>SD</i> 143

Die Übereinstimmungen wirken noch überzeugender, wenn man die Beobachtung macht, dass auch die entsprechenden Lemmata in *B* den polnischen Parallellemmata (*Chymicus*, *Alchimista*, *Kurfirft*) oder ihren lateinischen Äquivalenten (*Cloaca*) in Sirvydas' *Dictionarium* entsprechen.

Einen belastbaren Beweis für die existierende Verbindung zwischen den beiden Wörterbüchern liefern auch die übereinstimmenden Wortverbindungen, wie in folgenden Beispielen<sup>32</sup> zu sehen ist:

31 Christiane SCHILLER/Vilma ZUBAITIENĖ, Die Wörterbücher von Konstantinas Sirvydas als Quelle für die handschriftliche preußisch-litauische Lexikographie. Probleme und Lösungsansätze, in: *Archivum Lithuanicum* 13 (2011), S. 9–39, besonders S. 25–34.

32 Zitiert nach Christiane SCHILLER/Vilma ZUBAITIENĖ, Die Wörterbücher von Konstantinas Sirvydas (wie Anm. 31), S. 28 und 31.

<i>B</i>	Sirvydas' <i>Dictionarium</i>
<b>Grab Schrift</b> Stulpas. Dūbparašas, <i>Raštas ant Rakštis</i> . <i>B</i> 599	<b>Nágrobek / Epitaphium.</b> Vžrašas rakštinis / <i>raštas vnt rakštis</i> / vnt grabo. <i>SD</i> 189
<b>Froft hats gerühret.</b> Szaltis [vel] <i>Szalna</i> pagadinno. [vel] <i>pawirino</i> . [vel] <i>prigawo</i> [vel] <i>nukando</i> . <i>B</i> 503	<b>powarzył mroz źioła</b> / etc. Frigus torret, adurit. <i>pawirino šalna</i> . <i>SD</i> 337

Die Besprechung weiterer Spuren von *SD* in *B* von Zubaitienė und Schiller führte jedoch nicht zum Schluss, dass Brodowski das Wörterbuch von Sirvydas unmittelbar exzerpiert hat<sup>33</sup>, was im Hinblick auf seine sehr wahrscheinlichen Polnischkenntnisse<sup>34</sup> durchaus möglich gewesen wäre. Vielmehr muss es sich hier um eine weitere, noch nicht näher identifizierbare und wohl auch nicht überlieferte handschriftliche Quelle (ein Wörterbuch oder nur ein kleines Wörterverzeichnis) gehandelt haben. Die Existenz einer solchen Quelle ergibt sich insbesondere aus dem Vergleich von Übereinstimmungen in Sirvydas' *Dictionarium*, *B* und einem weiteren, etwas später abgeschlossenen und in Druck erschienenen deutsch-litauischen Wörterbuch von Philipp Ruhig (1747).<sup>35</sup> Die ausschlaggebenden Übereinstimmungen zwischen den drei Wörterbüchern wurden von Zubaitienė<sup>36</sup> und Schiller/Zubaitienė<sup>37</sup> herausgearbeitet und legten den Schluss nahe, dass Sirvydas' Material über ein Wörterbuch

33 Ebd., S. 25.

34 Dafür sprechen nicht nur der Polnisch lautende Name Brodowski und seine in einem multilingualen (deutsch-litauisch-polnischen) Umfeld verbrachte Kindheit (vgl. LEBEDYS, Pirmieji smulkiosios lietuvių tautosakos rinkiniai (wie Anm. 21), S. 18), sondern auch etliche polnische Anmerkungen im Wörterbuchtext (ausführlicher vgl. PŁAUŠINAITYTĖ, Jokūbo Brodovskio žodyno leksikografinis metodas (wie Anm. 2), S. 51, bes. Fußnote 69).

35 Das *Lexicon* von Ruhig enthielt einen litauisch-deutschen und deutsch-litauischen Teil, davon ist jedoch keiner als Umkehrung des anderen entstanden, sondern beide beruhten auf verschiedenen Quellen und wurden separat (wenn auch verständlicherweise nicht ganz unabhängig) herausgearbeitet (ausführlich zu Ruhigs *Lexicon* und seinen Quellen s. ZUBAITIENĖ, Pilypo Ruigio žodynai (wie Anm. 28), S. 133–141 und ZUBAITIENĖ, Pilypo Ruigio „Littauisch-deutsches und deutsch-littauisches Lexicon“ (1747): šaltiniai ir leksikografinis metodas, Vilnius: Vilniaus universiteto leidykla 2010, S. 93–302).

36 Ebd., S. 173–177.

37 Christiane SCHILLER/Vilma ZUBAITIENĖ, Die Wörterbücher von Konstantinas Sirvydas (wie Anm. 31), S. 29–32.

oder Wörterverzeichnis mit Deutsch als Ausgangssprache sowohl in den deutsch-litauischen Teil von *B* als auch in den deutsch-litauischen Teil des Ruhigschen *Lexicons* gelangt ist. Interessant ist in diesem Kontext auch die Feststellung, dass in dem von Schiller/Zubaitienė<sup>38</sup> mit *Y* bezeichneten hypothetischen Wörterbuch nicht nur litauische Äquivalente aus Sirvydas, sondern auch deutsche Lemmata und Mehrwort-Lemmata enthalten waren, die in Anlehnung an die lateinischen Äquivalente in Sirvydas oder möglicherweise auch als Rückübersetzungen oder sinngemäße Umschreibungen der polnischen Lemmata in das als *Y* bezeichnete Wörterbuch gelangt sind.<sup>39</sup> Und wenn diese Quelle *Y* noch keine sehr konkrete Gestalt annehmen kann und die Beziehungen zwischen ihr und mindestens zwei weiteren nur hypothetisch angenommenen handschriftlichen Quellen von *B*<sup>40</sup> einer weiteren Klärung bedarf, so ist festzuhalten, dass einige deutsch-litauische handschriftliche Wörterbücher oder Wörterverzeichnisse, deren eins auch einiges Material aus Sirvydas enthielt, bei der Bearbeitung des Wörterbuchs von Brodowski verwendet wurden und das Wörterbuch *B* dabei nicht nur durch neue litauische Äquivalente aus dem östlichen Litauischen sondern auch durch einige deutsche Lemmata bereichert wurde.

Schließlich verdient eine weitere deutsche lexikographische Quelle von *B* besondere Erwähnung – es geht um ein unter dem Pseudonym Belemnion veröffentlichtes Fremdwörterbuch *Curiöses Bauernlexikon* (1728)<sup>41</sup>, aus welchem Brodowski Fremdwörter mit ihren deutschen Erklärungen abgeschrieben und sie als Ergänzungen zum Wörterbuchhaupttext auf den Seitenrändern an alphabetisch passenden Stellen eingetragen hat. Mit der Aufnahme der Wörter fremder Herkunft in ein deutsch-litauisches Wörterbuch reagierte der Verfasser von *B* wohl auf die zum Ende des 17. und Anfang des 18. Jahrhunderts im deutschen Sprachraum bemerkbar gewordene Tendenz, die deutsche Sprache mit fremden, vor allem romanischen Elementen zu versetzen, was mit dem Prestige des Französischen Hofes und seiner Sprache im Zusammenhang stand. Aus dem Bedarf, die besonders in der Pressesprache häufigen

38 Ebd., S. 34.

39 Ebd., S. 27–28.

40 PLAUŠINAITYTĖ, Jokūbo Brodovskio žodyno leksikografinis metodas (wie Anm. 2), S. 338–342.

41 [BELEMNION.] Curiöses Bauern=LEXICON, Worinnen Die meiften in unferer Teutfchen Sprache vorkom[m]ende fremde Wörter erkläret= fo dann, wie Ketzerlich folche von vielen ausgefprochen, angedeutet= und endlich bey jedem Wort eine lächerliche Bauerifch= oder Iüdifche Redens=Art beygefüget wird. Denen Unwillfenden zu wohlmeynenden Unterricht, andern aber zur Ergötzlichkeit zufammen getragen und zum Druck befördert Von BELEMNION. Freyftatt 1728.

Fremdwörter zu erklären, entstanden zahlreiche Fremdwörterbücher oder kleinere Fremdwortverzeichnisse, die einen fast obligatorischen Bestandteil der Konversationswörterbücher, Briefsteller oder kaufmännischen Lehrbücher bildeten. Der Verfasser von *B* scheint auch von dieser Tendenz erfasst worden zu sein und hat den Versuch gemacht, sein Wörterbuch durch Hinzufügung der Fremdwörter zu ergänzen. Als Versuch muss man seine Bemühungen deswegen bezeichnen, weil er das Vorhaben nicht zu Ende geführt hat und lediglich bis zum Buchstaben *H* gekommen ist. Der letzte Eintrag dieser Art ist das Wort *Herbiſch* (*B* 681), die Anzahl der Einträge beläuft sich auf etwa 300. Außerdem hatten nur einige wenige der von Brodowski angeführten Fremdwörter litauische Äquivalente, z. B.:

**Abundanz** Hülle, Fülle, Überfluß, Menge, Daugybė *B* 42

**Acceptiren** an[n]ehmen vor gut, gültig v. genehm halten *B* 43

**Accord** Suderėjimas. Vergleich, Vertrag, Ubereinstim[m]ung Friedenshandlung

**Accordiren** Suderrėti, Sutikti. Einwilligen, sich ver||einigen *B* 43–44

**Accommodiren.** sich schicken vid. fügen. Item einen wohl aufnehmen und bewürthen. Wiens meilė priimti. I. primilėti *B* 52

**Accurat**, richtig, genau, bedachtsam. *B* 52

Dabei ist nicht nur interessant, dass Brodowski versucht hat, sein deutsch-litauisches Wörterbuch durch französische Lehnwörter zu ergänzen – das erscheint vor dem gesellschaftlich-sprachlichen Hintergrund der damaligen Zeit geradezu selbstverständlich. Vielmehr ist auch die Wahl seiner Quelle bemerkenswert. Es handelte sich hier nicht um ein wirkliches Fremdwörterbuch, sondern um eine in Wörterbuchform verfasste Satire, die sich über diejenigen lustig machte, die mit Fremdwörtern Beachtung finden wollten, ohne deren Bedeutungen und Gebrauchsmöglichkeiten genau zu kennen, und sich dadurch lächerlich machten.<sup>42</sup> Brodowski ließ sich aber durch die satirischen Erklärungen im Quellenwörterbuch nicht beirren und schrieb ganz nüchtern nur die fremdsprachigen Lemmata mit deutschen Äquivalenten oder

42 Hinsichtlich einer ausführlicheren Charakteristik des Bauernlexikons von Belemnons vgl. Herbert SCHMIDT, Belemnons Curiöses Bauern-LEXICON (1728): Ein Wörterbuch des falschen Fremdwortgebrauchs im frühen 18. Jahrhundert. Lexeminventar und Text, in: Fest-Platte für Gerd Fritz, hrsg. v. Iris Bons/Dennis Kaltwasser/Thomas Glöning, Gießen, 2008-12-28 (Abrufbar unter: [http://www.festschrift-gerd-fritz.de/files/schmidt\\_2008\\_belemnons-curioeses-bauern-lexikon.pdf](http://www.festschrift-gerd-fritz.de/files/schmidt_2008_belemnons-curioeses-bauern-lexikon.pdf) 2008; Lina PLAUSINAITYTĖ/Vilma ZUBAITIENĖ, Jokūbo Brodovskio žodyno papildymai: kitakilmų žodžių grupė iš Belemnono žodyno (1728), in: Archivum Lithuanicum 14 (2012), S. 99–128, besonders S. 111–118.



Synonymen ab. Gelegentlich übernahm er auch die Angaben zur Aussprache französischer Wörter, was eine methodische Neuerung in seinem Wörterbuch darstellte.

Auch wenn Belemnons Wörterbuch nur zur Ergänzung des Brodowskischen Wörterbuches verwendet wurde, ist die Heranziehung dieses Wörterbuches als eine Reaktion auf die aktuellen sprachlichen und lexikographischen Tendenzen des Deutschen und als Ausdruck der Einstellung des Verfassers zu seinem Werk zu betrachten. Darin äußert sich sein Wunsch, das deutschsprachige Register seines Wörterbuches auf den modernen Stand zu bringen und auch dieses „moderne“ Deutsch mit dem Litauischen zu verknüpfen. Somit diente das satirisch-kritische Wörterbuch von Belemnion dazu, dem zu einem Großteil auf älteren Schriften basierenden Wörterbuchregister einen zeitgenössischen, deutlich gegenwartsbezogenen Zug zu verleihen.

#### 4. Quellen nichtlexikographischen Charakters. Didaktische Literatur

Zu den Quellen des Brodowski'schen Wörterbuches zählen nicht nur lexikographische Werke, sondern auch andere Texte deutschsprachiger Gebrauchsliteratur. Zwar haben die lexikographischen Quellen das Wörterbuch und seine Struktur am stärksten geprägt, doch trägt gerade die Verwendung der Quellen nichtlexikographischen Charakters<sup>43</sup> zu seiner Besonderheit bei. Darunter fallen auch die außerhalb des Gegenstandsbereichs dieses Beitrags liegenden litauischsprachigen religiösen Texte, die als Quellen für zahlreiche litauische Äquivalente deutscher Lemmawörter verwertet wurden, vor allem die erste komplette litauische Bibelausgabe von 1735 und das deutsch-litauische Gesangbuch von 1732. Daneben gibt es zahlreiche weltliche Texte didaktischer, rechtlicher und ethnographischer Natur. Genauso wie bei lexikographischer Literatur lassen sich manche Quellen genau identifizieren, andere können nur als hypothetisch beschrieben werden.

Es gibt zwei Werke mit didaktischer Prägung, deren Spuren sich im Wörterbuch von Brodowski nachweisen lassen. Das erste ist die deutschsprachige Grammatik des

43 Ausführlicher über die Verwendung dieser Quellen in *B* vgl. Lina PLAUŠINAITYĖ, Nichtlexikographische Quellen des Wörterbuches von Jacob Brodowski, in: Kalbotyra 59, 3 (2008), S. 233–235; PLAUŠINAITYĖ, Jokūbo Brodovskio žodyno leksikografinis metodas (wie Anm. 2), S. 268–279.

Litauischen *Compendium Lithvanico-Germanicum* von Daniel Klein (1654).<sup>44</sup> Hieraus lassen sich in Brodowskis Wörterbuch einige deutsche Sätze mit litauischer Übersetzung nachweisen, die als Illustrationen bestimmter Bedeutungen dienen sollten:

<i>B</i>	<i>Kleins Compendium</i>
<p><b>[Berühmen]</b></p> <p>Er berühmt sich als ob er alles wiße Girrefi wis žinnąs B 224</p>	<p>gyriafi wiš žinnąs er beružmet sich/ als ob er alles wiße KC 111</p>
<p><b>[Krancker]</b></p> <p>der krancke ift numehro fehr fchwach word[en] Liggonis jau nu blógu tápo B 819</p>	<p>ligónis jau nu blogu tapo / der Krancke ift nunmehr fehr fchwach worden KC 108</p>
<p><b>[Lehrer]</b></p> <p>Er ift uns zum Lehrer gegeben, gefendet Dútas l. Suftas mum's efti Mokitoju B 860</p>	<p>Dútas / Suftas mums eft Mokintoju / er ift uns zum Lehrer gegeben/gefendet KC 109</p>

Inwieweit es sich hier um direkte oder durch andere Handschriften vermittelte Übernahmen handelt, sei dahingestellt. Sicher ist aber, dass das bereits erwähnte handschriftliche Wörterbuch *Clavis Germanico-Lithvana* bei diesen Übernahmen nicht die Vermittlerrolle gespielt hat – unter den von Triškaitė akribisch verzeichneten Übernahmen aus Kleins Grammatiken in das Werk *Clavis Germanico-Lithvana* sind diese Sätze nicht oder nicht in passender Form nachweisbar.<sup>45</sup> Des Weiteren gibt es aber in *B* Stellen, die eine Verbindung zu Kleins ein Jahr früher (1653) herausge-

44 [Daniel KLEIN,] M. DANIELIS KLEINII Compendium litvanico-germanicum, Oder Kurtze und gantz deutliche Anführung zur Littauſchen Sprache / wie man recht Littauifch leſen / ſchreiben und reden ſol. Cum Privilegio S. R. M. Pol. & Seren. Elect. Brandenb. Königsberg / Gedruckt und verlegt durch Iohann Reufnern / M. DC. LIV. [1654]. Zitiert nach: Pirmoji lietuvių kalbos gramatika. 1653 metai, atsakingasis redaktorius J[onas] Kruopas, Vilnius: Valstybinė politinės ir mokslinės literatūros leidykla, 1957, S. 273–394.

45 Birutė TRIŠKAITĖ, Pirmųjų lietuvių kalbos gramatikų pėdsakai rankraštiniam žodyne „Clavis Germanico-Lithvana“, in: Archivum Lithuanicum 11 (2009), S. 107–115.

gebener lateinischen Grammatik des Litauischen<sup>46</sup> aufweisen.<sup>47</sup> Im Unterschied zu den obigen Beispielen ist hier die Vermittlerrolle des *Clavis* ernst in Erwägung zu ziehen, denn der Verfasser dieses Wörterbuchs hat an über hundert Stellen Kleins lateinische Grammatik herangezogen,<sup>48</sup> und viele dieser Stellen lassen sich auch in *B* nachweisen.

Über die beiden Grammatiken wurde *B* zwar um einiges lexikalische Material bereichert, sie hatten aber keinen größeren Einfluss auf die grammatische Einordnung des litauischen Sprachmaterials. Das zeigt zum Beispiel der Vergleich von grammatischen Angaben zu den Verben in *B* und der Kategorisierung der Verben in den Grammatiken von Klein: reflexive Verben werden bei Klein als *Reciproca*, und in *B* als *Transitive* bezeichnet. Dagegen bezieht sich die Kategorie *Transitive* bei Klein auf kausative Verben. Die Kategorie *Passiva* kommt zwar sowohl in *B* als auch in den Grammatiken vor, allerdings werden ihr unterschiedliche Verben zugeordnet: während *Passiva* bei Klein passivische Konstruktionen mit Hilfsverb und Partizip bezeichnen (Kleins *Grammatica Litvanica* 83, Kleins *Compendium* 53), konstituieren sie bei Brodowski eine semantische Kategorie, die Nicht-Handlungsverben umfasst ([Erfchütter] *paŕlive*. Pa- drebbėti. Wirpėti [,zittern'] *B* 430.

Eine Spur in *B* hat auch ein anderes didaktisches und unvergleichbar bekannteres Werk hinterlassen – das Lehrwerk des Lateinischen und der Weltkunde *Orbis Sensualium Pictus* (1658) des Theologen und Pädagogen Johann Amos Comenius (1592–1670)<sup>49</sup>. Dieses Lehrbuch, das in ganz Europa verbreitet war und bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts über 100 verschiedene Auflagen in unterschiedlichen Sprachkom-

46 [Daniel KLEIN,] *Grammatica Litvanica* Mandato & Autoritate SERENISSIMI ELECTORIS BRANDENBURGICI adornata, & praevis Censurā primū in lucem edita à M. DANIELE Klein / Paŕstore Tilf. Litv. Præmissā est ad Lectorem Præfatio non minū utilis, quā necessāria. Cic. de Clar. Orat. Nihil simul est & inventum & perfectum. REGIOMONTI, Typis & sumptibus JOHANNIS REUSNERI, Anno χριστογούας, c1o. 1oc. LIII. [1653]. Zitiert nach: Pirmoji lietuvių kalbos gramatika. 1653 metai, atsakingasis redaktorius J[onas] Kruopas, Vilnius: Valstybinė politinės ir mokslinės literatūros leidykla 1957, S. 65–272.

47 Vgl. Vilma ZUBAITIENĖ (Rez.), Lina Plaušinaitytė. Jokūbo Brodovskio žodyno leksikografinis metodas (wie Anm. 16), S. 289.

48 TRIŠKAITĖ, Pirmųjų lietuvių kalbos gramatikų pėdsakai (wie Anm. 45), S. 71, 107–115.

49 Johannes Amos COMENIUS, *Orbis Sensualium Pictus. Hoc est, Omnium fundamentalium in Mundo Rerum & in Vitā Actionum Pictura & Nomenclatura* = Die sichtbare Welt, Das ist, Aller vornehmsten Welt-Dinge und Lebens-Verrichtungen Vorbildung und Benahmung. Noribergae: Endter 1658.

binationen erlebte<sup>50</sup>, verband den Sprachunterricht mit der visuellen Komponente und dem Sachunterricht. Es ist wie ein mehrsprachiges thematisches Gesprächswörterbuch aufgebaut und behandelt verschiedene Themen und Lebensbereiche (Gott, Mensch, Luft, Feuer, Wasser, Metalle, Steine, Handwerk, Pflanzen, Tiere usw.). Obwohl der *Orbis* in 20 europäische Sprachen übersetzt wurde, hat es eine litauische Version wohl nicht gegeben.<sup>51</sup> Allerdings hat der Verfasser von *B* durchaus auf die lateinisch-deutsche oder eine Ausgabe mit polnischer Sprache<sup>52</sup> zurückgreifen können. Obgleich ein absolut gesicherter Nachweis der Verwendung von Comenius' Werk in *B* nicht erbracht werden kann, können einige Stellen im Wörterbuchtext als ein Hinweis auf die Verbindung zum *Orbis* gedeutet werden. Besonders ein Fragment im Brodowskischen Wörterbuch weist große Ähnlichkeit mit Kapitel XXXVI des *Orbis Sensualium Pictus*<sup>53</sup> aus, in welchem es um sieben Altersstufen oder Lebensabschnitte des Menschen geht. Die Einteilung des Menschenlebens in sieben Altersabschnitte kennt man seit der Antike. Wenn sich auch seit dem 16. Jahrhundert ein konkurrierendes Bild einer zehnstufigen Alterstreppe ausgebreitet hat, in welchem die ersten fünf Stufen als Auf- und die letzten fünf als Abstieg abgebildet sind, wurde die

50 Konrad SCHRÖDER, Biographisches und bibliographisches Lexikon der Fremdsprachenlehrer des deutschsprachigen Raumes. Spätmittelalter bis 1800, Bd. 3, Buchstaben I bis Q, Augsburg: Universitätsverlag, 1992; Kurt PILZ, Johann Amos Comenius. Die Ausgaben des „Orbis Sensualium Pictus“, Eine Bibliographie, Nürnberg: Selbstverlag der Stadtbibliothek, 1967.

51 Ein Hinweis auf die Existenz einer Version des *Orbis* mit litauischer Sprache von 1682 findet sich in SCHRÖDER, ebd., S. 49. Allerdings scheint es aufgrund fehlender Angaben zum Erscheinungsort sowie weiterer Erwähnungen bzw. Nachweise in der Literatur problematisch, die Existenz eines solchen Werkes anzunehmen. Schiller hält die Möglichkeit, dass ein solcher bisher unbekannter *Orbis* existiert hatte, ebenfalls für unwahrscheinlich, vgl. Christiane SCHILLER (Rez.), Konrad Schröder, Die Skandinavischen und baltischen Sprachen sowie Jiddisch und Rotwelsch. Ein Verzeichnis der Lehr- und Lernmaterialien 1500–1800 einschließlich der Neudrucke und ausgewählter Sekundärliteratur, mit Standortnachweisen. Der Unterricht in den weniger gelernten Sprachen Europas, 1500–1800. Ein bibliographischer Versuch, Band 1. Augsburg: Univ. 2001, in: Archivum Lithuanicum 5 (2003), S. 371–372. Sie wirft die Hypothese auf, dass demjenigen, auf den die erste Erwähnung dieser Ausgabe zurückgeht, ein Fehler unterlaufen ist, und er die deutsch-lateinisch-polnische Ausgabe, die 1682 in Riga erschienen ist, für eine deutsch-lateinisch-litauische gehalten hat. Da diese Ausgabe die Sprachen nicht ausdrücklich im Titel nennt, sondern einfach nur einen dreisprachigen Titel hat, muss ein Bibliograph, der weder des Polnischen noch des Litauischen kundig war, die Sprachen verwechselt haben.

52 Eine solche wurde zum ersten Mal 1667 in lateinisch-französisch-deutsch-polnischer Sprachkombination in Breslau gedruckt.

53 Diesem Vergleich wurde die Erstausgabe von 1658 zugrunde gelegt.

siebenstufige Altersleiter bis ins 18. Jahrhundert weitertradiert und noch in Zedlers Enzyklopädie von 1732 zur Beschreibung des Alterskonzeptes eingesetzt.<sup>54</sup>

Eine ähnliche Stelle befindet sich in *B* unter dem Eintrag *Alter* (*B* 74) und trägt eine Überschrift, die mit der Überschrift des genannten Kapitels bei Comenius zusammenfällt: *Die Sieben Alter des Menschen*. Bedeutender scheint aber, dass auch die Bezeichnungen der einzelnen Altersstufen in *B* und dem *Orbis* beinahe identisch sind, wie aus der Aufstellung unten ersichtlich ist:

<i>B</i>		<i>Orbis</i> 1658	
Die sieben Alter des Menschen		Die Sieben Alter des Menschen	
<b>1 Ein Kind</b> Kudikis	<b>1 Kind</b> Kudikis	<b>Der Mensch ist/ Erstlich ein Kind</b>	
<b>2 Knab</b> waik's	<b>2 Püpch[en], Töchterlein,</b> Merguze, Mergite, Mergute	<b>darnach ein Knab/</b>	<b>Also auch im an- dern Geschlecht/ sind das Püpchen (Töchterlein)/</b>
<b>3 Jungling</b> Jauni- kaitis	<b>3 Mägdlein, Mer- gēle, Mergaite</b>	<b>dann ein Jüngling/</b>	<b>das Mägdlein</b>
<b>4 Jung Mann</b> Jaun's Wyr's	<b>4 Magd od[er] Jung- frau</b> Pus=merga	<b>wiederum ein Jungmann/</b>	<b>die Jungfrau</b>
<b>5 Ein Mann</b> Wyr's	<b>5 das Weib od[er] Frau</b> Marti	<b>folgends ein Mann/</b>	<b>das Weib (die Frau)</b>
<b>6 Alt Mann</b> Sen's Wyr's	<b>6 altes Weib</b> Moterißke	<b>als dann ein Alt- mann/</b>	<b>die Altfrau</b>

54 Vgl. die Beschreibung in Johann Heinrich ZEDLER, *Grosses vollständiges Universal Lexikon Aller Wissenschaften und Künste, welche bishero durch menschlichen Verstand und Witz erfunden und verbessert worden* [...] erster Band, A.–Am. Halle und Leipzig, Verlegts Johann Heinrich Zedler Anno 1732 (Bd. 1., 2. vollständiger photomechanischer Nachdruck durch die Akademische Druck- und Verlagsanstalt, Graz 1993. Printed in Austria), S. 699, Eintrag *Aetas*, und S. 1551, Eintrag *Alter*; ausführlicher auch Friedrich JAEGER (Hrsg.), *Enzyklopädie der Neuzeit*, Bd. 1. Abendland–Beleuchtung, Stuttgart/Weimar: Metzler 2005, S. 269–272.

7 Ein Greiß Wyr's prażilles	7 alt Mutter Sene prażillufi	Endlich ein Greiß	die Altmutter
--------------------------------	---------------------------------	-------------------	---------------

Der Eindruck einer Übereinstimmung der Darbietung im Allgemeinen (abgesehen von dem Verzicht auf die „Erzählform“ des *Orbis* und die Nummerierung der Einträge in *B*) wird durch das Vorkommen der Synonyme *Püpchen/Töchterlein* und *Weib/Frau* in der gleichen Reihenfolge in beiden Werken zusätzlich verstärkt. Die wenigen lexikalischen Unterschiede betreffen lediglich die Bezeichnungen der Frauen unter der Nummer 4 und 6: in *B* gibt es ein zusätzliches Synonym (*Magd*), und die Zusammensetzung *Altfrau* des *Orbis* 1658 ist in *B* als Ausdruck *altes Weib* wiedergegeben. Spätere Ausgaben des *Orbis*<sup>55</sup> haben auch den Ausdruck *altes Weib* an dieser Stelle, insofern kann man denken, dass Brodowski sich an einer späteren Ausgabe orientiert hat. Demgegenüber ergibt sich aus dem Vergleich mit der ersten polnischsprachigen Ausgabe des *Orbis* (1666) wiederum ein zusätzlicher Unterschied, der die größere Ähnlichkeit von *B* zu späteren Ausgaben des *Orbis* bestätigt: in der ersten Ausgabe mit Polnisch wird für ein kleines Mädchen lediglich das Lexem *Pupchen* (*Orbis* 1666, 85) angegeben, die Synonyme *Püpchen/Töchterlein*, die sowohl in der ersten Ausgabe 1658 als auch in späteren von uns eingesehenen Ausgaben (1770, auf Basis von 1746) vorkommen, fehlen hingegen.

Es konnten zwar keine lexikalisch identischen Stellen in *B* und dem *Orbis* identifiziert werden, allenfalls aber zahlreiche Abschnitte, deren Aufbau in *B* grundsätzlich an die Präsentationsweise des *Orbis* erinnert. In diesem mehrsprachigen Lehrwerk wird durch die Angabe von kurzen Sätzen und Wortverbindungen das Wesentliche über verschiedene Lebensbereiche oder Objekte gesagt. Solche Abschnitte, wo ein bestimmtes thematisches Gebiet sprachlich ausführlich abgearbeitet wird, gibt es auch in *B*. Es werden nicht nur Einzellexeme, sondern auch typische mit einem gewissen Objekt verbundene Handlungen oder dazu gehörende Sätze und Wendungen präsentiert. Zum Beispiel werden im Wörterbucheintrag zum Lemma *Flachs* nicht nur Zusammensetzungen mit der Komponente *Flachs-* genannt, sondern auch alle Handlungen beschrieben, die man mit dem Flachs unternehmen muss, damit er

55 Zur Verfügung stand uns lediglich die viersprachige lateinisch-polnisch-französisch-deutsche Ausgabe von 1770 (Nürnberg), die auf einer erneuerten, ebenfalls in Nürnberg aufgelegten deutsch-lateinischen Fassung des *Orbis* von 1746 basiert (vgl. *Orbis* 1770, Vorrede zu gegenwärtiger neuen Auflage, S. 3).

letztendlich gesponnen werden kann (B 477–478). Vergleicht man den Eintrag in *B* mit dem Eintrag *Flachs-Arbeit* (zitiert aus *Orbis* 1666, 147–148), so finden sich hier ebenfalls Beschreibungen der Handlungen wie Einweichen, Trocknen und Brechen des Flachses. Solche strukturellen Parallelen kann man für viele weitere Einträge in *B* aufstellen: *Bad* (B 183) und *Bad* (*Orbis* 1666, 183–185), *Gestell der Leinweber* (B 570) und *das Gewebe* (*Orbis* 1666, 149–151), *Mühle* (B 924) und *Mühlwerck* (*Orbis* 1658, 321). In beiden Werken gibt es Verzeichnisse der Verwandtschaftsbezeichnungen, Länder, Bäume, Fische, Pflanzen sowie handwerklicher Tätigkeiten und Beschäftigungen wie Essenszubereitung, Fischen, Gartenbau und Ähnliches. Allerdings sind die Handlungsbeschreibungen im Wörterbuch von Brodowski viel ausführlicher, meist streng alphabetisch angeordnet und nicht nach „natürlicher“ Reihenfolge des Handlungsablaufs wie im *Orbis* beschrieben. Somit kann man am ehesten davon ausgehen, dass das Werk von Comenius, dessen Hinzunahme durch eine einzige identische Stelle belegt wird, den Anstoß für das Erweitern mancher Wörterbuchartikel durch die Beschreibung der mit dem genannten Gegenstand ausgeführten Handlungen gegeben hat, das lexikalische Material zur Verwirklichung dieser Idee muss der Verfasser entweder selbst ergänzt oder aus einem anderen thematischen Wörterbuch mit deutscher Sprache, dessen Feststellung bislang nicht gelungen ist, entnommen haben.

Ein weiteres Stück didaktische Literatur, das bei der Wörterbuchzusammenstellung benutzt wurde, war der Katechismus, aus dem einige Beispiele ins Wörterbuch gelangt sind. Davon zeugt unter anderem ein direkter Bezug auf den Katechismus beim Lemma *Glaube*:

**Glaube.** Wiera. Religio etc. [...]

Der Chriftliche Glaube Wiera Krikščioniška vid 2dam Part[em] Catech[ismi] B 586

Eine weitere Übernahme aus dem Elementarbuch des Glaubens findet sich beim Lemma *Gefalten* B 534, wo ein Satz aus dem Katechismus als Gebrauchsbeispiel für dieses Wort angeführt wird, ohne die Quelle anzugeben. Wie die unten angeführte Zusammenstellung zeigt, war dieser Satz sowohl in der viersprachigen Katechismus-Ausgabe von 1709<sup>56</sup> als auch in der von 1722 in fast identischer Form vorhanden:

56 D. Martini Lutheri Catechismus minor, Germanico-polonico-lithvanico-latinus. Nunc quartū in his quator ligvis editus [...] Königsberg 1709. Der litauische Text wird aus der digitalisierten Version in <http://seniejirastai.lki.lt/db.php?source=7> zitiert. Der deutsche Text wurde aus der Katechis-

Lemma <i>Gefalten</i> B 534	Katechismus 1709	Katechismus 1722
Die Kinder und Gefinde follen mit gefaltenen Händen züchtig <u>vor</u> den Tifch tret[en]	Die Kinder und Gefinde follen mit gefaltenen Händen, <u>und</u> züchtig <u>für</u> den Tifch treten, und ſprechen (S. 102)	Die Kinder und Gefinde follen mit gefaltenen Händen <u>fein</u> züchtig <u>vor</u> den Tifch treten / und ſprechen
Waikai ir <u>S</u> zeimyna tur <u>R</u> ankas ſuſieme gražey ties <u>S</u> taļu patogey ſtotis	Waikai ir <u>ſ</u> eimyna tur <u>r</u> ankas ſu-ſi-eme graže ties <u>ſ</u> tallu patogey ſtoties / ir taipo tarti: (S. 103)	Waikai ir <u>S</u> zeimyna tur <u>R</u> ankas ſuſieme gražey ties <u>S</u> taļu patogey ſtotis' ir taipo tarti. (S. 55)

Die Schreibung der litauischen Substantive und manche Formunterschiede (*vor* vs. *für* im deutschen Text und *Stotis* vs. *Stoties* im litauischen Text) deuten zwar auf größere Ähnlichkeit mit dem Katechismus von 1722<sup>57</sup> hin, sie können aber auch dadurch erklärt werden, dass Brodowski den Katechismus aus dem Gedächtnis zitiert hat. Weitere direkte Bezüge zum Katechismus lassen sich im Wörterbuch allerdings nicht nachweisen.

## 5. Verwaltungsliteratur

Im Wörterbuch von Brodowski gibt es ein 10 Seiten umfassendes Verzeichnis der Kirchen und Kirchspiele in Preußen (*Specification aller Kirchen des König[reich]s Preußen* B 784–794), in welchem neben den Kirchenbezeichnungen gelegentlich auch

musausgabe von 1751 genommen, die allerdings keine Unterschiede zur Ausgabe von 1709 aufzuweisen scheint.

57 [Gabriel ENGEL], *Mažas Katgifmas D. Mertino Luteraus/Lietuwiſkay ir Wokiſkay ... Iš naujo Tilžeje Mete 1722 pėrweizdėtas. Ir Karalėuczuje iſſpėaufas*. Diese zweisprachige Ausgabe des Lutherschen kleinen Katechismus basierte auf der älteren Übersetzung von 1719, die auf Initiative von Heinrich Johann Lysius angefertigt wurde, aber nicht in Druck erschienen war. Ausführlicher über die Beziehung der Katechismen von Lysius und Engel kann man nachlesen bei Pietro U. DINI, *Engelis als Herausgeber von Lysius. Ein Beitrag zur Ausgabe des litauischen Katechismus von 1722*, in: *Das Baltikum im sprachgeschichtlichen Kontext der europäischen Reformation*, hrsg. v. Jolanta Gelumbeckaitė/Jost Gippert, Vilnius: Lietuvių kalbos instituto leidykla 1995, S. 17–34. Möglich ist auch, dass Brodowski eine spätere Ausgabe aus dem Jahr 1730 benutzt hat, die mit der Ausgabe 1722 fast identisch ist.



Informationen über den Gottesdienst oder den Zustand mancher ostpreußischen Kirchen gegeben werden, z. B.: Schönau, Pfarrer in Rogehnen prediget alhier auff königl. Verordnung den 3ten Son[n]tag, B 790. Als Informationsquelle muss dem Wörterbuchverfasser ein amtliches Kirchenverzeichnis gedient haben. Für den infrage kommenden Zeitraum vom Beginn des 18. Jahrhunderts bis zum Todesjahr von Brodowski 1744 ließen sich zwei Verzeichnisse dieser Art ermitteln: Das eine ist in der Sammlung Preußischer Verwaltungs- und Gesetzestexte *Corpus Constitutionum Prutenicarum* von 1721<sup>58</sup> enthalten. Das fragliche Verzeichnis befindet sich im ersten Teil der Sammlung *Von Kirchen-, Schulen-, Universitæten-, Consistorial-, Matrimonial-, Hofpital-, Kloster- und Stipendien-Sachen* (Kapitel LXXIV, 149–166). Das andere Verzeichnis wurde 1727 in der Zeitschrift *Erleutertes Preussen*<sup>59</sup> abgedruckt (EP 1727, 562–577) und spiegelte die neue, nach der Umverteilung von Gemeinden im Jahre 1725 entstandene Ordnung wider. Das Abgleichen beider Verzeichnisse mit dem Wörterbuch von Brodowski zeigte, dass der Wörterbuchverfasser ein Kirchenverzeichnis benutzt hat, das dem älteren, im *Corpus Constitutionum Prutenicarum* abgedruckten Verzeichnis viel näher steht, obwohl es die nicht mehr aktuelle Verteilung der Kirchspiele wiedergibt. Aus diesem Verzeichnis hat Brodowski nicht nur die Liste der Kirchen abgeschrieben, sondern auch die oben bereits erwähnten Bemerkungen über den Zustand der Kirchen übernommen, was den Bezug eindeutig bestätigt:

58 *Corpus Constitutionum Prutenicarum*, P. I, Derer Königlich Preußischen publicirten Ordnungen / Edicten, Mandaten und Rescripten. Erfter Theil von Kirchen-, Schulen-, Universitæten-, Consistorial-, Matrimonial-, Hofpital-, Kloster- und Stipendien-Sachen, herausgegeben von Georg Grube, Königsberg 1721. Diese von dem aus Memel gebürtigen Königsberger Hofgerichtsrat Georg Grube herausgegebene dreibändige Sammlung enthielt zahlreiche Rechts- und Verwaltungstexte, Verordnungen und Visitationsberichte, die in Preußen seit dem Anfang des 17. Jahrhunderts veröffentlicht bzw. verkündet wurden. Inwieweit einzelne davon noch im Umlauf und zugänglich waren, lässt sich nicht mehr sagen, allerdings kann man davon ausgehen, dass der Wörterbuchverfasser nicht den einige tausend Seiten umfassenden Kodex selbst, sondern das separat gedruckte Kirchenverzeichnis (bzw. dessen Abschrift) besaß.

59 *Erleutertes Preußen oder auserlesene Anmerckungen, ueber verschiedene zur preußischen Kirchen-, Civil- und Gelehrten-Historie gehörige besondere Dinge: woraus die bißherigen Historien-Schreiber theils ergänzet, theils verbessert, auch viele unbekanntte historische Warheiten ans Licht gebracht werden* / [Hrsg.: Lilienthal, M.]. 1724-1742. Königsberg.

<i>B</i>	<i>Corpus Constitutionum Prutenicarum</i>
Kl. Jerutten ist eine neue Kirche ao 1715 in den Scatul Dorff angeleget, ist aber durch den Herr[en] Oberforstmeister Lyderitz unter die Jurisdiction des Sambländifchen Confistorii gefetzt word[en] B 793	Klein Jerutten Ist eine neue Kirche An. 1715 in dem Scatul=Dorff angeleget / ist aber durch den Herrn Ober=Forstmeister Lyderitz unter die Jurisdiction des Sammländifchen Confistorii gefetzt worden CCP 164
Plaute Nach Paulus Judæig Pfarrern Tode ist auff Königl. Verordnung de Anno 1717 die Gemeine zur Kirche nach Freystadt geschlagen worden, weil der Patronus aus Armuth keinen Priester halten kann. B 791	Plaute Paulus Judæig. Nach dieses Pfarrern Todt ist auf Königl. Verordnung de Anno 1717. die Gemeine zur Kirchen nach Freystadt geschlagen worden. Weil der Patronus aus Armuth keinen Priester halten kann. CCP 162
Reichwalde ist eine Filia nach Liebftadt und wird von dasigen Diacono der Gottes Dienst umb den andern Son[n]tag verfehen. B 791	Reichwalde. Ist eine Filia nach Liebftadt und wird von dem dasigen Diacono der Gottesdienst umb den andern Sonntag verfehen. CCP 161

Das Kirchenverzeichnis ist im Unterschied zu anderen in *Corpus Constitutionum Prutenicarum* publizierten Dokumenten ohne Datum des ursprünglichen Erscheinens abgedruckt. Die Sammlung selbst stammt, wie oben schon angedeutet, aus dem Jahr 1721, und im Kirchenverzeichnis wird an mindestens einer Stelle das Jahr 1717 erwähnt, was ungefähr den Rahmen für die Entstehung des Verzeichnisses umreißt. Zur Zeit der Anfertigung der letzten Wörterbuchfassung, Anfang der 1740er Jahre<sup>60</sup>, musste das Verzeichnis Brodowski schon etwas veraltet vorgekommen sein. Trotzdem übernahm er die Bemerkungen aus dem Jahr 1717. Andererseits hat Brodowski das Verzeichnis an einigen Stellen revidiert und ergänzende Notizen über den Zustand einiger Kirchen des samländischen Konsistoriums angebracht. Zum Beispiel stammen die Einträge *Nordenburg* *Urbs Norteburg's*: NB Anno 1740 ist Hlr Pfarrer Schmidt von Nordenburg zum Seniore verordnet, welcher auch die Kirchen Visitation zum

60 Dazu PLAUŠINAITYTĖ, Jokūbo Brodovskio žodyno leksikografinis metodas (wie Anm. 2), S. 38–42.

*ersten Mahl in gantz Schliebi[ch]en] District gehalt[en], und vor ihm keiner (B 789) und Bainunen, Bainunai neue Reformirte Kirche (B 789) nicht aus dem Corpus Constitutum Prutenicarum. Da sie aber die Kirchen in der Nachbarschaft von Trempen, dem Wohn- und Tätigkeitsort von Brodowski, betreffen, kann man davon ausgehen, dass diese Einträge vom Wörterbuchverfasser eigens ergänzt wurden.*

## 6. Namensverzeichnisse und Kalenderliteratur

Das Wörterbuch von Brodowski enthält noch einige weitere auf die Gebrauchsliteratur zurückgehende Wortschatzlisten. Dazu gehört das alphabetische Verzeichnis der männlichen und weiblichen Vornamen, das unter dem Lemma *Name* angeführt wird (B 936–938). Das Verzeichnis besteht aus insgesamt 123 männlichen und 44 weiblichen Vornamen mit Herkunftserklärungen und litauischen Äquivalenten bzw. Aussprachevarianten. Die weiblichen Namen sind auf dem Seitenrand als Ergänzungen der männlichen Liste an alphabetisch passenden Stellen eingetragen. Das Namensverzeichnis enthält nicht nur biblische und christliche, sondern auch germanische Namen, z. B.:

- Adolff.** Den Adel Liebend, ein Helffer v. Erretter. Adolps B 936
- Dietrich,** Vom Volck berühmt, reich in Gott. Ditriks B 936
- Ehrenfried** Friede hat Ehre B 936
- Erdtmuth.** Irrdisch Wefen. Jerdtme B 937
- Fabian Bohnemann** Pobius B 937
- Ferdinand werth genannter,** Friedemann B 937
- Friderich** Liebhaber des Friedens, reich an Friede B 937

Die Deutung der Vornamen regte seit dem 16. Jh. Interesse, das sich in der Abfassung der Onomastica oder Namenswörterbücher ausdrückte. Eines der meistbekanntesten Namensverzeichnisse war das 1537 anonym und in späteren Ausgaben unter dem Namen von Luther erscheinende *Deutsche Namenbüchlein*. Es enthielt aber nur christliche Namen und konnte nicht Brodowskis Quelle sein. Unwahrscheinlich ist auch die Verwendung eines der vielen weiteren Onomastica<sup>61</sup>, denn sie waren sehr um-

61 Etwa Georg Witzels *Onomasticon Ecclesiae* (1541), Wolfgang Krügers *Onomasticon, Oder Deutsches Nahmen Büchlein* (1611), Gottfried Wegeners *Martin Luthers vielfältig verlangtes Namen-Büchlein* (1674).

fangreich, und der stichpunktartige Vergleich hat auch keine Anhaltspunkte für die Annahme der Verwandtschaft ergeben.

Namensverzeichnisse wurden nicht nur als Bücher publiziert, sondern waren schon seit dem 16. Jahrhundert ein üblicher Bestandteil der sprachlexikographischen Werke.<sup>62</sup> Wörterbücher und andere sprachliche Nachschlagewerke (z. B. Briefsteller oder Reisebücher) des 17. und 18. Jahrhunderts enthielten auch häufig solche Verzeichnisse<sup>63</sup>, insofern entspricht das Vorhandensein der Namensliste in *B* der lexikographischen Praxis. Allerdings ließ sich ein vergleichbares Namensverzeichnis in keinem der von uns durchgesehenen Wörterbücher finden. Auffällig ist außerdem die Unterbringung der Namensliste in sublemmatischer Position unter dem Eintrag *Name*. Diese Tatsache lässt wiederum vermuten, dass nicht ein lexikographisches Werk als Grundlage für das Namensverzeichnis in *B* benutzt wurde, sondern eventuell eine Quelle anderer Art.

Als mögliche Quelle für das Namensverzeichnis kommt vor allem Kalenderliteratur in Frage. In den Kalendern, die seit dem 16. Jahrhundert gedruckt wurden und neben der Bibel zu den meistgelesenen Druckwerken der Zeit gehörten<sup>64</sup>, wurden je nach ihrer thematischen Ausrichtung neben Wetterbeschreibungen, Festtagen, Erklärungen der Sternzeichen und verschiedenen Historien praktische, den Alltag der

62 Ausführlicher vgl. Peter O. MÜLLER, *Deutsche Lexikographie des 16. Jahrhunderts: Konzeptionen und Funktionen frühneuzeitlicher Wörterbücher*, Tübingen 2010, S. 503–519.

63 So zum Beispiel die Ausgabe von *Dasypodius catholicus, Hoc est, Dictionarium Latino-Germanico Polonicum, Germanico-Latinum, et Polono-Latino-Germanicum* (Ausgabe 1642) oder das *Dictionarium Latino-Germanicum* von Johannes Frisius (1731). Zahlreiche weitere lexikographische Werke sind anhand der Bibliographie zur deutschen Lexikographie des 17. Jahrhunderts von William Jervis JONES, *German lexicography* (wie Anm. 12), zu ermitteln. Namensverzeichnisse gibt es z. B. auch in Johann Heinrich VOIGT, *Schreib-Formular: Darinnen Hauß- und Kauffmannische Brieff-Stellung/ in 203. Formulen: Nahmen-Büchlein [...] Wort-verteutschung/ deren auff Contorn üblichen frembden Wörtern: Mit angehängten Rechens-Anfange [...] Zum andern mahl gedruckt/ und auffß neu mit fleiß übersehen fürgestellet*, Hamburg: Rebenlein 1670, oder in Johannes PRAETORIUS, *Vermehrter Europäischer Raphael/ Der als ein getreuer Tobias-Gefährte allen und jeden Reisefertigen die richtige Straffe zeigt/ welche man ohne umbschwefle fast durch gantz Europam nach den vornehmsten Oertern zu wandeln soll/ auch theils aufm Mittelpuncte von der Churfürstl. Sächs. Residenz-Stadt Dreßden auß ...; Mit einem Anhangе anderer Autorum: als einer Protocolirung aller Jahrmärkte: Außdeutung aller üblichen Tauffnahmen ... / ausgefertiget zum vierdten mahl durch M. Johannem Praetorius, P. L. C., Leipzig 1676.*

64 Josef SEETHALER, *Die Kalenderdrucke – ein frühes „Massenmedium“? Anmerkungen zu einigen Charakteristika der Wiener Kalenderproduktion des 15. bis 17. Jahrhunderts*, in: *Zeitung, Zeitschrift, Intelligenzblatt und Kalender. Beiträge zur historischen Presseforschung*, hrsg. v. Astrid Blome, Bremen 2000, S. 223.

Menschen betreffende Informationen abgedruckt, darunter verschiedene Ratschläge und Anweisungen zur Viehzucht, Bewirtschaftung der Böden, Jahrmarktverzeichnisse, Währungswechselkurse und Namensverzeichnisse. Aufgrund der Überlieferungslage der Kalenderliteratur ist es uns bislang nicht gelungen, die genaue Quelle zu bestimmen. Typologische Parallelen ließen sich aber in mindestens einem uns zugänglichen Kalender feststellen. Das *Alt und Neu Liefpländischen Chroniken- und Geschichts-Calender* [...] (1678)<sup>65</sup> enthält neben sonstiger für die Kalender typischen Information auch ein Namensverzeichnis mit etymologischen Angaben (*Onomasticon oder Nahmens-Register*, S. 43–46). Die Liste der Vornamen enthält Herkunftserklärungen und die jeweiligen Namenstage. Verglichen mit dem Namensverzeichnis in *B* ist das Verzeichnis im Kalender ausführlicher, zudem sind manche Bedeutungserklärungen anders, was eine direkte Verbindung ausschließt, vgl.:

B 936–938	<i>Alt und Neu Liefpländischer Chroniken- und Geschichts-Calender</i> 1678
A	A
<i>Abel. Eitelkeit</i> Abëlis	<b>Aaron</b> /Bergmann <i>Abel</i> / <i>Eitelkeit</i>
<i>Abraham</i> Vater vieler Völcker Abromas	<b>Abdon</b> / Der Knecht <i>Abraham</i> / vieler Hauffen. <b>Abfolon</b> / des Vaters Friede.
<i>Adam Menfch, irrdifch</i> , Staub v. Erde. Adóm's	<b>Adam</b> / <b>Eva</b> . <i>Irrdifch</i> /lebendig ...
<i>Adolff</i> . Den Adel Liebend, ein Helffer v. Erretter. Adolps	<b>Adolphus</b> / adeliche Hußffe.

65 *Alt und Neu Liefpländischer Chroniken- und Geschichts-Calender/ Auff das 1678. Jahr Christi: Darinnen Nebenst ordentlicher Zeit- Fest- Stern- und Gewitter-Beschreibung/ auch ... Liefpländische Historien mit eingeführet werden / Johann-Henrich Voigt. [1677]. Riga [Electronic ed.].* Abrufbar unter: <http://diglib.hab.de/drucke/xb-2977/start.htm>

F	F
<i><b>Fabian</b> Bohnemann Pobius</i>	<i><b>Fabian</b> Sebastian / Bonnenmann.</i>
	<b>Faulta</b> / glücklichhaftig
	...
<i><b>Ferdinand</b> werth genannter, Friedemann</i>	<i><b>Ferdinandus</b> Wehrtgenandt.</i>
<b>Friedemann</b>	<b>Fides</b> / Treu.
	...
<i><b>Friderich</b> Liebhaber des Friedens, reich an Friede</i>	<i><b>Fridericus</b>/ Friedenreich.</i>

Trotz der Unterschiede in Details kann man sagen, dass beide Verzeichnisse nach dem gleichen Prinzip angelegt sind: sie sind alphabetisch und geben eine Namensdeutung an. Man kann sich gut vorstellen, dass der Wörterbuchverfasser von *B* bei seiner Arbeit eine vergleichbare Quelle, zum Beispiel einen Kalender für Königsberg und Ostpreußen, zur Verfügung hatte.

Ein Kalender kommt auch als Quelle für andere thematische Wortschatzgruppen in *B* in Frage. Zum Beispiel konnten die Entfernungen zwischen den Städten, die in *B* als Ergänzungen am Seitenrand neben den Stadtnamen eingetragen sind, auch einem Kalender entstammen. Als Beispiel für ein solches Verzeichnis kann die Beschreibung der zwölf gebräuchlichsten Straßen in *Calendarium oeconomicum practicum perpetuum* von Mauritius Knauer (Augsburg) dienen, dessen Ausgabe von 1723 hierfür ausgewertet wurde<sup>66</sup>. Hier wird jeweils die Route der Postkutsche zwischen Augsburg und europäischen Großstädten dargestellt, wobei man die Zwischenhalte und die Entfernungen angibt. Auch die Preußischen Postordnungen und damit verbundenen Edikte über die Höhe der zu entrichtenden Postgebühren enthielten Verzeichnisse der wichtigsten Postrouten mit Zwischenhalten und gelegentlich auch die Angaben über die Entfernungen zwischen den Ortschaften (vgl. etwa die *Berlinische*

66 Hier wurde eine digitale Kopie der Bayrischen Staatsbibliothek verwendet, abrufbar unter: [https://reader.digitale-sammlungen.de/de/fs1/object/display/bsb10860401\\_00104.html](https://reader.digitale-sammlungen.de/de/fs1/object/display/bsb10860401_00104.html)

*Post-Taxa, Vom 1. Juli 1702*<sup>67</sup>). Vergleichbare Verzeichnisse muss es auch für andere Ortschaften gegeben haben. Genau lässt sich die Quelle derzeit aber nicht ermitteln.

Lina Plaušinaitytė hat in einem anderen Kontext darauf hingewiesen, dass der Verfasser von *B* einen Reiseführer, der ein Städteverzeichnis mit Entfernungen enthielt, benutzt haben könnte.<sup>68</sup> Es wurde unter anderem argumentiert, dass solche für die Bedürfnisse der Kaufleute ausgefertigten Reisebücher meist auch Fremdwörterverzeichnisse enthielten. Also hätte ein Reisebuch zugleich auch als Quelle der Fremdwörter in *B* dienen können. Diese Annahme wurde hinfällig, als Belemnons *Curiöses Bauernlexikon* als tatsächliche Quelle der Fremdwörter in *B* identifiziert wurde (s. o.). Als ein für die Gattung der Reiseführer typisches Beispiel wurde Paul Jacob Marpergers *Kurtzgefaßte Geographische, Historische und Mercatorische Beschreibung...* (1710)<sup>69</sup> ausgewertet. Da dieses Buch gerade die ostpreußischen Städte und deren Entfernungen nicht erfasste, schied die Möglichkeit seiner Verwendung aus. Ein ähnliches Werk mit den genauen Angaben zu Ostpreußen ließ sich bislang nicht finden.

## 7. Fazit

Abschließend kann man festhalten, dass das Wörterbuch von Brodowski auf zahlreichen und sehr vielfältigen Quellen aufbaut, die sowohl lexikographische als auch nicht-lexikographische Gebrauchsliteratur umfassen. Die Vielfalt der Quellen spiegelt sich in der vielgestaltigen und zum Teil sehr uneinheitlichen Struktur des Wörterbuchs wider, macht es aber zugleich zur reichsten und interessantesten deutsch-litauischen Wortschatzsammlung des 18. Jahrhunderts, das über die Grenzen eines einfachen Sprachwörterbuchs hinausgeht und Informationen enthält, die enzyklopädischen Charakter haben und somit im Zeichen der Aufklärung stehen. Die Verwendung all dieser Quellen hat nicht nur inhaltliche, sondern auch methodische Spuren in Brodowskis Werk hinterlassen. Zahlreiche lexikographische Praktiken kommen in seinem Wörterbuch zum ersten Mal in der litauischen Lexikographie vor, so der

67 Die Berliner Taxen-Ordnung ist in der Sammlung *Corpus Constitutionum Marchiarum*, Teil IV, Abt. II, Cap. III *Von Post-Sachen, und was dahin gehörig*, abgedruckt (S. 884 f.), abrufbar unter: <https://web-archiv.staatsbibliothek-berlin.de/altedrucke.staatsbibliothek-berlin.de/Rechtsquellen/CCMT41/start.html?image=02185&size=1>

68 PLAUŠINAITYTĖ, Nichtlexikographische Quellen (wie Anm. 43), S. 231–242.

69 Paul Jacob Marperger, *Kurtzgefaßte Geographische, Historische und Mercatorische Beschreibung Aller derjenigen Länder und Provintzen, welche den Königlich Preußischen und Chur-Brandenburgischen Scepter in Deutschland unterworfen sind*, Berlin 1710.

Einbezug der thematisch angeordneten Wörterverzeichnisse, Fremdwörter oder Personennamen. Der Wörterbuchverfasser hat durch die Benutzung einer Vielfalt von Quellen aus dem Bereich der deutschen Gebrauchsliteratur die litauische lexikographische Tradition in Preußisch Litauen um neue Dimensionen bereichert.





JUSTINA DAUNORIENĖ

*In terram non bonam.*

## Zur Darstellung von Litauern in Chroniken des Deutschen Ordens

### 1. Einleitung

Die historiographischen Zeugnisse über die an der östlichen Ostseeküste wohnhaften Völker des 13. bis 15. Jahrhunderts entstammen meistens den schriftlichen Quellen, die im Umfeld des Deutschen Ordens entstanden sind. Da aus dieser Zeit wohl keine Schriftzeugnisse in lokalen Sprachen vorhanden sind, wird die Ordensliteratur sowohl von Historikern als auch von Sprachwissenschaftlern immer wieder unter verschiedenen thematischen Aspekten untersucht. Als kleinere Texte erweisen sich verschiedene Urkunden aus dem Verwaltungsbereich oder diplomatische Briefe zwischen den lokalen Fürsten und dem Ordensmagister aufschlussreich, als umfangreichere und zusammenhängende Texte, wenn auch manchmal in Bruchstücken, sind die auf Latein und Deutsch verfassten Chroniken zu beachten und als besondere kulturgeschichtliche Quellen zu untersuchen. Darin sind die ältesten Eigen- und Ortsnamen der Region, Bezeichnungen der Ämter und Funktionen oder auch Schätzungen zur Lebensweise und sogar zum Charakter der Landesbewohner enthalten. Je nach Text, je nach historischer und politischer Situation werden die lokalen Einwohner mit unterschiedlichen Attributen versehen: meistens als wilde Feinde, aber auch als heldenhafte Verlierer, als Verbündete, sogar als Christen.

Die Frage, wie die von den Ordensbrüdern geschaffene Historiographie die Bevölkerungsgruppen darstellt und welches Bild sie vom Prozess der Christianisierung, der Eroberung sowie vom Zusammenleben auf dem besetzten Territorium bei Lesern entwickeln sollte, ist nicht ganz neu und erfreut sich gerade in den letzten Jahrzehnten gesteigerter Aufmerksamkeit. Die Wahrnehmung der „fremden“ Kultur und ihre Darstellung in Texten des Deutschritterordens untersuchte Jürgen Sar-

nowsky.<sup>1</sup> Dabei schließt er seine Untersuchungen an den von Hans-Werner Goetz formulierten Ansatz der „Vorstellungsgeschichte“<sup>2</sup> an, nach der die in den Chroniken entwickelten Bilder „nicht nur als Sichtweisen eines einzelnen Autors, sondern als Äußerungen verstanden werden, die Rückschlüsse auf die Vorstellungen des Ordens, der deutschen Oberschicht und der christlichen Zeitgenossen allgemein erlauben“<sup>3</sup>. Er kritisiert den Standpunkt, den z. B. Edith Feistner in ihren Untersuchungen vertritt<sup>4</sup>, dass beim Deutschen Orden jeder „Kulturkontakt unter dem Vorzeichen des Krieges“<sup>5</sup> stattfindet und dass die Pruzzen und andere Vertreter historischer Völker auf diesem Territorium immer Vertreter einer niederen Kultur, der man nur gewalt-sam entgegentreten kann, bleiben. Die Chroniken des Deutschen Ordens sollten vielleicht nicht als „Meisterwerke der Kriegsrhetorik“<sup>6</sup> betrachtet werden. Die Schwarz-Weiß-Auffassung von Feistner und von Matuzova<sup>7</sup> kritisiert auch Rasa J. Mažeika<sup>8</sup>. Man solle die Äußerungen der Chronikautoren immer erst einmal aus ihrem Kontext zu verstehen suchen, und vielleicht gehe es ja gar nicht unbedingt um eine Verurteilung oder Ausgrenzung lokaler Völker, eher handele es sich um Verweise auf Unkenntnis und Vorstellungslücken im mittelalterlichen Verständnis.

1 Jürgen SARNOWSKY, *Der Deutsche Orden*. München 2007. Auch: Jürgen SARNOWSKY, *Das Bild der Anderen in der frühen Chronistik des Deutschordenslandes Preußen*, in: *Geschichtsvorstellungen. Bilder, Texte und Begriffe aus dem Mittelalter*. Festschrift für Hans-Werner Goetz zum 65. Geburtstag, Steffen Patzold/ Anja Rathmann-Lutz/ Volker Scior, Köln 2012, S. 224–252.

2 „Das Interesse der Vorstellungsgeschichte beschränkt sich freilich nicht auf das absichtlich weiter vermittelte Wissen der zeitgenössischen Autoren, sondern schließt auch das unabsichtlich überlieferte, für den Verfasser selbstverständliche und bei den Zeitgenossen als bekannt vorausgesetzte Wissen ein; hier öffnet sich dem Historiker das Bewusstsein weiterer Kreise über den einzelnen Autor hinaus.“ In: GOETZ, Hans-Werner. *Vorstellungsgeschichte*, hrsg. von Anna Aurast/ Simon Ellin/ Beate Freudenberg/ Steffen Patzold/ Anja Rathmann-Lutz, Bochum 2007, S. 13.

3 SARNOWSKY 2012 (wie Anm.1), S. 225.

4 Edith FEISTNER, *Krieg und Kulturkontakt: Zur „Ethnologie“ der Prussen und Litauer bei Peter von Dusburg und Nikolaus von Jeroschin*, in: *Mittelalterliche Kultur und Literatur im Deutschordensstaat in Preußen: Leben und Nachleben (Sacra bella septentrionalia I)*, hrsg. v. Jaroslav Wenta/ Sieglinde Hartmann/ Gisela Vollmann-Profe, Toruń 2008, S. 529–539.

5 Ebd., S. 535.

6 SARNOWSKY 2012 (wie Anm.1), S. 226.

7 Vera I. MATUZOVA, *Mental Frontiers: Prussians as Seen by Peter von Dusburg*, in: *Crusade and Conversion on the Baltic Frontier 1150–1500*, hrsg. v. Aalan V. Murray, London, New York 2001, S. 253–259.

8 Rasa J. MAŽEIKA, *Violent Victims? Surprising Aspects of the Just War Theory in the Chronicle of Peter von Dusburg*, in: *The Clash of Cultures on the Medieval Baltic Frontier*, hrsg. v. Alan V. Murray, Farnham 2009, S. 123–137.

## 2. Die ersten Erwähnungen Litauens und die frühesten Angaben über Litauer

Die Quellen, die die früheste Geschichte Litauens im 13. und 14. Jahrhundert dokumentieren, lassen sich sprachlich in drei Gruppen einordnen. Die erste Gruppe bilden die auf Latein verfassten Urkunden und kleinere narrative Texte sowie Annalen, Chroniken oder geographische Beschreibungen. Der wohl erste schriftliche Beleg zu Litauen findet sich in den deutschen Quedlinburger Annalen, wo der Märtyrertod des heiligen Brun von Querfurt im Jahre 1009 dargestellt wird: „Der heilige Erzbischof und Mönch Bruno, genannt Bonifatius, wurde im elften Jahr seines Mönchstandes an den Grenzen zu *Ruscien* und Litauen von den Heiden mit achtzehn Gefährten enthauptet und erhob sich am 9. März in den Himmel.“<sup>9</sup> Vereinzelt Erwähnungen, die in Verbindung mit dem litauischen König Mindaugas (Mindowen) stehen, findet man in päpstlichen Schriften wie jenen des Papstes Innozenz IV., Urban IV., Klevenz IV. oder in den Dokumenten des tschechischen Königs Přemysl Ottokar II., in denen zum neuen Kreuzzug gegen die Litauer aufgerufen wird.<sup>10</sup> Zu den lateinischen narrativen Texten zählen vor allem die Chronik von Heinrich von Lettland (zwischen 1225 und 1227), polnische Annalen mit der Beschreibung des Raubzuges der Litauer nach Masowien (1262)<sup>11</sup> und das von einem anonymen Autor verfasste Werk *Descriptiones terrarum* („Beschreibungen der Welt[länder]“), das die aus dem Jahr 1260 stammende Einleitung zu einer umfangreicheren Abhandlung über die Herkunft der Tataren darstellt.<sup>12</sup> Besonders ausführlich werden hier die Kämpfe mit den Pruzzen dargestellt, aber auch die weiteren historischen Völker an der östlichen Ostseeküste finden Resonanz. Eine spätere Gruppe lateinischer lituanistischer Quellen bilden vor

9 Die Originale der in Latein verfassten Annalen existieren nicht mehr, aber in der Sächsischen Landesbibliothek Dresden sind noch ihre Abschriften vorhanden, die von Martina Giese neu ediert wurden. Die *Annales Quedlinburgenses*, Hannover 2004, S. 527. Eine Übersicht zur Geschichte der Deutschen in Litauen, Lettland und Estland finden Sie in Reet BENDER, Justina DAUNORIENĖ, Dzintra LELE-ROZENTĀLE, Deutsch(e) im Baltikum, Germanistik für den Beruf (Forum Angewandte Linguistik), hrsg. v. Ulrike Haß/ Vaiva Žeimantienė/Eglė Kontutytė, Frankfurt a. M. 2020, S. 527.

10 Vgl. dazu *Mindaugo knyga. Istorijos šaltiniai apie Lietuvos karalių* (Das Buch von Mindowen. Historische Quellen über den König von Litauen), Vilnius 2005, S. 24–25.

11 Ebd., S. 26.

12 *Descriptiones terrarum*. In: *Visuotinė lietuvių enciklopedija* (Allgemeine litauische Enzyklopädie). Abrufbar unter <https://www.vle.lt/Straipsnis/Descriptiones-terrarum-64434> (Eingesehen am 9.6.2019).

allem das Zeugenverhör des päpstlichen Legaten und Erzbischofs Franciskus de Moliano<sup>13</sup> (1312) und das *Chronicon Livoniae* von Hermann von Wartenberg (um 1378), in dem der Autor die Ereignisse in den Jahren 1358–1378 als Augenzeuge beschreibt. Als die wohl wichtigste Informationsquelle über die Begegnungen des Deutschen Ordens mit den einheimischen Völkern an der nördlichen und östlichen Grenze des Ordensstaates gilt die auf Latein verfasste Chronik von Peter von Dusburg (*Chronicon Terrae Prussiae*, um 1326).<sup>14</sup>

Die zweite aufschlussreiche Gruppe schriftlicher Quellen bilden russische Annalen des 13. Jahrhunderts. Die russischen Annalen sind eine der bedeutendsten Textquellen zur Erforschung der frühen Geschichte Litauens. Sie stellen darüber hinaus eine besondere Textsorte dar: Nach Artūras Dubonis handelt es sich um Werke von vielschichtigem Inhalt und uneinheitlicher Form.<sup>15</sup> Sie enthalten ein sehr unterschiedliches Material: von epischen Urzeit-Beschreibungen bis zu zeitgenössischen Zeugenaussagen, von Naturbeschreibungen bis zur offiziellen Dokumentation, und darin sind sogar einige internationale Verträge enthalten. Deswegen müssen sie mit besonderer Vorsicht und unter Kenntnisnahme historischer Kontexte beurteilt werden. Als bedeutende lithuanistische Quellen sind die Chronik von Ipatius<sup>16</sup> und die erste Chronik von Nowgorod – die älteste vorhandene Handschrift datiert vom ausgehenden 13. Jahrhundert – zu nennen. Die Chronik von Nowgorod stellt die Litauer, die seit Ende des 12. Jahrhunderts mit ihren Raubzügen in Nordwestrussland ein großes politisches Problem sind, als brutale und gehasste Feinde dar. Mehrere originale oder übernommene Angaben über Litauen und Litauer findet man auch in späteren russischen Annalen wie den Annalen von Moskau (Ende des 15. Jahrhunderts).<sup>17</sup>

Innerhalb der Gruppe der deutschsprachigen Quellen sind vor allem die Verwaltungstexte wie Urkunden oder Beschlüsse und die narrative Ordensliteratur zu nennen, die in direktem Bezug zur östlichen Ostseeküste stehen und die Periode vom

13 August SERAPHIM (Hrsg.): Das Zeugenverhör des Franciskus de Moliano (1312), bearb. von A. Seraphim, Königsberg 1912.

14 *Chronicon terrae Prussiae*, in: *Scriptores rerum Prussicarum*, Bd. 1, hrsg. v. Max Toeppen, Leipzig 1861, S. 3–219.

15 In: Mindaugo knyga. Istorijos šaltiniai apie Lietuvos karalių (Das Buch von Mindowen. Historische Quellen über den König von Litauen), Vilnius 2005, S. 28.

16 Es gibt mehrere Abschriften in der Periode zwischen etwa 1410 und der Mitte des 17. Jahrhunderts. In: Полное собрание русских летописей (Vollständige Sammlung russischer Annalen), Bd. 2. Ипатьевская летопись (Die Chronik von Ipatius), Москва 1998.

17 Russische Annalen, in: Visuotinė lietuvių enciklopedija (Allgemeine litauische Enzyklopädie). Abrufbar unter <https://www.vle.lt/Straipsnis/rusu-metrasciai-81758> (Eingesehen am 28.8.2019).

Ausgang des 13. bis zum Ende des 15. Jahrhunderts umfassen. Ein besonderes historisches und sprachliches Denkmal stellt die *Livländische Reimchronik* (um 1290) dar, die vor allem als Geschichte der Christianisierung Livlands gelten kann. Ihre Sprache lässt erkennen, dass sie von einem Auswanderer aus dem östlichen Mitteldeutschland, der für gewisse Zeit in Livland gelebt hatte, verfasst wurde. In der Chronik werden die Ereignisse seit der Ansiedlung der Deutschen im Baltikum in der 2. Hälfte des 12. Jahrhunderts bis zu den Kämpfen mit Litauern Ende des 13. Jahrhunderts dargestellt. Die *Livländische Reimchronik* genoss wohl eine schnelle und langjährige Rezeption sowohl in Livland als auch in Preußen. Auf sie stützten sich innerhalb Livlands der Autor der *Jüngeren Livländischen Reimchronik*, Bartholomeus Hoenecke, sodann Hermann von Wartberge in seinem *Chronicon Livoniae*, und auch Johann Renner in seinen *Lifländischen Historien*. In Preußen konnte die Chronik wohl auch dem Ordenschronisten Peter von Duisburg bekannt gewesen sein.<sup>18</sup> Eine weitere Quelle stellt der deutsche Text *Di Kronike von Pruzinland* von Nikolaus von Jeroschin dar, der in den Jahren 1331–1335 im Auftrag des Hochmeisters Luther von Braunschweig die Chronik Duisburgs ins Deutsche in Reimform übertrug. Der Chroniktext enthält nicht nur die chronologische Beschreibung der Ereignisse, wie sie bei Duisburg dargestellt wurden, sondern auch mehrere kleinere emotionale Ergänzungen und Interpretationen des Autors. Den textuellen Kontext bei der Untersuchung der Darstellung lokaler Kulturen und Einwohner ergänzen die Texte von Peter Suchenwirt (*Von Herzog Albrechts Ritterschaft*, um 1377, umbenannt 1395 nach dem Tod des Herzogs in *Vom Zuge Herzog Albrechts selig*), Wigand von Marburg (*Chronica nova Prutenica*, Fragmente, um 1400) und Johann von Posilge (*Chronik des Landes Preußen*, um 1420) sowie spätere Werke wie das von Matthaeus Waissel (*Chronica Alter Preusscher / Eiffländischer / vnd Curländischer Historien. Von dem Lande Preussen*, um 1599).

In diesem Aufsatz werden einige Belege aus den deutschen Chroniken mit dem Ziel herangezogen, das Bild der Litauer, das den zeitgenössischen Lesern vermittelt wird, zu ermitteln. In den genannten Chroniken wird die meiste Aufmerksamkeit den Pruzzen oder Letten geschenkt, aber das weiter entfernte und wenig bekannte Land der Litauer sowie der Kontakt mit seinen Menschen werden auch mehrere Male erwähnt.

18 Rimvydas PETRAUSKAS. *Eiliuotoji Livonijos kronika (Livländische Reimchronik)*. Abrufbar unter: [http://www.saltiniai.info/files/literatura/LC00/Eiliuotoji\\_Livonijos\\_kronika.LC0900D.pdf](http://www.saltiniai.info/files/literatura/LC00/Eiliuotoji_Livonijos_kronika.LC0900D.pdf) (Eingesehen am 13.7.2019).

### 3. Zur Textwirkung nach der Framing-Theorie

Für die folgende Untersuchung der Textwirkung auf die Leser erwies sich die Framing-Theorie als hilfreich. Nach Robert Entman, einem der Hauptvertreter des Ansatzes aus den 1990er Jahren, sucht man „trotz der Allgegenwart des Framing in den Sozialwissenschaften vergebens nach einer Theorie, die erklärt, wie Frames sich in Texte einbetten und sich dort manifestieren oder wie Framing das Denken beeinflusst“.<sup>19</sup> Die aus den Sozialwissenschaften stammende Theorie wurde im letzten Viertel des 20. Jahrhunderts auch für linguistische Forschungsfelder relevant, die sich mit Texten und Gesellschaften befassen. So hat auch die von George Lakoff begründete kognitive Linguistik mit Framing zu tun. Lakoff argumentiert, dass ein Großteil des Denkens unbewusst stattfindet und unsere Urteile, inklusive Urteile moralischer Natur, von so genannten konzeptuellen Metaphern abhängen, die durch Sprache aktiviert würden. „Wir nutzen diese Metaphern, um moralische Fragen zu framen; um sie zu interpretieren, sie zu verstehen und um ihre Konsequenzen abzuschätzen.“<sup>20</sup> Das Framing-Konzept wurde wohl zum ersten Mal 1972 von Gregory Bateson vorgeschlagen. Er definierte den Begriff *psychological frames* als „spatial and temporary bounding of a set of interactive messages“<sup>21</sup>. Solche sprachliche Einrahmung funktioniert als eine Form der Metakommunikation. Die Framing-Theorie behandelt die Frage, wie die Ausdrucksform der Information, die dem Auditorium angeboten wird, die Zuhörer in ihrer Bewertung des Gehörten oder Gelesenen und ihrem weiteren Umgang damit beeinflusst. Die Grundidee der Theorie kann am Beispiel eines Wasserglases veranschaulicht werden: Durch die gezielte Wahl des Framing, der Rahmung, kann eine negative Deutung (*halb leeres Wasserglas*) oder eine positive Deutung (*halb volles Wasserglas*) der Aussage erzeugt werden. Die Frames (etwa von Medientexten) enthalten meistens einige Strukturelemente wie Problemdefinition (*conflict*), Ursachenzuschreibung (*cause*), Stellenwert (*public interest*), moralische Bewertung (*morality*) und Handlungsempfehlung (*consequence*). Heute wird die Framing-Theorie in verschiedenen Disziplinen wie Psychologie, Linguistik, Politik- und Medienwissenschaft, Soziologie und Wirtschaftswissenschaften angewendet. Eigene oder gruppenspezi-

19 Abrufbar unter: <https://www.spektrum.de/news/wie-maechtig-framing-wirklich-ist/1627094>. (Eingesehen am 4.7.2019).

20 George LAKOFF, *Moral Politics: What Conservatives Know That Liberals Don't*, Chicago 1996, S. 44.

21 Gregory BATESON, *Steps to an ecology of mind: Collected essays in anthropology, psychology, evolution and epistemology*, San Francisco 1972, S. 197.

fische Weltwahrnehmung, entsprechende Wortwahl und gezielte Ideenvermittlung – das sind die Faktoren, mit deren Hilfe der Textverfasser den Text so gestaltet, wie ihn das Publikum dann wahrnimmt und wahrnehmen soll.

#### 4. Die Rolle des Verfassers und des Auditoriums am Beispiel der Chroniken

Die ausgesuchten Chroniken des 13. bis 15. Jahrhunderts können als eine bestimmte Art von Medientexten betrachtet werden. Darin wurden nicht nur historische Ereignisse und bedeutende Persönlichkeiten dokumentiert. Sie dienten wie moderne Medientexte der Informationsvermittlung, Unterhaltung und in vielen Fällen auch der Meinungsbildung. Somit können auch die Überlegungen, die Framing-Theorie auf diese historischen Texte anzuwenden, als begründet gelten. Im Folgenden wird versucht, der Frage nachzugehen, welches Bild von den historischen Völkern an der Ostsee am Beispiel der Litauer die Autoren der Chroniken den zeitgenössischen Lesern vermitteln. Daraus ergibt sich dann die Zuschreibung einer Charakteristik.

Neben den genannten strukturellen Bestandteilen des Framing sollte man dabei die weiteren Aspekte berücksichtigen, die einen Beitrag zur inhaltlichen und emotionalen Gestaltung des Textes leisten, so beispielsweise die Hintergrundinformationen des Verfassers, sein eigenes Erkenntnisinteresse und seine Zielsetzungen sowie die soziolinguistischen Merkmale des Publikums. Wenn man als Beispiel die Autoren Peter von Duisburg und Nikolaus von Jeroschin sowie ihre Arbeiten vergleicht, kann man die genannten Aspekte gut nachvollziehen. Über das Leben von Peter von Duisburg ist wenig bekannt. Er war wohl Deutschordenspriester und Chronist, der in seiner Tätigkeit von der Idee des von Gott befohlenen Krieges, des „bellum justum“<sup>22</sup>, eines Krieges gegen die Feinde des Glaubens, der Kirche und des Papstes, geleitet wurde. Als Nikolaus von Jeroschin, Kaplan des Hochmeisters Dietrich von Altenburg<sup>23</sup>, von der Ordensleitung den Auftrag erhielt, das *Cronicon terre Prussie* ins Deutsche zu übertragen, war für ihn Vorlagentreue selbstverständlich. Er

22 Alexander MOSELEY, Just War Theory, in: Internet Encyclopedia of Philosophy. Abrufbar unter: <https://www.iep.utm.edu/justwar/> (Eingesehen am 14.8.2019).

23 Sabine SCHMOLINSKY: Nikolaus von Jeroschin, in: Neue Deutsche Biographie (NDB), Bd. 19, Berlin 1999, S. 272. Abrufbar unter: <https://www.deutsche-biographie.de/gnd119014998.html#ndbcontent> (Eingesehen am 7.8.2019).



hat nicht nur „zimlich accurat“<sup>24</sup> übersetzt, sondern auch die zentrale Idee der Duisburgischen Konzeption übernommen: Die Ordensgeschichte ist die Geschichte des andauernden Kampfes des Guten gegen das Böse, der tapferen Gotteskinder gegen die wilden Heiden. Beide Textautoren verbindet das gemeinsame Ziel der Texte, und zwar die Stärkung der korporativen Identität unter den Ordensbrüdern. Die Form der sprachlichen Mitteilung ist aber jeweils eine andere, und sie wirkte auf das Publikum wohl anders. Die Wahl der Ausgangssprache des Textes war für Duisburg eindeutig: Latein kennzeichnete die Teilhabe an der geistigen und geistlichen Welt und war Bestandteil der Ordensadministration, auch wenn sein Text als Tischlesung für die Ordensbrüder gedacht war. Demgegenüber entschied sich Nikolaus von Jeroschin für eine gereimte, publikumsorientierte deutsche Version. Sein Auditorium war wohl kaum des Lateinischen mächtig. Beide Texte spiegeln vielleicht auch den unterschiedlichen Charakter der beiden Autoren (was leider schwer zu beurteilen ist) wider. Wenn man die Qualitätsunterschiede der Texte (Duisburg: steif, eng, geistlich; Jeroschin: lebendig, weltoffen, ritterlich) in Betracht zieht, möchte man von verschiedenen literarischen Texttypen sprechen und an verschiedene Rezipientengruppen<sup>25</sup> denken. Bei Duisburg handelt es sich um ein ordensinternes Publikum; er richtet seinen Text an die Vertreter des Papstes und der Ordensverwaltung; der Text soll als historische Quelle und Dokumentationswerk dienen. Bei Jeroschin handelt es sich hingegen um ein breiteres, ordensinternes und -externes Publikum. Bei Jeroschin stehen erzählerische Qualitäten im Vordergrund, und damit ergibt sich die Möglichkeit „zu intensiverer Breitenwirkung im volkssprachlichen Bereich.“<sup>26</sup> Der Text wurde zum Vortragen oder Vorsingen bestimmt und ist durch den Reim und Wiederholungen leicht einprägsam. Daraus folgt: Die Wirkung der Texte auf das Publikum kann unterschiedlich beurteilt werden. Duisburger Text wirkt asketisch, für den Text von Jeroschin sind Emotionalisierung, affektive Aufrufe und kollektives Gebet sowie auch Spott und Scherz charakteristisch.<sup>27</sup>

24 Gisela VOLLMANN-PROFE, Ein Glücksfall in der Geschichte der preußischen Ordenschronistik. Nikolaus von Jeroschin übersetzt Peter von Dusburg, in: Forschungen zur deutschen Literatur des Spätmittelalters. Festschrift für Johannes Janota, hrsg. v. Horst Brunner/ Werner Williams-Krapp, Tübingen 2003, S.125–140, hier S. 128.

25 Ebd., S. 135.

26 Ebd., S. 139.

27 Er sagt, dass er wenig Deutsch könne, so nach der Übertragung von Strehlke (vgl. IV. Di Kronike von Pruzinlant des Nicolaus von Jeroschin, hrsg. v. Ernst Strehlke. Abrufbar unter: <http://mhdwb-online.de/Etexte/HTML/nvjer.html>. Eingesehen am 12.9.2019), „wie ihn diejenige lehrte, de-

Von den vermuteten 17.000 Zeilen der deutschen Reimchronik *Neue Preussische Chronik* von Wigand von Marburg sind nur Fragmente bekannt. Eine breitere Rezeption genoss ihre Übertragung ins Lateinische.<sup>28</sup> Die Chronik ist den Kriegszügen der Ordensbrüder nach Litauen gewidmet und besingt die Kämpfe mit den Heiden. Von den anderen zeitgenössischen Chronisten unterscheidet sich Wigand von Marburg wohl dadurch, dass er den Kreuzzügen und dem Rittertum erhöhte Aufmerksamkeit zeigt<sup>29</sup>: Er liefert eine lebendige und an Schilderungen reiche Erzählung eines Zeitzeugen. Wigand von Marburg war kein Ordensbruder, sondern ein Herold des Deutschen Ordens in Preußen; er sorgte für diplomatische Angelegenheiten, Ritterturniere, Festlichkeiten und Einhaltung der Regeln. Als Grundlagen für seinen Text dienten die Chroniken sowohl von Duisburg als auch von Jeroschin. Er stützte sich aber zum großen Teil auf die mündliche Tradition und auf Nacherzählung der Zeitzeugen, wohl auch auf das *Chronicon Livoniae* von Hermann von Wartberge (bis zum Jahr 1378)<sup>30</sup>, welcher mit seinem Geschichtswerk die lange Tradition der livländischen Deutschordenschronistik fortsetzte. In den 1290er Jahren ist die (*Ältere*) *Livländische Reimchronik* entstanden, der fünfzig Jahre später die Reimchronik des landmeisterlichen Kaplans Bartholomäus Hoeneke folgte. Daraus ist zu sehen, dass die Chroniken vorrangig (mit minimalen Ausnahmen) von den Geistlichen, die ein höheres Amt im Orden innehatten, verfasst wurden, was natürlich impliziert, dass in den Texten die christlichen Ideale und die Ideen der Missionierung streng eingehalten werden.

ren Milch ihn nährte und dass auch seine Rede unhöfischer Art sei“ (*darzû lutzil dûtschis kann, ôt also mich di larte, der spune mich ê narte, der spune mich ê narte, dâvon ouch umbesnittin nâch hovelîchin sittin mînes mundis lippen sîn, NvJ 304–309*).

28 Chronica seu Annales Wigandi Marburgensis, ed. J. Voigt et E. Raczyrski, Posnaniae, 1842.

29 Rita TROMONIENĖ, Vygando Marburgiečio kronika. Įvadas (Einleitung in die Chronik von Wigand von Marburg), in: Vygandas Marburgietis, Naujoji Prūsijos kronika (Wigand von Marburg. Neue Preussische Chronik), Vilnius 1999, S. 16.

30 Ebd., S. 17.

## 5. Das in den Ordenschroniken vermittelte Bild der Litauer

Die historischen Völker der östlichen Ostseeküste werden in den Chroniken des Deutschen Ordens meistens als verwandte, benachbarte Völker dargestellt, die durch die ähnlichen Sprachen, verwandte Kultur und gemeinsame Traditionen, alte Religion und einheitliches Territorium verbunden sind. Die Darstellung dieses fernen und unbekanntes Territoriums beginnt Peter von Duisburg mit der Bemerkung, dass der christliche Samen in der schlechten Erde nicht gedeihen (*in terram non bonam*, PvD II, 1) konnte, alle waren in der Unzucht verroht (*tantum erant obstinati in malicia sua*, PvD II, 1), und niemand konnte sie von dem Fehler des Unglaubens abwenden. Nikolaus von Jeroschin gibt die Worte inhaltsgetreu wider (*Abir want der same werde / dâ niht vil in gûte erde, / des machte er ouch keine vrucht*, NvJ 1532–1534). Er ergänzt aber die Stelle mit seinem eigenen Kommentar zu der nach christlicher Auffassung bösarigen und sündigen Lebensweise und dem falschen Glauben (Unglauben), von denen sich die Litauer mit keinen seligen Mahnungen und Lehren abwenden lassen (*Ir bôse, suntliche unzucht / hatte sî vorhart sô sêre, / daz dikeiner hande lêre / noch manunge der sêlikeit / sî konde entzîn von irrekeit / noch enmochte an in beroubin / iren valschin ungeloubin*. NvJ 1535–1542). Obwohl die Chronik von Duisburg zum größten Teil den Kriegen mit den Pruzen (alle Stämme werden im Einzelnen genannt) gewidmet ist, werden am Anfang des dritten Teiles und am Ende der Chronik auch Litauer erwähnt. Nach der Darstellung der Religion und der Lebensweise der Pruzen werden deren Opferzeremonien, mit denen der Litauer und anderer benachbarter Völker verglichen: Alle pflegen im Anschluss an einen Sieg die gleichen Riten. Sie verbrennen einen Teil des Raubgutes an einer für sie heiligen Stelle, darunter verbrennen sie auch Pferde (*Nunc autem Lethowini et alii illarum parcium infideles dictam victimam in aliquo loco sacro secundum eorum ritum comburrunt, sed antequam equi comburrerentur*. PvD III, 5). Im letzten Teil der Chronik werden die Angriffe der Litauer auf das Ordensterritorium dargestellt. In diesem Zusammenhang wird die Notwendigkeit begründet, sie zu bekämpfen. Eine der Episoden stellt das Eindringen des litauischen Heeres in Reval dar, als es die Stadt verbrannte und ausraubte und über fünf Tausend Adlige, Frauen, Männer und Mädchen ermordete (*cepit et interfecit*, PvD III, 343). Auch „entsetzlich besudelte und berührte“ es Kirchen, Sakramente, Kirchenbekleidung und Kelche (*in-humatiter poluit et contrectavit*, PvD III, 343). Nikolaus von Jeroschin beschreibt diesen Vorfall detaillierter. Emotional aufgeladen schildert er die menschlichen Verluste und den Schaden, der verursacht wurde, und am Ende der Passage nennt der Autor ver-

allgemeinernd jeden Litauer einen unreinen Hund (*der unreine hunt*, NvJ 25815). Der Vergleich mit Hunden oder wilden, blutrünstigen Waldtieren ist in diesem Diskurs nicht neu. Schon Heinrich von Lettland verglich in seiner Chronik die Litauer, die von den Fischern des Bischofs ihre Kleidung verlangten, mit reißenden Wölfen (*quasi lupi rapaces*, HvL V: 3).

Viele Handlungen des litauischen Heeres oder der Landesbewohner werden im Zusammenhang mit heidnischen oder unverständlichen Riten dargestellt. Von den alten volkstümlichen Riten der Litauer berichtet eine Episode, als die deutschen Ritter einen Hinterhalt für die Litauer bereiten wollten. Ein Litauer nutzte in der Nähe des Hinterhalts einen bei den heidnischen Stämmen üblichen Ritus (*ritum gentilitatis*, PvD III, 347) und warnte die Stammesangehörigen, dass auf sie ein Hinterhalt lauere und sie zurückkehren sollten. Nikolaus von Jeroschin bezeichnet diesen Vorgang konkreter mit der Nennung des Volkes (*nâch littouwischem wâne*, NvJ 25973–25946). In der Chronik von Wigand von Marburg wird eine lokale Einwohnerin genannt, die den Deutschen Hochmeister, nachdem sie eine Vision hatte, vor dem Zug in das litauische Land warnt. Das bei der Bezeichnung der heidnischen Einheimischen verwendete Attribut kann sowohl positiv ihren Stolz, aber auch in seiner Nebenbedeutung ihr listiges Wesen bezeichnen (*per quamdam animosam paganam*, WvM 32).

Wenn die Ordensbrüder auf Litauer stoßen, wird deren Zahl wohl übertrieben oder mit entsprechenden Epitheta aufgebauscht, um die Handlungen der Ordensbrüder zu rechtfertigen, wie in der folgenden Textstelle bei Duisburg deutlich wird: Ein gewisser Mucko sah viele litauische Reiter, und er erschrak vor ihrer Vielzahl und Macht (*Mucko [...] vidit plures equites de Lethowia, et expavescens eorum multitudinem et potenciam [...]*, PvD III, 353). Somit wird der Rückzug der Brüder rechtfertigt, wenn auch dies nicht unbedingt der eigentliche Grund sein kann. Eine Gruppe litauischer Reiter bezeichnet Nikolaus von Jeroschin an dieser Stelle als *von riten eine grôze schar* (NvJ 26106).

Litauen wird bei Duisburg mehrmals in Bezug auf die Notwendigkeit der Missionierung des Landes erwähnt. Hier findet man auch die genauere Darstellung eines Friedensvertrages zwischen den Legaten des Papstes und dem „litauisch-russischen König“ (PvD III, 356). Nach dem Abschluss dieses Vertrages wird dann aber ein weiterer Vorfall berichtet, der einmal mehr die Haltung der christlichen Vertreter zu den Litauern verdeutlicht: Die Ordensbrüder glaubten, einen Frieden in Livland und Preußen erlangt zu haben, aber der oben genannte listige König (*der kunig unreine*, NvJ 26282), Feind des christlichen Glaubens und der Gläubigen (*fidei hostis et fidei-*

um, PvD III, 357) unternahm einen Raubzug nach Masowien und Livland. Der letzte Abschnitt in der Chronik von Duisburg endet mit dem Ausruf, dass der litauische König, der sich von dem christlichen Glauben abgewendet hat, ein Betrüger sei (*seductor iste*, PvD III, 358). Nikolaus von Jeroschin wählt ein anderes Epitheton, indem er den Großfürsten Gedimin einen heidnischen Hund (*dirre heidenische hunt*, NvJ 26330) nennt, dem man als einem heidnischen Erbfeind nicht vertrauen kann, auch wenn in folgenden Kapiteln sein Handeln teilweise relativiert wird. Ähnlich negativ ist das Bild aller Litauer, die zu ihrem Fürsten und ihrem Glauben stehen. Eine positive Darstellung verdienen nur die Litauer, die sich zum Christentum bekennen, und dem Orden die von ihnen verwalteten Burgen übergeben. In einem solchen Fall wird der Litauer namens Draike, *ein burcman von Oukain* (NvJ 22202), gelobt, dass er, der so lange von dem Teufel gefangen war, jetzt den Götzen absagen will und endlich den wahren Glauben gefunden habe (*des wâren gots gebote / mit dînste sich inbindin / und cristinlich gesindin*, NvJ 22209–22211). In einem anderen Beleg wird der Litauer, der das Tor seiner Burg öffnet und seine Landsleute töten lässt, samt seinem Vater, seinen Brüdern und seiner Familie mit der Gnade der Taufe beschenkt (*cum patre et fratribus suis totaque familia baptismi gratiam est adeptus*, PvD III, 301). In einem zeitlich früheren Beleg wird ein Litauer als positives Beispiel dargestellt, der sich zu spät, wenn auch nach einer List gegenüber den Ordensbrüdern, zum christlichen Glauben bekennt und darin selig entschlâft (*qui tamen postea conversus ad fidem Cristi in ea feliciter obdormivit*, PvD III, 239). In einem weiteren Beleg wird einmal auch ein litauischer Adliger mit positiven Epitheta versehen, weil er seine Krieger von der Verfolgung der Ordensbrüder abrät. Peter von Duisburg bezeichnet ihn als einen klugen und erfahrenen Mann (*vir sapiens et experientia doctus*, PvD III, 311), was als eine bemerkenswerte Ausnahme<sup>31</sup> gelten kann.

Wigand von Marburg als Ordenschronist und mittelalterlicher Dichter sieht das Ziel des Textes vor allem in der Schilderung der Kreuzzüge. Die Einwohner Litauens sind nach seiner Auffassung vor allem die Feinde des christlichen Glaubens. Der heidnische Glaube bedingt ihre Boshaftigkeit, List und Grausamkeit, deswegen bietet der Autor mehrere Vorfälle samt genauen Beschreibungen, in denen die Litauer ihre Gefangenen ohne jedes Mitgefûhl behandeln: In der Darstellung eines Raubzuges nach Riga im Jahr 1345 vernichten sie nicht nur das Eigentum der Ordensbrüder, eine kleine Stadt (*Neuermûhlen*) und deren Menschen, sondern sie nehmen auch ei-

31 Vgl. SARNOWSKY 2012, S. 247.

nen vorbeiziehenden, unbeteiligten Händler fest, schneiden ihm den Bauch auf und binden ihn mit seinem Darm an einen Baum (WvM 32). Die Meinung des Chronisten über die Litauer wird auch durch die Christianisierung Litauens im Jahr 1387 nicht positiver. Das Ereignis wird in seiner Chronik gar nicht genannt, die Litauer bleiben in der Auffassung Wigands von Marburg dieselben Heiden, und mit ihnen muss der Krieg unter dem Zeichen des Kreuzes dann auch weiter ausgefochten werden.

Die Textbeispiele zeigen, dass die Texte ordenspolitische Zielsetzungen verfolgen und eine positivere Darstellung der Feinde nur im Kontext positiver Entwicklungen für das Christentum und den Orden erlauben. Einerseits spielt der christliche Glaube eine wesentliche Rolle, andererseits stehen aber auch die Haltung dem Orden gegenüber und die Unterstützung seiner Mission im Vordergrund. Für die kritische Sichtung der genannten Chroniken eignet sich die oben beschriebene Frame-Struktur hervorragend. Diese Texte der Textsorte Chronik enthalten als zeitgenössische Medientexte die Problemdefinition (den politischen und geistlichen Konflikt zwischen dem Ordensstaat und den heidnischen Ländern), die Ursachenzuschreibung (das europäische Interesse, den lokalen Einwohnern zu helfen und sie aus der Dunkelheit des Glaubens und ihrer Lebensweise zu retten), die moralische Bewertung (die Verpflichtung der Ordensbrüder, die genannten Handlungen durchzuführen) und die Handlungsempfehlung, womit der Krieg unter dem Zeichen des Kreuzes als gerechtfertigt erscheint. Es lässt sich auch anmerken, dass ein positives Bild von lokalen Völkern und im untersuchten Fall ein positives Bild der Litauer der Zielsetzung dieser Textsorte widersprechen würde. Ein solches Bild wäre nur in Einzelfällen, abhängig von der persönlichen Wahrnehmung des Verfassers, möglich.



**Anschriften der Autorinnen und Autoren**

Ineta Balode, Universität Lettlands, inetabalode@inbox.lv

Manfred von Boetticher, Baltische Historische Kommission, manfred.boetticher@gmx.de

Gisela Brandt, Universität Rostock, gisela.a.m.brandt@t-online.de

Justina Daunorienė, Universität Vilnius, justina.daunoriene@ff.vu.lt

Agnese Dubova, Hochschule Ventspils, Universität Liepāja, agnese.dubova@gmail.com

Rolf Füllmann, Universität zu Köln, rolffuellmann@t-online.de

Mark Häberlein, Otto-Friedrich-Universität Bamberg, mark.haeberlein@uni-bamberg.de

Benedikts Kalnačs, Universität Lettlands, benedikt@inbox.lv

Walter Kuhfuß, Universität Trier, walter@kuhfuss.net

Bernd Marizzi, Universität Madrid, marizzi@ucm.es

Lina Plausinaityte, Universität Vilnius, plausinaite@gmail.com

Konrad Schröder, Universität Augsburg, konrad.schroeder@phil.uni-augsburg.de

Anuschka Tischer, Universität Würzburg, anuschka.tischer@uni-wuerzburg.de

Pēteris Vanags, Universität Lettlands, Universität Stockholm, peteris.vanags@lu.lv

Vibeke Winge, Universität Kopenhagen, vibeke.winge@gmail.com

Vilma Zubaitienė, Universität Vilnius, vilma.zubaitiene@gmail.com





University  
of Bamberg  
Press

Seit Jahrhunderten gilt der Ostseeraum als eine Großregion der vielen Sprachen und Kulturen – als ein Drehkreuz des internationalen Handels, des geistigen Austauschs, der multilateralen Beziehungen und damit auch komplex gestufter Mehrsprachigkeit. Zu den überregional bedeutsamen Sprachen gehörten hier Niederdeutsch als Sprache der Hanse; Hochdeutsch als nachreformatorische Kultur- und Kirchensprache in den Städten; Dänisch als politisch bedeutsame Nachbarsprache; Niederländisch als Sprache einer frühneuzeitlichen Seemacht; Russisch als Handelssprache und Sprache einer seit dem frühen 18. Jahrhundert expandierenden Großmacht; Französisch als internationale Sprache des 18. Jahrhunderts; Englisch als Sprache einer Handels- und Industrienation; Italienisch als Kultursprache; und punktuell sogar Spanisch. Als Handelsidiom und Kultursprache der Siedlungen mit hohem jüdischem Bevölkerungsanteil fungierte zudem das jiddische.

Der vorliegende Sammelband bietet Ergebnisse einer Tagung der Matthias-Kramer-Gesellschaft zur Erforschung der Geschichte des Fremdsprachenerwerbs und der Mehrsprachigkeit, die im September 2018 an der Universität Riga stattfand. Die Beiträge beleuchten die Vielsprachigkeit des Ostseeraums aus sprach-, kultur- und literaturhistorischen Perspektiven. Das Spektrum der behandelten Themen reicht vom Hochmittelalter bis ins beginnende 20. Jahrhundert.



ISBN 978-3-86309-842-1



9 783863 098421

[www.uni-bamberg.de/ubp](http://www.uni-bamberg.de/ubp)